Humoresken und Phantasien.

Von

Max Kalbeck.

Wien
Verlag der Literarischen Gesellschaft.
1896.

Literarische Gesellschaft
in Wien
I., Eschenbachgasse 9.

Stifter der Literarischen Gesellschaft.

K. Ad. Bachofen v. Echt,
Nicolaus Dumba,
Carl Figdor,
Max Ritter v. Gutmann,
Moritz Ritter v. Gutmann,
Wilhelm Ritter v. Gutmann,
Friedrich Baron v. Leitenberger

Alexander Freih. v. Popper,
Sigmund Reitzes,
Albert Freih. v. Rothschild,
Nathaniel Freih. v Rothschild
Josephine Paul Schiff,
Marie Gräfin Sizzo-Noris,
Gustav Baron v. Springer,

Wilhelm Zierer.

Gesammtvorstand.

Directorium.

Präsident: **Karl v. Lützow**, Phil. Dr. und o. ö. Professor an der k. k. Technischen Hochschule in Wien; I. Vice-Präsident: **Hans Grasberger**, Schriftsteller; II. Vice-Präsident: **Max Kalbeck**, Schriftsteller; Generalsecretär: **Fritz Lemmermayer**, Schriftsteller; Schriftführer: **Moriz Necker**, Dr. Phil., Schriftsteller; Geschäftsleiter: **Max Breitenstein**, Jur. Dr., Herausgeber der Allg. Jur.-Ztg. und Verlagsbuchhändler; Cassier: **Anton Einsle**, Redacteur der Oesterr. Buchhändler-Correspondenz und Buchhändler.

Vorstandsmitglieder.

Alfred Freih. v. Berger, Phil. Dr. und a. o. Professor an der k. k. Universität in Wien; Dr. **J. J. David**; **Karl Glossy**, Jur. Dr., Director der Bibliothek und des Museums der Stadt Wien; **Moritz Ritter v. Gutmann**, Schriftsteller; Dr. **Theodor Herzl**; **C. Karlweis**; **Felix Karrer**, kön. Rath, Secretär des Wissenschaftlichen Club; **Richard v. Kralik**, Schriftsteller; **Josef Lewinsky**, k. u. k. Hofschauspieler und Regisseur; **Rudolf Lothar**, Phil. Dr., Schriftsteller; **Jacob Schipper**, Phil. Dr. und o. ö. Professor an der k. k. Universität in Wien; **Karl v. Thaler**, Schriftsteller; **Oskar Teuber**, k. k. Reg.-Rath.

Geschäftsleitung: **M. Breitenstein**, Wien und Leipzig.

Literarische Gesellschaft in Wien

I. Eschenbachgasse 9.

Auszug aus den Statuten:

§ 2. Die Literarische Gesellschaft in Wien hat den Zweck, einerseits die Bestrebungen der Schriftsteller dadurch zu fördern, daß diesen Gelegenheit geboten wird, ihre Werke unter günstigen Bedingungen und in würdiger Form zu veröffentlichen, andererseits ihren Mitgliedern die Anschaffung **guter** Bücher bei **geringen** Kosten zu ermöglichen.

Die Literarische Gesellschaft ist kein auf Gewinn berechnetes Unternehmen.

Die Zwecke der Gesellschaft sollen durch Preis-Ausschreibungen (§§ 7 und 12) und andere geeignete Mittel möglichst gefördert werden.

§ 3. Die Gesellschaft veröffentlicht Werke der schönen Literatur und wissenschaftliche Arbeiten von allgemeinem Interesse.

In Ausführung ihrer Aufgabe wird die Gesellschaft keinerlei Tendenzen, weder in literarischer, noch in politischer oder religiöser Beziehung verfolgen, sondern stets nur darauf Bedacht nehmen, Geistesproducte von bleibendem Werthe zu veröffentlichen.

§ 4. **Die Gesellschaft veröffentlicht in der Regel jährlich vier Bände, zusammen von ungefähr 60 bis 80 Druckbogen und gibt dieselben eingebunden an ihre Mitglieder unentgeltlich ab.**

§ 6. **Die ordentlichen Mitglieder sind verpflichtet, den Jahresbeitrag in vierteljährigen Zahlungen von je 2 Gulden = 3 M. 50 Pf. insolange zu entrichten, als sie nicht ein Kalender-Quartal vorher ihren Austritt angezeigt haben. Der Eintritt verpflichtet für mindestens ein Jahr.**

Die von der Gesellschaft veröffentlichten Werke können auch an Nichtmitglieder, jedoch nur zu einem erhöhten, vom Directorium (§ 7) festzusetzenden Preise abgegeben werden.

Die Mitglieder haben das Recht, an allen Versammlungen und Veranstaltungen der Gesellschaft theilzunehmen.

Das Vereinsjahr läuft von October an, doch kann der Beitritt jederzeit erfolgen.

Preis des Bandes

für Mitglieder geb. fl. 2.— = M. 3.50, für Nichtmitglieder geb. fl. 3.— = M. 5.—, broch. fl. 2.50 = M. 4.20.

Humoresken und Phantasien

von

Max Kalbeck.

Humoresken

und

Phantasien.

Von

Max Kalbeck.

Wien.
Verlag der Literarischen Gesellschaft.
1896.

Druck von Raimann & Gobina, Wien, I., Fleischmarkt 12.
Papier von der Neusiedler-Actien-Gesellschaft für Papier-Fabrication.

Inhalt:

Moschus.

Woher kommen jene räthselhaft und plötzlich aufleuchtenden Bilder, welche unbegehrt und unvermuthet wie mit einem Zauberschlage uns vor die Seele treten, unseren Geist widerstandslos gefangen nehmen, die Zeit aus den Angeln heben und uns einen wehmüthigen oder erstaunten Blick in entschwundene Welten thun lassen? Das Gedächtniß ist treulos und unzuverlässig, wie ein schlechter Diener, eigensinnig und trotzig, wie ein verzogenes Kind, und doch auch wieder freigebig und gütig, wie eine wunderthätige Fee.

Mit süßen Weihnachtssorgen beschwert, spazierte ich über den Graben in Wien und blieb vor dem Schaufenster eines der elegantesten Galanteriewaaren-Geschäfte stehen, unschlüssig, was von jenen tausenderlei unnützen, hübschen Sächelchen ich für die bevorstehende Christbescheerung aussuchen sollte. Ich dachte gerade an den Ausspruch jenes classischen Weltweisen, der da lautet: „Wie Vieles giebt es doch, das ich nicht nöthig habe!" als die Ladenthür aufging und eine vornehme, ältere Dame, von ihrem mit Packeten beladenen Diener gefolgt, heraustrat. In demselben Augenblick stach mir ein penetranter Moschusgeruch in die Nase, der offenbar

von den Kleidern der hochwohlgebornen Matrone ausging und eine ganze Wolke ätherischen Oeles auf der Straße verbreitete. Seit vielen Jahren hatte ich dergleichen nicht gerochen; denn auch die Kunst der Parfümerie schreitet mit der Zeit fort, und das Patchouli hat schon längst feineren Essenzen weichen müssen, die nach Heliotrop, Orange, Veilchen von Parma und anderen Blüthen duften. Merkwürdig! Während die Stäubchen des zudringlichen, unmodernen Parfums meine empfindlichen Geruchsnerven reizten, traten mir beinahe gleichzeitig drei grundverschiedene Gegenstände vor Augen, zwischen denen im Augenblick keine logische Verbindung herzustellen war: ein hübsches Mädchen von etwa dreizehn Jahren, ein Paar Schlittschuhe und ein kleines abgegriffenes Buch. Diese drei Dinge sah ich mit so greifbarer Deutlichkeit vor mir, daß ich sie hätte malen können, und doch haben sie längst ihre Formen gewechselt, und ihre Atome sind andere Verbindungen mit der Materie eingegangen. In dem Buch, einem kleinen dicken Band in Sedezformat, in Lederrücken und rothem Schnitt, erkannte ich sofort meinen alten Homer, welchen der Vater aus seinem eigenen Schulbücherschatz mir bei meiner Versetzung nach der Untertertia geschenkt hatte. Viele Seiten darin verrathen die Spuren scandirender Knabenhand, welche männliche und weibliche Cäsuren durch dicke Bleistiftstriche hervorhob und den zierlich gedruckten Hexametern das Ansehen eines pfahlreichen Weingartens verschaffte. O, wie liebte ich dieses Buch! Ich trug es immer in der Seitentasche mit mir, lernte unterwegs die langhinrollenden griechischen Verse aus-

wendig und marschirte nach ihrem Takte zur Classe. Voll unsäglicher Verachtung blickte ich auf die jüngeren Pennäler hinab, die von den unsterblichen Bewohnern des erhabenen Olympos und den trojanischen Helden noch nichts wußten. Ha, und erst die Nymphen und Göttinnen mit den Lilienarmen und den schönwallenden Locken! Ach, daß auch mir einmal gleich dem edlen Dulder Odysseus eine dieser reizenden Frauen und Jungfrauen begegnete!

Solltest Du es vergessen haben, alter Träumer, wo und wann der Himmlischen Eine in irdischer Mädchengestalt zuerst Dir genaht? Die stählernen Flügelsandalen mit den langen, aufwärts gebogenen Haken und dem unendlichen Riemzeug, das Deine von Frost erstarrten Finger kundig zu binden und zu lösen verstanden, müssen es Dir sagen. Ja, das sind die heiß ersehnten kostbaren, unerschwinglich theuren holländischen Schlittschuhe, deren glattpolirte, von keiner erbärmlichen Hohlkehle mehr entstellte Schneide die spiegelglatte Fläche kaum noch zu berühren scheinen und Dich im Fluge über die abgeschliffene, leicht mit Flocken bedeckte Bahn des hartgefrorenen Stadtgrabens dahintragen. Thu' es dem Argustödter nach, zwölfjähriger Homeride, binde Dir unter die Füße die schönen, neuen ambrosischen Stahlsohlen, daß Du auf dem grünen Krystall der Fluth im Hauche des Windes einherschwebest dem lieben Kinde entgegen, dessen eiliger Lauf Deine Götterbahn durchkreuzt. Wehe, die Eisen Eurer Schuhe scheinen sich magnetisch anzuziehen, ihre Schnäbel verfangen sich, und Ihr liegt Beide, hierhin und dorthin gestreckt, auf dem Rücken.

Du rafffst Dich hurtig empor und springst der sich im Schnee wälzenden Kleinen zu Hilfe. Wohl ist ihr das Weinen näher als das Lachen, aber sie verbeißt ihren Aerger und Schmerz und lächelt Dich freundlich an. Sie sagt nichts als „O, mein Muff!" und Du bemerkst erst jetzt, daß der wärmende Schützer der Hände zehn Klafter weit über das Eis hinweggeflogen ist. Eine hübsche Trommel, mit weißem, schwarzgeschwänzten Hermelin überzogen und mit blauem Atlas gefüttert. Federleicht wiegt der weiche Ball in Deiner Hand, und doch dünkt er Dich eine schwere Last. Dir klopft das Herz, und Du fühlst, wie das Blut Dir in die Wangen steigt. Allmälig wagst Du das Opfer Deiner bogenschlagenden Leidenschaft näher zu betrachten. Das Dämchen trägt einen hochgeschürzten, bordeauxfarbenen Seidenrock, eine schwarze Tuchjacke, über welche ein kurzer Hermelinmantel herabfällt, und einen wunderschönen blauen Hut, wie ihn sonst nur die großen Damen aufzusetzen pflegen, wenn sie in Besuch gehen. „Wie heißen Sie denn?" stotterst Du verlegen hervor. — „Ich heiße Marie, und Sie?" — „Max." Du ziehst ehrerbietig Deine Pelzmütze und bemerkst zum erstenmale, was für ein scheußliches, kosakenmäßiges Ungeheuer Du auf dem Kopfe sitzen hast. Die Kleine sieht Dich mit ihren braunen Rehaugen neugierig und forschend an, als erwarte sie, daß Du noch irgend etwas der Sachlage Entsprechendes thun oder sagen werdest. Du aber scheinst Deine ganze Aufmerksamkeit den sternförmigen, gefiederten Schneeflöckchen zuzuwenden, welche auf Deinem Aermel liegen, und würdest Dich nicht von der Stelle rühren, hätten

der blaue Hut, der weiße Hermelin und das dunkelrothe Kleid Dir nicht Adieu gesagt und eine Seitenschwenkung gemacht, um mit ihrer Eigenthümerin davonzusegeln. Ein langer Secundaner, der Dein Freund ist, weil er einen lebhaften Tauschhandel in Mineralien und Schmetterlingen mit Dir unterhält, kommt mit seinem Stuhlschlitten herangebraust. Er hat die Scene beobachtet und räth Dir als der erfahrene Menschenkenner, der er ist, der Dame eine Tour in seinem Gefährt anzubieten. „Meinst Du, daß das geht?" frage ich unschlüssig und kleinlaut. „Warum soll es nicht gehen?" erwiederte der Steinsammler, „ich fahre alle meine Flammen Schlitten, das ist den Mädchen das Angenehmste, und man hebt sich dadurch bei ihnen ein." Mariechen dankt mir verschämt für die Ehre, und ich stoße ihre theure Last unermüdlich die lange Bahn auf und ab, von einem Ende zum anderen, während mir der Schweiß in dicken Tropfen unter der Pelzmütze hervorrieselt. „Bitte, nicht so schnell", lispelt sie manchmal, oder fragt mit zurückgewendetem Kopfe: „Sind sie noch nicht müde?" — „Durchaus nicht Fräulein" — keuche ich hinter dem blauen Hute hervor und verdopple meine schwindenden Kräfte. Ich würde sie wahrscheinlich noch zwei Stunden hindurch gefahren haben, wäre nicht mein Freund, der uns in weitem Bogen wie ein Raubvogel umkreiste, herzugekommen, um mittelst eines Rippenstoßes mich zu bedeuten, daß er seinen Schlitten wieder haben wollte. Ich bringe also Mariechen bis an eine Bank, schnalle ihr, da sie erklärt, nach Hause gehen zu müssen, die Eisen ab, — sie fragt mich, ob ich morgen Nachmittags auch wieder zur Bahn

komme — und befinde mich in einer seltsamen, aber keineswegs unangenehmen Erregung.

Nun begann für mich eine Zeit des Hinbrütens, Grübelns und Träumens, und meine erhitzte Einbildungskraft zauberte aus den kalten Decembertagen des nordischen Winters Paradiese hervor, die in der Sonne Griechenlands leuchteten, dufteten und glühten. Homer und Marie! war die Losung, und meine Stunden eilten zwischen Präparationen auf die Odyssee, Eislaufen und Stuhlschlittenfahren dahin. Wo der Stadtgraben unterhalb der ehemaligen Festungsbastion eine Krümmung macht, liegt eine, kaum fünf Schritte im Geviert fassende, mit Bäumen bepflanzte Insel, die im Sommer von den Schwänen als Absteigequartier und Brutstätte benützt wird. Dieses kleine Eiland war mir bald der Wohnsitz der Lotophagen, bald Ogygia, bald wieder der gesegnete Strand der Phäaken, und ich fuhr um die Insel noch öfter in Gedanken, als auf Schlittschuhen herum. Ich dachte mir, wie schön es wäre, an eine Planke geklammert, mich vor dem Zorn des erderschütternden Poseidon zu retten, welcher genau so aussah, wie der grimmige Prorector des Gymnasiums — der Rector konnte nur mit dem Wolkenversammler Zeus verglichen werden — die „salzige Meerfluth" des friedlichen Stadtgrabens zu durchschwimmen und an dem seligen Gestade zu landen. Dort spielte Nausikaa mit den Gefährtinnen Ball, und ich sank vor ihr in die Kniee und flehte mit aufgehobenen Armen um ihren Schutz: „Seist Du eine Göttin oder ein sterbliches Weib, höre mich an!" Noch verlockender erschien mir der Gedanke, daß dort Kalypso

wohnte, die Nymphe mit den schönwallenden Locken. Wie herrlich muß sie gewesen sein, um einen Gewaltigen von der Beschaffenheit des edlen Laertiaden zu fesseln, daß er der Heimkehr zu seiner züchtigen Penelopeia vergessen konnte! Denn so jung und unerfahren mein gefühlvolles Tertianerherz auch war, das hatte ich mir doch zwischen den Versen des Dichters erlesen, daß Homer die notorische Untreue seines Helden nur beschönigen wollte, indem er die süße Gefangenschaft desselben als vom Schicksal verhängt darstellte. Der erfindungsreiche Odysseus hätte schon eher sein Floß zimmern sollen, wenn ihm gar so sehr darum zu thun gewesen wäre, den Rauch von Ithaka aufsteigen zu sehen. Aber er blieb bei der Nymphe, welche ihre geräumige Grotte mit Cedern- und Citronenholz lieblich durchräucherte und bei dem Gesang ihrer melodischen Stimme sich mit weiblicher Handarbeit beschäftigte, zurück, so lange es oder sie ihm gefiel.

„Selbst ein unsterblicher Gott verweilete, wenn er vorbeiging,
Voll Verwunderung dort und freute sich herzlich des Anblicks.“

Wie mögen Nausikaa und Kalypso wohl ausgesehen haben? Gewiß ganz anders als die gepanzerte Pallas Athene, die ich mir spindeldürr und trocken wie eine alte Gouvernante dachte oder die farrenäugige Hera, die so vielerlei Künste aufwenden mußte, um ihrem Gemal begehrenswerth zu erscheinen. Gänzlich unhistorisch und unmythologisch, aber gefällig und schmeichelhaft war das Bild, das ich mir von der Königstochter und der Grottenfee machte. Beide sahen einander zum

Verwechseln ähnlich, hatten braune Augen und ein niedliches Stumpfnäschen, trugen ein bordeauxrothes Seidenkleid und einen blauseidenen Hut, und wenn sie nicht Schlittschuh liefen, so war nur das südliche Klima und die Jahreszeit daran schuld.

An zwölf Tage mag das auf Lächeln ihrerseits und kleine Ritterdienste meinerseits gegründete, unschuldige Verhältniß zwischen Marie und mir gedauert haben. Unser Gespräch bewegte sich regelmäßig im Zirkel von „Bitte, nicht so schnell“ — „Sind Sie noch nicht müde?“ und „Durchaus nicht, Fräulein“; wenn es hoch kam, wurde eine Bemerkung über das Wetter oder die Güte und Frequenz der Eisbahn eingeschoben. Es war eine Unterhaltung, die jedem Eliteball zur Ehre gereicht haben würde. Nur einmal, als ich in der Schule für meine Uebersetzung aus dem Griechischen besonderes Lob eingeerntet hatte, faßte ich mir ein Herz und fragte Marie, während ich den Schlitten vor der Schwaneninsel anhielt, pathetisch: „Mein Fräulein, lieben Sie — Homer?“ — „Was ist das?“ entgegnete Marie und warf ihr Näschen in die Luft. Unglaublich, sie kannte meinen Dichter nicht und lachte über den komischen Namen! Und als ich ihr einige Hexameter in der Originalsprache citirte, meinte sie, das klinge wie hebräisch, und der „Taucher“ von Schiller sei ihr lieber. Sie sah reizend aus, als sie das sagte. An demselben Tage folgte ich ihr auf dem Heimwege von Weitem nach und blieb dann in schwärmerischer Versunkenheit vor dem Hause stehen, in welchem sie verschwunden war. Seither ließ sie sich nicht mehr blicken, und ich mußte mich

ohne sie behelfen. Sollte sie meine unbesonnene Herzensfrage verletzt haben, oder hatte sie am Ende gar bemerkt, daß ich ihr nachgegangen war? Melancholisch und von innerster Seele betrübt, fuhr ich in kurzen, trägen Schritten auf dem Stadtgraben hin und her; selbst die homerischen Nymphen versagten mir ihren Trost. Da überraschte mich mein Freund, der Secundaner, mit der Nachricht, „sie" wäre krank und läge zu Bett. Anfangs freute ich mich darüber. War ich es doch nicht, der sie verscheucht hatte! Dann aber stiegen Zweifel und Besorgnisse in mir auf, und als sie gar nicht wiederkommen wollte, trieb mich eine wilde Unruhe durch die Stadt nach dem wohlbekannten Hause.

Es war am Abend vor Weihnachten; die Leute tummelten sich lärmend und drängend in den Gassen umher, ein scharfer Wind blies von Nordost, und der festgetretene Schnee glitzerte beim Laternenlicht wie lauter Diamanten. Das Haus, in welchem Marie wohnte, lag in einer stillen, vornehmen Seitenstraße, und seine hohen Fenster reichten im Parterre beinahe bis zum Boden hinab. Scheu und ängstlich wie ein Verbrecher, der auf Einbruch und Diebstahl sinnt, schlich ich mich näher. Die Hausthüre stand offen und ich wollte eintreten; aber ein eigenthümlicher Duft drang mir entgegen, der mich, ohne daß ich wußte, warum, von der Schwelle zurückstieß. Der scharfe Wind versetzte mir den Athem und beklemmte mir die Brust, und ein dumpfes Gefühl der Betäubung lähmte meine Sinne. Schon wollte ich unverrichteter Sache wieder umkehren, als ich durch den Spalt eines halbverschlossenen Fensterladens

die Zweige eines breitästigen Christbaumes winken sah. Vorsichtig näher tretend, legte ich das Gesicht an die Scheibe und überblickte etwa ein Viertel des geräumigen Gemaches. In der Ecke stand die grüne, festlich geschmückte Fichte auf einem weißgedeckten Tische, der eine Menge untereinander geworfener Geschenke enthielt — auch ein Paar holländischer Schlittschuhe und ein neuer Seidenhut war dabei. Mitten im Zimmer aber, von silbernen Leuchtern, in denen dicke Kerzen brannten, umstellt, prangte ein dunkles Gerüste, dessen schwarzes Tuch unter Topfgewächsen, Kränzen und Blumengewinden verschwand. Nur den wachsbleichen Kopf der Todten, der auf einem zartgefärbten Spitzenkissen im Sarge ruhte, vermochte ich zu sehen: eine holde Mädchenknospe, vom grausamen Tode geknickt, ehe sie zur Blüte sich entfaltete. Mit bebenden Lippen rief ich Marie! und ein Strom von Thränen entstürzte meinen Augen. Wie ich nach Hause gekommen bin, weiß ich heute nicht mehr. Ich weiß nur noch, daß ich mir unzählige Male die Verse vorsagte, mit denen der Schatten des Teiresias den zur Unterwelt herabgestiegenen Odysseus begrüßt:

„Warum verließest Du doch das Licht der Sonne, Du Armer,
Und kamst her, die Todten zu schau'n und den Ort des Entsetzens?“

Viel später erst erfuhr ich, daß die Aerzte den Sterbenden, um ihre Lebensgeister noch einmal zu erwecken, als letztes Versuchsmittel Moschuspulver einzugeben pflegen ... Was ist das liebliche Kind, das von anderen Gestalten aus meiner Erinnerung verdrängt

wurde, mehr als ein flüchtiger Duft? Aber das Körnchen Bisam genügte, seinen Schatten von der Asphodeloswiese des verhaßten Styx für einen Augenblick in's Reich der Lebenden wieder heraufzuführen, und der geringste der menschlichen Sinne wurde sein Psychopompos, sein Seelenführer.

Der Gipspapagei.

Zu den vielen Wunderlichkeiten, die sich im Zimmer meines guten Freundes, des Doctor Sanftleben, befinden, gehört auch ein aus Gips gegossener, bunt angestrichener Vogel, den man mit einigem guten Willen für einen Papagei halten kann, obwol er in der abnormen Bildung seines Kopfes und der abenteuerlichen Zusammenstellung seiner Farben von allen beglaubigten Arten der Psittaciden sehr entschieden absticht.

Gleich bei dem ersten Besuche, den ich dem Doctor abstattete, war mir dieses lächerliche Gebilde einer ungeschickten Formerhand aufgefallen, noch mehr aber der herausfordernde Widerspruch, welcher zwischen der kostbaren Ausrüstung des Gegenstandes und der unzweifelhaften Werthlosigkeit desselben zu bemerken war. Der unförmige Fuß des Papageienbildes steckt in einer glänzenden, abgeschliffenen Basis von Porphyr, und das Ganze wird von einem aus dem feinsten weißen Marmor gearbeiteten zierlichen Akanthusblatte, welches als Console dient, getragen. Es kam mir unbescheiden und zudringlich vor, direct nach Zweck und Bedeutung des seltsamen Vogels zu fragen, und ich bezwang meine Neugierde, indem ich mir vornahm, die Lösung des Räthsels dem Zufall zu

überlassen. Jahr und Tag vergingen, ohne daß die erwünschte Gelegenheit gekommen wäre.

Einmal aber fügte es sich, daß ich meinen Freund zu einem Spaziergange abholen wollte und nicht zu Hause traf. Seine alte Dienerin complimentirte mich in's Zimmer hinein und bat mich, den Herrn Doctor, der jeden Augenblick heimkehren müsse, zu erwarten. Mit drei Schritten war ich natürlich bei dem an der Wand angebrachten Wunderwerk, um es recht gründlich von allen Seiten zu besichtigen. Vielleicht erlangte ich von dem Bilde selbst die ersehnte Auskunft, und ich brauchte dann meinem Freunde nicht erst zu verrathen, wie neugierig ich war. Und richtig: auf der Stirnfläche des porphyrenen Untersatzes stand in goldenen Lettern eine lateinische Inschrift, die mir die gehörige Aufklärung zu geben versprach. „Sequeris quod assequi non potes." „Du erstrebst, was Du nicht zu erreichen vermagst." Was sollte das heißen? War das ein Hohn auf den Vogel oder auf den Erzeuger desselben oder gar auf den naseweisen Beschauer? Der Vogel wollte für einen Papagei gelten, sein Erzeuger hatte offenbar die beste Absicht gehabt, ihn als solchen in die Welt zu setzen, und ich, der Beschauer, zielte mit meinem Witz auf die Enthüllung eines Geheimnisses, das desto undurchdringlicher schien, je eifriger ich es zu erforschen suchte. . . . Halt, ich hab's! Der Papagei ist ein Sinnbild des Dilettantismus, und der Bewohner des Zimmers hat ihn sich oder Anderen zum abschreckenden Exempel aufgestellt! Sequeris quod assequi non potes. Ja, das ist die Formel für jede Gattung von Kunstpfuscherei, die

sich überall auf Kosten der wahren Kunst und der wenigen ihrer berufenen Jünger breit macht. Neun Zehntel unserer Bildhauer, Maler, Musiker und Dichter werden mit jenem Worte gerichtet, und ihre Werke, welche den Markt überschwemmen, sind genau so viel werth, wie der mißrathene, grell colorirte Popanz, der dort auf marmornem Sockel paradirt.

In meiner stillen Betrachtung hatte ich nicht bemerkt, daß Sanftleben in's Zimmer getreten war. Mit einem lauten Zurufe der Ueberraschung weckte er mich aus meinen Gedanken und sagte, während er mir voll in's Gesicht sah und ein halb spöttisches, halb gutmüthiges Lächeln seine weichen Lippen umspielte: „Es ist hübsch von Ihnen, daß Sie meinem kleinen Hausheiligen Ihren Respect bezeigen. Ich habe es Ihnen längst angemerkt, daß auch Sie an seine Wunderkraft glauben werden, sobald Sie erst dahinter gekommen sind, daß wir als die Narren unserer Illusionen durch die Welt laufen. Betracht' ihn recht! Für was hältst Du das Thier?" Ich theilte dem Doctor mit, was mir durch den Sinn gegangen war. „Läßt sich hören", meinte er, schüttelte aber den Kopf und fügte hinzu: „Der Papagei ist allerdings ein Symbol, so gut wie irgend ein ehrwürdiges Götterbild des vorclassischen Alterthums, aber er hat auch seine besondere persönliche Geschichte. Wenn sie hübsch artig sein, sich eine dieser ziemlich rauchbaren Regalia Chica anbrennen und hier neben mir auf dem Divan Platz nehmen wollen, erzähle ich Ihnen die Geschichte, und das Corpus delicti mag hier auf dem Tische vor uns stehen." Gern folgte ich seiner Weisung, und der Doctor begann:

„Bis in die neueste Zeit hinein wurde in meiner Vaterstadt alljährlich zum Gedächtniß an die Einweihung des weit und breit berühmten Barmherzigen Brüder-Klosters ein Pfingstmarkt abgehalten, im Volksmunde „Die barmherzige Kirmes“ genannt. Da ging es zwei Tage lang von früh bis spät am Abend hoch her zwischen Buden und Tischen, mit Karousselfahren, Ringelstechen, Messerwerfen, Scheibenschießen, Würfeln und anderen volksthümlichen Belustigungen. Ich war ein kleines, pausbackiges Kerlchen von fünf Jahren, als mich die Großmutter zum ersten und auch zum letzten Male auf die Kirmes zu den „Barmherzigen“ führte. Sie und die Mutter hatten mir jede einen halben Groschen zugesteckt; der Vater durfte von einer solchen unnützen Verschwendung durchaus nichts wissen. Ich war sehr stolz auf diesen Schatz und dünkte mich reich genug, um den ganzen Markt dafür zusammenzukaufen. Die in den Buden ausgelegten Sachen reizten mich aber nicht, und da die gute Großmama aus eigener Tasche dafür sorgte, daß ich zwei Mal auf einem roth- und weißgesprenkelten hölzernen Pferde unter Trommelschall im Kreise herum reiten konnte, so legte ich mein halbes Vermögen in Pfeffernüssen an, ohne zu wissen, was ich mit der anderen Hälfte beginnen sollte. So waren wir schon anderthalb Stunden von Bude zu Bude gewandert, hatten sämmtliche Mordgeschichten angesehen und gehört, welche in Bild nnd Gesang von fahrenden Leiermännern zum Besten gegeben wurden, und wollten gerade wieder nach Hause wandern, als ich plötzlich wie verzaubert vor einem sogenannten „Pasch-

tische“ stehen blieb, auf welchem die drei beinernen Würfel munter durcheinander rollten. Nicht das mir fremde und unverständliche Spiel war es, was mich so mächtig anzog, sondern die Gewinnste, die auf einem hohen, in Etagen ansteigenden Gestell hinter dem Tische aufgestapelt erschienen, links ein Volk von herrlichen bunten Papageien, rechts eine Schaar allerliebster weißer Miezchen. Den Papagei kannte ich aus meinem Bilderbuche und verehrte in ihm den König aller fliegenden Geschöpfe. Die Mutter hatte mir Wunderdinge von diesem Vogel berichtet, daß er singen, pfeifen und sogar sprechen könne wie ein Mensch; und in dem leuchten-Gewande seiner Federn gefiel er mir weit besser, als der unscheinbare einförmige Adler oder der langweilige Strauß mit seinen nüchternen Farben, dem garstigen nackten Halse und den spindeldürren Beinen. Und was war der Vogel im Bilderbuche gegen eines dieser fabelhaft schönen Prachtexemplare! „Großmutterl, liebstes, bestes Großmutterl, ich möchte mir so einen hübschen Vogel kaufen!“ rief ich leise in flehendem Tone. Denn eine unheilvolle Ahnung sagte mir vom Anfang an, daß es seine Schwierigkeiten haben würde, in den Besitz eines solchen großartigen Thieres zu gelangen. „Das Zeug“, erwiderte die Großmutter mit sehr geringschätziger Miene, „ist ja gar nicht zu kaufen, man muß darum spielen“, und die pfiffige Inhaberin des Paschtisches bestätigte den bedenklichen Ausspruch. „Also lass' mich spielen, liebe Frau, hier hast Du meinen Sechser“, sagte ich, legte die kleine Silbermünze hin, ergriff mit zitternder Hand den Würfelbecher und warf — es war

zum Erstaunen — achtzehn Augen, d. h. noch sechs mehr, als ich werfen mußte, um zu gewinnen. Die Kinderschaar, welche den Tisch umlagert hielt, und auch die Verkäuferin und die Großmutter geriethen außer sich vor Verwunderung und priesen mein unerhörtes Glück. Mir vergingen beinahe die Sinne vor Aufregung, und wie durch einen rothen Nebel, in welchem Papageien, Katzen, Buden und Gesichter auf und nieder tanzten, sah ich meine Glücksgöttin zu der Etagère schweben und den errungenen Gewinnst für mich herunterholen. Aber wehe! Was ich erhielt, war nicht der geliebte bunte Papagei, sondern eine der gemeinen weißen Gipskatzen. Unter anderen Umständen hätte mich die Katze vielleicht höchlich belustigt, denn sie war ihrem Nebenbuhler insofern überlegen, als sie wie eine Pagode mit dem Kopfe wackeln konnte, und litt nur an dem einen Fehler, daß sie stark abfärbte. Aber ich war nun einmal auf meinen Vogel versessen und wollte von allen Katzen der Welt nichts wissen. Mir stieg das Blut vor Zorn und Scham in's Gesicht, als ich die Frau mit den Würfeln stotternd bat, sie möge mir doch lieber einen Papagei geben. „Das geht nicht, mei' Sohn'l", antwortete die herzlose Person und lachte, „der Einsatz für den Vogel macht einen ganzen Groschen." Die dicken Thränen liefen mir über die Backen, und da die Großmutter, welche mir unter Küssen und guten Worten vergebens die Katze einreden wollte, sah, daß nichts mit mir anzufangen sei, griff sie endlich in ihr Portemonnaie und brachte seufzend die erforderlichen zwölf Pfennige der Leidenschaft ihres Enkelsohnes zum Opfer. Wieder that ich einen seltenen

Wurf, und wieder lief ein Murmeln des Staunens durch die Versammlung. Auf dem Würfelbleche lagen — drei Augen, und ich hatte den Papagei verspielt. Ich klatschte erst voller Entzücken in die Hände, gerieth dann aber, als man mir die Folgen meines Wurfes begreiflich machte, in eine unbeschreibliche Wuth, nahm die Katze bei ihrem Wackelkopfe und schmiß sie auf das Pflaster, daß sie in tausend Stücke zerbrach. Die Verkäuferin bot nun der Großmutter einen Papagei ohne Glücksspiel für zwei Groschen an, aber die gute Frau, auch wenn sie schwach genug gewesen wäre, auf den Handel einzugehen, durfte ihrem schmalen Geldbeutel, der ohnehin schon stark in Anspruch genommen worden war, eine so empfindliche Einbuße nicht zumuthen, und trotz meines heftigen Widerstandes hob sie ihren wie rasend sich geberdenden Enkel auf den Arm und trug mich unter dem höhnischen Gelächter der Menge davon. Einige Gassenbuben, unter ihnen der mir feindlich gesinnte rothhaarige Tischlerssohn aus der Nachbarschaft, der triumphirend seinen frisch gewonnenen Papagei über dem Kopfe schwenkte, folgten uns lärmend und johlend bis an unsere Wohnung nach, während ich ununterbrochen aus vollem Halse schrie. Das Verhängniß wollte es, daß der tolle Aufzug mit meinem Vater gerade vor der Hausthür zusammenstieß. Ich erhielt infolge des Vorgefallenen droben eine ausgiebige Tracht Prügel, und der Vater erließ außerdem das unwiderrufliche strenge Gebot, daß ich nie mehr die „barmherzige Kirmes“ besuchen dürfe. — So hatte ich zum ersten Male in meinem fünfjährigen Erdenwallen etwas

erstrebt, was ich nicht zu erreichen vermochte, oder doch wenigstens zum ersten Mal erfahren, wie mißlich es im Allgemeinen um dieses ideale Streben bestellt ist. Wie oft habe ich später an die dumme Jugendgeschichte denken müssen, als mir ebenso übel zu Muthe war wie dem gefoppten Jungen auf dem Jahrmarkte. Denn noch manchmal geschah es mir, daß ich mein Herz an Gegenstände hängte, die nicht viel mehr werth waren, als der buntbemalte Gipspapagei; wenn auch der Einsatz, den ich im thörichten Glücksspiele des Lebens daran wagte, mich theurer zu stehen kam, als ein halber oder ganzer Groschen! Ja, es hat ziemlich lange gedauert, bis ich den erhabenen Humor des Schicksals begreifen und verehren lernte, als dessen Symbol ich den losen Vogel da für meinen Privatgebrauch mir erkoren habe."

Doctor Sanftleben schwieg eine Weile, strich sich das dunkelblonde, leicht angegraute Haar aus der Stirne, reichte mir eine neue Cigarre, drehte den auf dem Tische stehenden Vogel um und machte mich auf eine zweite Inschrift aufmerksam, welche die Rückseite des Sockels sehen ließ. Nichts wie ein Frauenname, dem ein bestimmtes Datum folgte. Er zuckte etwas mit dem Munde, aber seine Augen strahlten von Heiterkeit und Ruhe, als er fortfuhr: „Und ich bin doch noch einmal auf der Kirmes bei den „Barmherzigen" gewesen, und das Andenken an diesen feierlichen Tag finden Sie hier verewigt. Das ist nun auch schon wieder an zwanzig Jahre her, obwohl ich bei diesem zweiten Besuche kein Knabe mehr war, sondern ein schwärmerischer, für alles Hohe und Ideale begeisterter Jüngling und ein verliebter

Thor dazu. Ich war eben von einem größeren Ausfluge, den ich als Reisebegleiter eines reichen Sonderlings in das gelobte Land der Kunst gemacht hatte, zurückgekehrt und wollte den ersten Tag in der alten Heimat dazu benützen, um bei meiner Angebeteten vorzusprechen. Drei Monate hatte ich die Holde nicht gesehen und ebenso lange nichts von ihr gehört, weil ich auf Wunsch ihrer mir keineswegs wohlgeneigten Eltern mein Wort verpfänden mußte, während meiner Abwesenheit nicht mit ihr zu correspondiren. Glaubte ich ihrer doch gewiß zu sein, denn sie hatte bei unserer letzten Zusammenkunft unter strömenden Thränen und heißen Küssen mich ihrer unwandelbaren Treue versichert! Sie werden die Ungeduld begreiflich finden, mit welcher ich dem Hause der Theueren zueilte. Der Weg führte mich am Kloster der Barmherzigen Brüder vorüber, und ich gerieth, ehe ich's mich versah — es war Pfingstsonntag — mitten in den Jahrmarktstrubel hinein. Da standen die Budenreihen, da orgelten die Leiern, da klingelte das Carouſſel, und da winkten auch wieder die bunten Papageien hinter dem Würfeltische, und die Katzen wackelten alle mit den Köpfen, als begrüßten sie einen alten Bekannten. Mir trat jene lächerliche Scene aus der Kinderzeit lebhaft vor die Seele, und ich dachte gerade daran, daß ich mir jetzt einen ganzen Wald von Papageien kaufen könnte, wenn ich ihn haben wollte, als ich an der wohlbekannten Straßenecke von einem glänzenden Zuge von Equipagen aufgehalten wurde. Eine Hochzeit, sagte ich laut vor mich hin, das ist ein glückliches Omen für deinen heutigen Gang! Die Wagen, welche zur nahen Kirche fuhren,

konnten, da sie ein Stück des Marktplatzes zu durchschneiden hatten, nur langsam vorwärts; bis auf drei waren sie indessen schon alle vorüber, und nur die Insassen der beiden letzten kamen mir noch zu Gesichte. Im vorletzten saßen die Eltern meiner Geliebten, im Brautwagen diese selbst in Kranz und Schleier, mit züchtig niedergeschlagenen Augen, an ihrer Seite aber — der rothhaarige Tischlersohn, der sich im Laufe der Jahre zu einem vermögenden Handelsmanne emporgeschwungen hatte. Er verzog, als er mich gewahr wurde, sein mit Sommersprossen bedecktes Gesicht zu derselben höhnischen Grimasse, mit welcher er dereinst seinen Papagei mir entgegengestreckt hatte; mich wandelte so etwas wie eine Ohnmacht an, und, an einen Laternenpfahl gelehnt, blickte ich in dumpfer Verzweiflung dem davonrollenden Hochzeitszuge nach. Dann brach ich in ein krampfhaftes Gelächter aus, trat an den Kram des Gipshändlers und kaufte mir einen Papagei, denselben, den Sie hier vor sich sehen. Er war seine zwei Groschen werth; die schmerzlichsüße Erkenntniß aber, die ich mir mit ihm erkauft hatte, ist mir ein Schatz des Lebens geworden, der nicht mit Geld bezahlt werden kann. Denn daß ich fortan vor den gröbsten Enttäuschungen bewahrt blieb, verdanke ich diesem würdigsten aller Penaten, den ich, wie Sie bemerkt haben werden, auch äußerlich in hohen Ehren halte. Ich habe mich überzeugt, daß das Schicksal uns keineswegs wohl will, wenn es uns unsere Wünsche erfüllt. Und heute, nachdem ich die Erfahrungen gemacht habe, die ich machen mußte, ziehe ich die Gesellschaft jenes stummen Weisen, der nur über sein lateinisches Sprüchlein

verfügt, sogar der meiner ehemaligen Angebeteten vor. Das warnende „Sequeris quod assequi non potes“, das jeden Mißerfolg im Keime erstickt, hat mir manche Dummheit erspart, — nur bitte ich nicht zu vergessen, was Sie übrigens gleich herausgebracht haben, daß der Spruch doppelsinnig wie jedes echte Orakel ist, und daß sein Zauber nicht den ersten besten Pechvogel in einen Glücksvogel verwandeln wird. Und nun stellen wir den Papagei wieder auf seinen Platz und gehen wir in's Freie!“

Meine Vaterstadt.

Wenn einmal meine unsterbliche Seele sich reisefertig gemacht haben sollte, um das morsche Gehäuse ihres Körpers zu verlassen, und es träte Jemand an mein Sterbelager und riefe mir das einzige Wort „Breslau" in's Ohr, so würde ohne Zweifel der fliehende Geist wieder umkehren und nicht eher Ruhe finden, als bis er den müden Leib in die schlesische Capitale begleitet hätte. Breslau ist eine schöne Stadt und man braucht nicht dort geboren worden zu sein, um daran zu glauben. Gern bekenne ich, daß ich ein geborener Breslauer bin und schäme mich dessen nicht, wiewohl mir die Niedrigkeit meiner Geburt oft genug vorgeworfen worden ist, eigenthümlicher Weise fast immer von Leuten, die zwar in Berlin und Wien wohnten, aber auch nicht weit her waren, sondern Hinterpommern oder Posen, Böhmen oder Galizien ihr engeres Vaterland nannten. Soll es doch vorkommen, daß selbst in London, Paris und Rom mehr zweibeinige Esel zur Welt gebracht werden, als der Würde und dem Ansehen dieser Pflanzstätten menschlicher Bildung, Sitte und Höflichkeit zuträglich scheint. Wie verbreitet aber der Ruf meiner theuren Vaterstadt unter den Gelehrten Deutschlands

schon vor Jahrhunderten war, erhellt daraus, daß man das edle Breslau nicht unwürdig erachtet hat, in wohlgesetzten und artigen Lobschriften verherrlicht zu werden. Heinrich Mühlpforth, neben Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau und Daniel Kaspar von Lohenstein ein lorbeergekröntes Haupt der zweiten schlesischen Schule, welche im siebzehnten Jahrhundert den Ton angab in der deutschen Literatur, besang die gepriesene Stadt in einem heroischen Gedichte von zwölfhundertfünfundsechzig unsträflichen lateinischen Hexametern. Andere, nicht minder ehrenwerthe Männer, wie Daniel Illmer und Andreas Mauersberger, hatten schon früher sich bei der philosophischen Fakultät der Universität Wittenberg den Doctorhut mit Dissertationen erworben, die nichts weiter enthalten, als die trockene Beschreibung der alten Budorgis oder Bratislavia und ihrer öffentlichen Einrichtungen und Gebäude, allerdings in der unerläßlichen, mit Citaten reich gespickten Sprache der römischen Classiker. Nach den übereinstimmenden Berichten dieser Lobredner muß damals ein besonders guter Wind in Breslau geweht haben, von dessen Vorhandensein heute wenig mehr zu verspüren ist. Illmer sagt, er bezweifle, daß irgend ein Ort der Welt, was die prosperitas aëris, die gedeihliche Beschaffenheit der Atmosphäre betrifft, es mit seiner Vaterstadt aufnehmen könne. Die Luft sei gefällig, heilkräftig, nicht zu dick und weder stürmisch noch nebelig; falls sich widrige und unfläthige Elemente in ihr ansammelten, so würden dieselben durch das vorströmende Wasser fortgeschwemmt und aufgezehrt. Mauersberger geht noch weiter und beruft sich auf die

Chronisten Curäus und Schickfuß, welche das Klima Schlesiens und Breslau's mit dem Italiens vergleichen. In der von Schickfuß neu herausgegebenen und vermehrten Chronik von 1623 lesen wir: „Die Astrologi halten es dafür, daß Schlesien unter dem himmlischen Zeichen der Jungfrauen und unter Mercurio gelegen sei; daher die Gemüther und Geschicklichkeit der Einwohner, die gemeiniglich das Mittel halten zwischen dem sanguinischen und melancholischen Temperament, der Art des Himmels und der Luft nicht sehr ungleich seien. Also, daß auch ihrer Viele, die studiret haben, ihres Gemüthes gefaßte Meinung und Gedanken zierlich und schmuck dargeben und vorbringen können. Wie wir dann wissen, daß der vortreffliche Mann, der Herr Philippus (Melanchthon) oftmals in täglichem Gespräch die Schlesier lobte und rühmete, daß sie beredsame Leute und gute Redner wären, auch treffliche Poeten und liebliche Musici." Wir haben heute leicht spotten über Schlesiens Antheil an deutscher Poesie, dem der schöngeistige Professor August Kahlert — auch ein Breslauer — ein besonderes, leider verschollenes Buch gewidmet hat. Ereifern wir uns immerhin über den langweiligen Opitz, den dunklen Gryphius, den schlüpfrigen Lohenstein und den schwülstigen Hoffmannswaldau, aber vergessen wir nicht, daß diese Dichter für ihre Verhältnisse das Außerordentlichste geleistet und ihre geschichtliche Sendung ebenso erfüllt haben, wie die Lessing, Klopstock und Goethe, welche das neue Zeitalter des geläuterten und verfeinerten Geschmackes heraufführten. Doch, wohin verirre ich mich? Ich will

von Breslau plaudern und gerathe in eine literarhistorische Abhandlung.

Zum Glück taucht rechtzeitig warnend der ungefüge Elisabeththurm aus dem Dunstkreise der Stadt vor mir auf, und die vergoldeten Knöpfe seines Kranzes funkeln lustig in der Sonne, während seine Brüder neben ihm über den grauen Nebel kaum hinausreichen. Lehrt er Euch nicht, Ihr Kleingläubigen, daß man einen großen Kerl immer aus der gehörigen Entfernung betrachten soll, um das richtige Maß für seine Bedeutung zu gewinnen? Wenn Ihr Euch breitbeinig vor ihn hinpflanzt und kurzsichtig an ihm hinauf blinzelt, kommt er Euch freilich nicht viel höher vor als die Häuser, in denen Ihr wohnt. Aber tretet nur respectvoll zurück, und seht, wie der Riese sich in den Himmel hinaufreckt! Der wetterfeste alte Knabe mit dem röthlichbraunen Ziegelrock und dem grün angelaufenen Kupfermantel darüber nimmt sich noch immer sehr stattlich aus, obgleich er mit dem spitzen Hute längst seinen Kopf verloren hat. Die gothische Spitze, welche, wenn man alten Bildern glauben darf, höher war als der Thurm selber, wurde in einer Februarnacht des Jahres 1629 vom Sturmwind hinabgestürzt — eine Katastrophe, bei welcher, da das Nachtleben Breslau's zu jener Zeit noch wenig entwickelt war, niemand zu Schaden kam als die von der Hand der Vorsehung für solche Fälle bereit gehaltene Katze. Ein würdiger Professor des Elisabethgymnasiums, Namens Christophorus Colerus, hat diesen glücklichen Unfall sogleich in lateinischen Hexametern besungen; denn der Breslauer ist immerdar ein fertiger Gelegen-

heitspoet gewesen und wartet nur des günstigen Augenblickes, um sein Musenrößlein, das er gezäumt und gesattelt im Stalle an magerer Krippe hält, zu besteigen und zum großen Ergötzen seiner auchdichtenden Mitbürger einen scharfen Ritt über das holperige Straßenpflaster zu wagen. Uebrigens hat Breslau mit seinen Thürmen bis in die neueste Zeit hinein kein rechtes Gedeihen gehabt. Entweder wurden sie, wie es den meisten hochstrebenden Unternehmungen ergeht, niemals fertig, oder fielen, wenn sie fertig waren, aus freien Stücken wieder um, wenn sie nicht etwa der Blitz herunterschlug. Mich nimmt es Wunder, daß noch kein eifernder Gottesgelehrter gegen das waghalsige Bauen in die Wolken gepredigt hat, da doch der Himmel auf den Hochmuth der Baumeister und ihrer Auftraggeber von jeher schlecht zu sprechen gewesen ist. Anstatt die göttliche Gnade und Güte zu preisen, welche den Einsturz der Thürme von Engelhänden leiten und überwachen läßt, damit keiner Christenseele ein Leides widerfährt, sollten doch die Gläubigen sich daran erinnern, daß der Herr schon bei dem Thurmbau zu Babel deutlich zu verstehen gegeben hat, wie übel ihm jene steinernen Wolkenschieber gefallen. Ein Thurm der vom ehemaligen Fürstbischof Dr. Förster neuerbauten Michaeliskirche und eine Partie des weltlichen Zwecken geweihten Belvedere's auf der Liebichshöhe sind von demselben Schicksal ereilt worden.

Der Liebichshöhe wird es so leicht kein Fremder — er besäße denn den strategischen Feldherrnblick eines Moltke — mehr ansehen, daß sie dereinst kriegerischen

Bestimmungen gedient hat. Dieser mit lustigen Säulengängen, heiteren Ballustraden und einladenden Freitreppen verzierte Hügel, von welchem man eines weitumfassenden Rundblickes über die Stadt und ihre Umgebungen bis zum fernen Höhenzuge der Sudeten hin sich erfreut, ist eine der drei Bastionen, die über den Wällen der ehemaligen Festung Breslau sich erhoben. Als die Stadt während des preußisch-russischen Krieges gegen Napoleon im Jänner 1807 von den Bayern und Württembergern nach vierwöchentlicher Belagerung eingenommen wurde, unterlag sie dem Geschick, dem hoffentlich einmal alle Festungen der Welt anheimfallen werden. Ihre Mauern wurden geschleift, ihre Werke zerstört; die finsteren Thore wurden niedergerissen und die kahlen Wälle in Gartenanlagen und schattenreiche Promenaden umgewandelt. Der aus Erz und Stein geschmiedete und gemauerte Ring der strengen Bellona mußte dem von Amoretten umspielten Gürtel der Grazien weichen, und wo ehedem der Tod aus den schwarzen Schlünden feuerspeiender Kanonen und Wallbüchsen drohte, lächelt jetzt das Leben aus den sanften Taubenaugen lustwandelnder Schönen. Nichts Angenehmeres und Erheiternderes als an einem warmen Frühlingsabende kurz vor einbrechender Dämmerung einen Gang um die Stadt zu thun, vom Nikolaithore bis zur Universität, und dann auf demselben Wege oder auch mitten durch die geschäftig wimmelnde, volkreiche Altstadt wieder zurück. Aus den Kronen der schlanken Platanen und breitästigen Linden rauscht es von längst dahingeschwundenen Tagen, die Springbrunnen plätschern

und murmeln, auf dem grünen Wasser des Wallgrabens rudern die weißen Schwäne still dahin, Musik ertönt von benachbarten Gesellschaftsgärten her, eine bunte Menge festlich gekleideter Spaziergänger wogt durch die wohlgepflegten Anpflanzungen und in den blühenden Hollunderbüschen schlagen die Nachtigallen. Eine Aussicht, wie sie der an der Oder gelegene Theil der Promenade auf die durch Brücken verbundenen Inseln des gegenüberliegenden Stromufers eröffnet, gehört zu den anmuthigsten und interessantesten Städtebildern, die ich kenne. Hinter lauschigen Baumpartien schauen die altersgrauen Kirchen, Klöster und Abteien herüber, — eine fremde, von der Gegenwart abgeschnittene, auf die eigene Kraft gegründete und träumerisch in sich versunkene Welt. Zwischen dem behäbigen Sandstifte und den mit kleinen Pyramiden abgestutzten Thürmen des langgestreckten Domes ragt der wunderliche Bau der Kreuzkirche mit seinen vielen Giebeln, Zacken und Spitzen empor, ein steinernes Räthsel der phantastisch-eigensinnigen Vergangenheit. Geistliche und weltliche Macht und Gewalt stehen dem Anschein nach auf den beiden Ufern der Oder einander herausfordernd gegenüber. Oft genug sind sie im Laufe der Zeit hart zusammengerathen, haben sich geschlagen und vertragen und werden miteinander rechnen müssen, so lange der Tod im Leben, das Leben im Tode aufgeht. Selbst bis in die andächtige und beschauliche Friedhofsstille, welche auf dem geistlichen Insellande des Stromes herrscht — des Bodens wegen kurzweg der „Sand“ geheißen — hat die unruhige Gegenwart ihre Posten vorgeschoben, und wo sich Jahr-

hunderte hindurch im Wesentlichen nichts veränderte, schafft jetzt die Bauspeculation neue Straßen und Viertel, ohne indessen an den engeren Bezirk der frommen Patres und Domini zu rühren.

Je weiter aber die Stadt nach allen Richtungen hin sich ausbreitet und je mehr sie ihren Umkreis mit jedem Tage erweitert, desto sorgfältiger wird darauf geachtet, daß im Mittelpunkte dieses Kreises Alles hübsch beim Alten bleibe. Glücklicherweise ist jene blindwüthende Umsturzperiode des modernen Baugeistes, welcher so manches herrliche Denkmal der Vorzeit zum Opfer fiel, spurlos an Breslau vorbeigegangen. Das auf dem großen Markte stehende hochgegiebelte, in zierliche Erkerthürmchen ausgreifende, reich mit Maß- und Bildwerk geschmückte Rathhaus, ein Prachtbau des vierzehnten Säculums, ist noch auf allen vier Seiten des Platzes von alterthümlichen hohen Gebäuden umgeben, die, oft nur wenige Fenster breit, dennoch alle einen selbstgewissen Bürgerstolz verrathen, und deren jedes einzelne eine bestimmte, ihm ausschließlich zukommende Individualität zur Schau trägt. Nur die vornehmen und reichen Patricier konnten sich den Ueberfluß erlauben, auf dem Ring zu wohnen; sie rückten eng zusammen und streckten sich steil in die Höhe. Da nun ihrer sehr viele waren, die trotz der Geräumigkeit des weiten Marktes nicht alle das Rathswesen unmittelbar im Auge behalten konnten, so verzog sich ein Theil auf die anderen Handelsplätze und Hauptstraßen der Stadt und baute sich dort an, wie es jedem wohlgefiel, so daß die Häuser in den unteren Stockwerken zwar alle einander ähnlich sahen, jedes aber nach

Menschenart seinen eigenen, oft wunderlich geformten Kopf aufgesetzt erhielt. Wenn man die Straßenfronten des alten Breslau betrachtet, glaubt man ein ganzes Volk ehrlicher, kluger und handfester Gesellen in Reih und Glied stehend zu erblicken: es sind harte Köpfe und dicke Schädel, die sich durchzuarbeiten wissen aus dem Staube der Gasse in lichtere Regionen hinauf. Um ihr liebes altes Rathhaus aber haben die Häuser und Häuslein sich geschaart wie gute Unterthanen um einen Fürsten, den sie aus ihrer Mitte erwählt haben, daß er nach seiner Weisheit und Treue für sie sorge. Die Stadt Breslau besaß von Alters her eine Menge von Freiheiten und Vergünstigungen und fragte nicht viel nach des Kaisers Bart oder der Kaiserin Perrücke. Bis zur Eroberung Schlesiens durch Friedrich den Großen hatte der Rath der Stadt ein fast unumschränktes Regiment, und noch heute zeichnet sich die Einwohnerschaft Breslau's durch ihren Freisinn und ihre Oppositionslust aus.

Gern blättere ich manchmal in einem alten Folianten von mäßiger Dicke, der außer Mühlpforth's Heldengedicht die Breslauischen Hauptleute und Rathsherren vom Jahre 1667 in sauber ausgeführten Kilian'schen Porträtstichen enthält. Es ist kein einziges falsches Gesicht darunter, und man merkt es dem strahlenden Glanzlicht auf ihren freundlichen, meist etwas dicken und, wie es scheint, sanft gerötheten Nasen an, daß sie sammt und sonders keine Kostverächter waren, sondern auf einen guten Tropfen hielten, den sie zur Erleuchtung ihres Geistes und zum Nutzen der Stadt unter sich verkosteten.

Schon der gewissenhafte Curäus meldet in seiner Chronik: „Den Wein haben vor Zeiten nur die Reichesten und Fürnehmsten auftragen lassen; jitziger Zeit mißbrauchet den Wein fast ein Jedermann; sie trinken nicht allein Mährischen und Oesterreichischen, sondern den besten Ungarischen, Rheinischen und Spanischen, bevorn auß zu Breßlaw, welche von ihrem letzten Fürsten Henrico VI. absonderlich dahin privilegiret, daß sie nicht allein essen und leben, sondern auch wohl essen und wohl leben mögen, welches daselbsten stattlich practiciret und verübet wird. Wann derowegen Convivia angestellet werden, so werden die Gesundheiten auf große Herrn, liebe Freunde, aller treuen Herzen, der ganzen Compagnie Wohlstand aus großen Venedischen Gläsern, vergüldeten Credenzen und Pocalen stattlich auf der Reih herumb befördert, daß also ein jeder Wirth sich äußerst dahin bemühet, seinen lieben Gast zur Fröhlichkeit und wohl endlich an den Tanz zu bringen und ihn mit einem guten Rausch nach Hause zu schicken.“ Neben dem Wein ward aber auch dem Gerstensaft gebührende Ehre angethan, und besonders waren es der in Schweidnitz gebraute „Schöps“ und das Steinauer Bier, die sich allgemeinen Zuspruches zu rühmen hatten. Welche Dämonen in dem braunen, schäumenden Nectar ihr Wesen trieben, geht aus zwei schier unglaublich klingenden Historien hervor, die beide im vierzehnten Jahrhundert sich abspielten. Wegen des „Schöps“ brach zu jener Zeit eine grimmige Fehde aus zwischen dem Rath der Stadt und dem Clerus auf dem Dom. Obgleich der Rath allein befugt war, fremde Biere zu verzapfen und hiefür sich

den Schweidnitzer Keller im eigenen Hause angelegt hatte, verkauften auch die Domgeistlichen ihren frommen Schäflein das köstliche Getränk. Daher wurde untersagt, dem Dome ferner Schweidnitzer Bier zuzuführen. Weihnachten 1380 nun schickte der Herzog Ruprecht von Liegnitz seinem Bruder, dem Domdechanten Heinrich, einige Fässer, die der Rath confiscirte. Demzufolge that der Administrator des Bißthums, Bischof Wenzeslaus zu Lebus, die Stadt Breslau in den Bann. Als dann am 27. Juni 1381 der König Wenzel zu Breslau den Huldigungseid von Fürsten und Ständen empfangen wollte, ließ sich das Domcapitel nicht bewegen, den öffentlichen Gottesdienst während des Königs Anwesenheit herzustellen. Der König nahm dies sehr übel auf, ließ den Abt vom Sande nebst sechs Geistlichen im Rathhause gefangen legen und gab, als der ganze Clerus bei Nacht in's Polnische entfloh, die verlassenen Klöster und geistlichen Sitze der Verwüstung des Pöbels preis. — Nicht so tragisch verläuft die andere, ebenfalls höchst denkwürdige Geschichte. Auf Verwendung des Herzogs von Steinau wurde dessen Bruder Conrad zum Patriarchen von Aquileja gewählt. Froh, seine brüderliche Liebe, die ihm viel Geld kostete, angebracht zu haben, fertigte der Herzog den neuen Patriarchen mit einem ansehnlichen Gefolge ab. Conrad zog fort und nahm einen großen Vorrath Steinauer Bieres, seines Lieblingsgetränkes, mit sich, welches leider nur bis Wien reichte. Hier versuchte er anderes, aber es schmeckte ihm nicht. Als man ihm Wein anbot, sagte er: „Ich acht' den Wein nit und will nun nimmer weiter.“ Er drehte also wieder um, ließ die Patriarchen-

würde im Stich und kehrte zu dem guten Bier und seinem verzweifelten Bruder zurück.

Von der löblichen Gerechtsame des Gutessens und -trinkens hat der Breslauer im Wandel der Jahrhunderte sich kein Titelchen rauben lassen. Der Schweidnitzer Keller empfängt noch heute seine durstigen Gäste, um sie, wie Curäus sagt, mit einem guten Rausch nach Hause zu schicken, und eine Unzahl von anderen Bier- und Weinstuben thut es ihm gleich. Zu den unerfüllten Wünschen meines lieben Gemüthes gehört das Verlangen, mit einer gleichgestimmten, nachdenklich bewegten und für die kleinen Freuden und Leiden dieses problematischen Daseins wohlempfänglichen Seele eine längere wissenschaftliche Forschungsreise in das Innere des essenden und trinkenden Breslau zu unternehmen. Vielleicht, das wir die für versiegt ausgegebenen Quellen des „Schöps" zum Heile der Menschheit wieder entdeckten und dann mit dem geharnischten Manne, der an der Rathhaustreppe in Stein gehauen ist, Bruderschaft tränken.

Heimische Ostern.

Zu keiner Jahreszeit rührt sich der Schlesier mit solcher Heftigkeit in mir, als um die Wende der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche, wenn der Frühlingsvollmond die Nähe des heiligen Osterfestes verkündigt. Da kommt eine seltsame Unruhe über mich, und ich habe alle Mühe, mein freudig klopfendes Herz im Zaume zu halten, daß es nicht mit dem Verstande durchgehe und mich zu einer Thorheit verleite, die ich hinterher bereuen müßte. So mag den Wandervögeln zu Muthe sein, wenn sie beim Semesterwechsel sich entschließen, ihr sicheres Quartier aufzugeben und ihren großen Umzug über's Meer zu bewerkstelligen. Auch sie haben eine Doppelheimat und auch ihnen wird mancherlei betrübende Enttäuschung nicht erspart bleiben, da keiner sein altes Nest so wiederfindet, wie er es verlassen hat. Was hülfe es mir heute, die liebe schlesische Heimat aufzusuchen? So schön, wie sie in den seligen Erinnerungen meiner Jugend lebt, ist sie doch nicht mehr, und auch ich bin ein Anderer geworden, der ihr wahrscheinlich ebenso wenig gefällt, wie sie mir. Also, seien wir vernünftig, närrisches Herz, und tragen wir unsere Osterfreude dahin, wo niemand sie uns verderben kann: in das Reich der bunten Schatten,

die so lange leben, wie wir sie mit unserem Blute tränken! . . .

Was will jene lärmende Kinderschaar, die sich zum halbgeöffneten Hausthor hereindrängt und die Treppen hinaufstürmt? Das sind die „Sommerkinder". Truppweise, drei bis sechs Knaben und Mädchen hoch, ziehen sie durch die Straßen, treiben den Winter aus und singen den Sommer ein. Jedes trägt ein mit grellfarbigen Papierrosetten geschmücktes junges Fichtenbäumchen — den „Sommer" — in der Hand und hat einen leinenen Sack über der Schulter hängen. Den Baum vor's Gesicht haltend, stellen sie sich bei der Entréethür auf und fangen mit ihren scharfen Stimmchen an zu krähen:

Wir sind jetzt vor die Thür getreten
Und haben nicht umsonst gebeten,
Ein Liedelein zu singen,
Eins oder zweie,
Zwei oder dreie.

Hinter den frischgewaschenen Tüllgardinen des Saalfensters werden andere Kindergesichter bemerkbar, welche die Draußenstehenden mit heimlichem Neide betrachten. Ach, wir sängen für's Leben gern mit, — wie gut es das lustige Bettelvolk doch hat, das sich den ganzen Vormittag in den Häusern der Stadt, vor den Bäckerläden und Conditoreien herumtreiben und süße Gaben einsacken darf! Backobst, Eier und die berühmten Mehlweißen. Letztere sind kleine, in Weizenmehl gewälzte Honigkuchen, welche Mund, Nase und Backen desjenigen, der so unvorsichtig ist, davon zu kosten, mit weißem Staube bedecken. Ehe die Sommerkinder ihre Hamvel

(Handvoll) Obst oder ihre wohlgezählten Mehlweißen erhalten, müssen sie oft ihr ganzes Repertoire ableiern. Sie beginnen mit dem Lobe der Frauen vom Hause:

Die gold'ne Schnur geht um das Haus,
Die schöne Frau Wirthin geht ein und aus,
Sie geht wie eine Tugend, ja Tugend.
Des Morgens, wenn sie früh aufsteht
Und in die liebe Kirche geht,
Da setzt sie sich nieder auf ihren Ort
Und hört gar fleißig auf Gottes Wort.
Da droben in der Seligkeit,
Da ist der Frau ihr Stuhl bereit't,
Da droben wird sie sitzen
Bei ihres Jesu Christen,
Da droben wird sie bleiben
Bei ihres Jesu Leiden.

Dann wird der Hausherr apostrophirt:

Der Herr, der hat 'nen hohen Hut,
Es sind ihm alle Mädel gut,
Die Kleinen wie die Großen,
Sie möchten sich derstoßen,
Die Dünnen wie die Dicken,
Sie möchten sich erdrücken.

Oder auch:

Der Herr, der hat 'ne hohe Mützen,
Er hat sie voll Ducaten sitzen,
Er wird sich wohl bedenken
Und wird uns einen schenken.

Die Ducaten sind rothe Pfennige, blank, wie sie aus der Münze kommen, und sie klimpern lustig zwischen den Naturalien im Leinensäcklein. Will das gesonderte Lob der Familienhäupter nicht verfangen, so umfaßt sie beide eine Strophe mit kräftiger Schmeichelei:

Rothe Rosen, rothe,
Sie blühen auf dem Stengel,
Der Herr is schön, der Herr is schön,
Die Frau is wie ein Engel.

Oder in anmuthiger Variante:

Kleine Fischel, kleine,
Sie schwimmen in dem Teiche,
Der Herr is schön, der Herr is schön,
Die Frau is wie 'ne Leiche.

Letzteres Gleichniß soll beileibe nichts Kränkendes für die schöne Frau Wirthin enthalten, sondern im Gegentheile die zarte und interessante Blässe ihres Gesichtes rühmend hervorheben. Wo ein erwachsenes Fräulein im Hause ist, unterlassen unsere Sommerkinder gewiß nicht, deren Anwesenheit gebührend zu bemerken:

Die Jungfer geht im Hause 'rum,
Sie hat 'ne neue Schürze um,
Die Bänder läßt sie fliegen,
'nen Reichen wird sie kriegen;
Und kriegt sie keinen Reichen,
So kriegt sie doch 'nen Armen,
Gott wird sich schon erbarmen.

Das Sommersingen, welches am Sonntag Lätare stattfindet, ist gewissermaßen das erste Präludium zu der fröhlichen Osterzeit. Gar oft setzt sich der grausame Winter, welchen die Kinder mit ihrem Gesange vertreiben wollen, kräftig zur Wehre und bewirft die grünen Fichtenreiser mit dichter weißer Spreu, daß sie wie verschneite Weihnachtsbäumchen aussehen. Aber die muntere rothbackige Jugend läßt sich ihren Spaß nicht verderben, sie schüttelt lachend den Schnee aus Nadeln und Haaren und höhnt

den wilden Gesellen aus: seine Schreckensherrschaft kann nicht länger währen, und was die Sonne am Tage Lätare versäumt, das bringt sie zu Palmarum wieder ein. Da pilgert Alt und Jung in der Morgenfrühe hinaus auf den Anger, wo die dürren Besen der blätterlosen Bäume gespenstisch aus dem Nebel hervorwinken. Noch liegt die Haide da wie ausgebrannt und todt, aber ein zarter, gelbgrüner Schimmer breitet sich über das braune Gras hin, und die hellere Färbung der zum Bache geneigten Weiden zeigt an, daß der Saft sich mächtig in ihnen rührt. An den biegsamen Ruthen aber schimmert es von weißlichgrauen glänzenden Perlen, die sich sammtweich anfühlen wie das Fell eines jungen Kätzchens. Welches Entzücken, die kühlen, frischen Knospen mit den Fingern zu streifen und dabei einer warmen Menschenhand zu begegnen. Dem klugen Mädchen wird es leicht, das Bild des Geliebten im Spiegel des Baches zu erschauen, ebenso leicht wie dem blöden Jüngling, der nach ihr in die klare Tiefe hinunterspäht. Beide tragen ihre vom Strauche geschnittenen „Osterpalmen" nach Hause und beeilen sich nicht allzusehr, sie heimzubringen, obgleich das Glück der Zukunft von dem rechtzeitigen vollen Aufblühen der Knospenkätzchen abhängt. Die gegen tückische Nachtfröste mit Pelz verwahrte Weidenblüte ist nicht so empfindlich wie ein Veilchen oder Tausendschönchen, das gleich den Kopf hängen läßt und verschmachtet, wenn man es nicht gehörig in Acht nimmt und pflegt. Auch geschieht kein besonderes Unheil, falls wir etwa einige Zweige auf dem Heimwege verlören. Denn der liebe Gott rechnet unsere unter drangvollen

Umständen begangene Ungeschicklichkeit uns sogar zum Guten an, weil wir den Weg für den festlichen Einzug seines Sohnes mit „Palmen“ bestreut haben.

Da es sündhaft wäre, die stille Charwoche durch lästerliches Zechen und Schlemmen zu entweihen, so benützen viele durstigen armen Seelen den Abend des letzten vorösterlichen Sonntages, um sich für die bevorstehende Enthaltsamkeit schadlos zu halten. Sie trinken sich einen Osterrausch an, der ihnen manchmal bis zum Charfreitag zu schaffen gibt. Daher stammt wohl auch die sonderbare Redensart „blau machen“. Für Trunkenbolde, die alle Sonntage bis in den neuen Morgen hinein dem Bacchus oder Gambrinus opfern, ist dann jeder Montag ein blauer. Es wird ihnen, sobald sie „etwas im Dache haben“, blau vor den Augen, so daß sie den Himmel für eine Baßgeige, den Teufel für ein Eichhörnchen, den Mond für einen Eierkuchen, die Thurmspitze für einen Zahnstocher und die ganze Welt für einen einzigen blitzblanken Hühnerdreck von purem Golde ansehen. Auf den blauen Montag folgt der gelbe Dienstag, auf den grauen Mittwoch der grüne Donnerstag. Man könnte diese farbigen Bezeichnungen auch auf das coloristische Spiel der bei einer Palmsonntags-Schlägerei empfangenen Denkzettel deuten. Wer mit einem blauen Auge davon gekommen ist, wird erst gelb, dann grau und endlich grün im Gesicht. Am Gründonnerstag muß Alles früh auf den Beinen sein. Sonst bekommt der faulenzende Siebenschläfer die Ostern zu schmecken. Jungfern und Junggesellen suchen einander im Bette zu überraschen und aus den Federn zu klopfen. Jeder schleicht, eine

aus weißgeschälten Korbruthen geflochtene, mit bunten Bandschleifen verzierte Peitsche, die „Schmackoster", in der Hand, in das feindliche Schlafzimmer, zieht vorsichtig und schnell die Decke von dem oder der im Bette Liegenden weg und bearbeitet den von der Natur dazu bestimmten Körpertheil aus Leibeskräften. Daß es bei einer derartigen ehrbaren Annäherung nicht immer sehr anständig hergehen kann, liegt in der Natur der Sache. Dafür erhält aber jedes tugendhafte Frauenzimmer von ihrem Herzallerliebsten für die Prügel ein Schmerzensgeschenk. Der unglückliche schlesische Poet Christian Günther entschuldigte sich bei seiner getreuen Magdalis, als er ihr nichts zum grünen Donnerstag geben konnte, mit einem artigen Madrigal:

„Kein guter Marzipan, kein Mantel von Damast
Läßt meiner Armuth zu, Dich reichlich zu bedenken,
Und weil Du gestern schon mein Herz gestohlen hast,
So steht es nicht bei mir, es heute Dir zu schenken."

Den Kindern hat der Osterhase blaue, rothe und gelbe Eier in versteckte Winkel des Gartens und der Stube gelegt, auch ein weißes Zuckerlämmchen mit der Kreuzfahne, als Sinnbild des Lammes, welches der Welt Sünden trägt, stellt sich ein. Am liebsten rennt das kleine Volk hinter der Mutter her, der die Köchin den schweren Korb auf den Markt nachschleppt. Für einen Dreier erlaubt die behäbige Honigbäuerin, welche hinter ihren unergründlichen braunen Bunzlauer Töpfen steht, Jedermann, den großen Holzlöffel abzulecken, mit dem sie die zähflüssige, goldige Masse herausholt. Ein Löffel für alle Mäuler und Töpfe! Abends dampft der duftige

Lammsbraten auf dem runden Familientische, und die bibelkundige fromme Großmutter, welche an hohen Festzeiten ihrer Frau Tochter das Küchenregiment abnimmt, um noch einmal ihre märchenhafte Virtuosität im Sieden polnischer Freitags-Karpfen und im Backen schlesischen Streußelkuchens auszuüben, erinnert geziementlich an die heilige Bedeutung des Passahmahles. Sie trinkt ihr aus dem Kretscham geholtes Dünnbier mit einer Andacht, als ob es der Heiland selber ihr dargereicht habe, und schmäht bei jedem Bissen, den sie aus der Schüssel zum Munde führt, auf den nichtswürdigen Erzverräther Judas, der den Herrn um dreißig Silberlinge seinen Feinden preisgab.

Ja, wir haben es frühzeitig gelernt, unsere Frömmigkeit möglichst schmackhaft zuzubereiten und mit feinen Aromen zu würzen! — Wie gottergeben, demüthig und zerknirscht sitzt der lange, schmächtige Student auf der Galerie neben dem Orgelchore der alten gothischen Kathedrale und hört — zum wievieltenmale! — der Passionsgeschichte von dem bitteren Leiden und Sterben Christi zu. Es ist die sechste Abendstunde des Charfreitags, die Stunde, um welche von Golgatha aus sich eine Finsterniß über das ganze Land verbreitete, als der Erlöser am Kreuzesstamme hing. In der dunklen Kirche wogt es von einer unübersehbaren vielköpfigen Menge. Der Student hat aber nur Augen für das reizende Blondköpfchen, das neben ihm wie ein Engel vom Himmel auftaucht. Die Orgel erbraust, und von tausend Stimmen getragen schwingt der herrliche Choral Paul Gerhard's sich an den Pfeilern hinauf, als wollte er

die gekreuzte Wölbung zersprengen und ihre goldenen Sterne herunterreißen. Noch lauter aber jubelt im Herzen des Glücklichen das Hohelied der Liebe, und mit Schauern und Beben fühlt er die Hand der Geliebten in der seinigen ruhen. Von den Lichtern des Orgelchores fällt ein milder Abglanz auf das rosige Antlitz neben ihm und verklärt es mit überirdischen Leuchten. Thränen todestrunkener Seligkeit zittern in unseren Augen, und wir möchten verbluten und verklingen gleich den schmerzlich süßen Tönen des Passionsliedes . . .

Nach dem düsteren stillen Sonnabend bricht wohl für Jeden einmal ein strahlender Auferstehungsmorgen an:

Gold'ne Sonne, gehst Du endlich auf?
  Ach, schon glaubt ich dich in Nacht verloren?
Heil und Segen bringt dein Siegeslauf,
  Und die Welt ist neu mit dir geboren.

Frost'ges Dunkel hüllte starr mich ein,
  Und mein leises Hoffen schien vergebens —
O, wie wärmt mich nun dein lieber Schein,
  Stern des jungen Tages, Stern des Lebens!

Manche Knospe, die sich bang versteckt,
  Zitterte, daß sie verborgen bliebe,
Und mir ist, als hätt' ich erst entdeckt
  Tief im Herzen diesen Schatz von Liebe.

Darum groll' ich nicht der Winternacht,
  Nicht dem Sturmwind, nicht dem Regenschauer:
Lenz und Liebe sind vereint erwacht,
  Und in lichten Glanz zerrinnt die Trauer.

Mein erster Verdienst.

So lange man noch jung ist und seinem Herrn Vater auf der Tasche sitzt, pflegt man nichts so sehr zu verachten wie das Geld. Ach, daß die Stunde kommen muß, in welcher dieser schöne Idealismus zum Kuckuck geht, die häßliche Stunde, welche uns über den empfindlichen Unterschied zwischen einem vollen und einem leeren Beutel die Augen öffnet! Es steht dem unternehmenden Gymnasialschüler wohl an, seinen Specialfreund am Sonntag Morgen von der „Bude“ zum Frühschoppen abzuholen. In dem nach dem Fluße zu gelegenen, professorensicheren Wirthsgarten „Zur goldenen Semmel“ gibt es warme Würstchen und ein Bier, welche beide für einander erfunden, sich gegenseitig vorauszusetzen, zu bedingen und zu ergänzen scheinen. Wer einen rechtschaffenen Schluck von dem weißlich schäumenden bernsteingelben Naß trinkt, verspürt alsbald ein sehnsüchtiges Verlangen nach jener rosafarbenen, sanft gepfefferten, saftigen Fleischspeise, deren bloßer Duft die Ahnung besserer Welten wachruft, und wer mit gutem Appetit in ein Paar Geräucherte hineinbeißt, daß es nur so knackt, der läßt sich von einem milden Brennen im Halse gern daran mahnen, daß die Knackwürste gelöscht

werden wollen. Aber woher die Unsummen hernehmen, welche diese solennen Frühstücksmähler verschlingen? Das kleine väterliche Taschengeld ist längst auf allerlei unentbehrliche Luxusartikel, wie Handschuhe und Cravatten, Notizbücher und Bleistifte verausgabt worden, und auch die hilfreiche Großtante als letzte Retterin in der Noth mag nichts mehr spendiren, da sie erst bei dem Ankauf eines doppelklingigen Messers mit Perlmutterschale ein Uebriges gethan hat. Der Sonntag rückt näher und mit ihm die traurige Gewißheit, beim Frühschoppen diesmal nicht erscheinen zu können.

Da fällt mir von ungefähr eine Annonce des Localblattes in's Auge: „Man sucht für einen talentvollen Knaben einen Violinlehrer bei mäßigen Ansprüchen." Sogleich fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, daß der gesuchte Violinlehrer in mir gefunden werden könnte; mein Sprachsinn und der Mangel jeglichen Selbstgefühls, der ebenso groß war wie meine Geldverlegenheit, verhalf der Logik des Anzeigers zu unverdienten Ehren. Bezog ich doch die „mäßigen Ansprüche" auf die Bescheidenheit des Inserenten und stärkte meinen musikpädagogischen Kleinmuth mit der tröstenden Hoffnung, daß ich dem Mäßigkeitsfreunde des Intelligenzblattes möglicherweise willkommen sein würde. Von meinem eigenen Violinmeister, der am ersten Pult in der Oper saß und die berühmten Donnerstag-Nachmittags-Symphonieconcerte dirigirte, war ich schon oft, wenn ihn das Asthma plagte oder einige seiner Zechcumpane in der Weinstube erwarteten, als Substitut verwendet worden, und ich durfte mich getrauen, die heiligen Traditionen seiner gepriesenen Schule würdig

fortzupflanzen. Ich warf mich also in meinen Feiertagsstaat und steuerte, nachdem ich mich durch einen Blick in den Spiegel davon überzeugt hatte, daß der schwarze Rock meinen sechzehn Jahren ein gesetztes, männliches Ansehen gab, auf das Ziel meiner Wünsche los. Die Gasse, in welcher mein künftiger Zögling wohnte, lag im Herzen der alten Stadt und zeichnete sich trotz ihrer Finsterniß und Enge durch einen äußerst regen Verkehr aus. Obscure Handelsleute trieben dort ihr Gewerbe, und die Dunkelheit ihrer Häuser stimmte mit der Natur ihrer Geschäfte überein. Fast jedes der thurmhohen, spitzgiebeligen Gebäude, die sich, meist nur drei oder vier Fenster breit, dicht aneinander drängten, besaß im Erdgeschoß neben der Hausthür einen offenen Laden, von dessen Eingang alte Kleidungsstücke gespensterhaft herabschlotterten. Fadenscheinige Hosen spreizten anmaßend ihre Beine aus, ängstlich aufgebügelte Salonröcke, welche ehemals bessere Zeiten gesehen haben mochten, reckten ihre künstlich gespannten Schultern in die Höhe, und ausgetretene, frisch lackirte Stiefel suchten mit äußerem Glanz ihre inneren Schäden zu verdecken. Hinter den blinden Glasscheiben der Auslagefenster, die mit lang aufgereihten silbernen und tombackenen Taschenuhren garnirt waren, breitete sich ein Durcheinander von buntbemaltem Porzellangeschirr, zersprungenen Tellern, henkellosen Tassen, angerauchten Tabakspfeifen, Ringen, Dosen und tausenderlei merkwürdigen Kleinigkeiten aus, von denen niemand zu sagen wußte, wozu sie einmal gebraucht worden waren. In dem einen Schaufenster hing eine lächerliche, zinnoberrothe Geige; daneben war, wie in den meisten Läden

der Gasse, ein Zettel angebracht, auf welchem das Wort „Geld" und die liebreiche Verheißung zu lesen stand, daß dasselbe gegen genügende Sicherheit und auf Pfänder ausgeliehen würde.

„Ach so", sagte die in der Thür stehende Inhaberin des Geschäftes, eine untersetzte rundliche Frau, die in einem kurzen großcarrirten Wollenkleide steckte und einen gestrickten blauen Seelenwärmer um den stark entwickelten Busen trug. „Sie kommen wegen der Geigenstunde. Ich dachte, Sie wollten Ihre Uhr versetzen. Na, treten Sie nur ein! Es sind schon viele dagewesen, aber es hat mir noch keiner so recht gefallen. Wissen Sie, ich mag die Bierfiedler nicht leiden; wenig honette Leute gibt's darunter, mit welchen eine anständige Witwe etwas anfangen kann. Vor zwei Monaten, es war gerade am Todestage meines Seligen, hat mir ein solcher Hungerleider das Ding da gebracht" — sie holte die Violine aus dem Fenster — „und ich habe ihm einen Thaler darauf vorgestreckt. Wer sich nicht wieder sehen ließ, war mein Musje, und ich armes Weib saß da mit der Fiedel auf dem Halse. Weil sie gar so jammervoll aussah, habe ich sie von dem Lackirer, der im zweiten Stocke wohnt — im ersten wohne ich und das Haus ist mein eigenes — anstreichen lassen. Die Farbe war vielleicht nicht die richtige, und der heimtückische Geselle hat mir für meine vier Groschen einen Schabernack angethan — was will man machen, wenn man so allein ohne männlichen Schutz in der Welt steht? Seit vierzehn Tagen hängt die rothe Winsel draußen, und Keiner beißt auf sie an. Nun haben wir gedacht, der Vormund und

ich, weil mein Kleiner — Adolar, komm' herunter!" — unterbrach sie sich und rief die Treppe hinauf, die den Laden mit dem ersten Stockwerke in Verbindung setzte — „weil mein Kleiner den ganzen Tag pfeift und singt und hinter allen Leiermännern her ist, daß er die Gelegenheit benützen und geigen lernen sollte. In der Schule taugt er so nicht viel, und das sind immer die richtigen Musikanten, sagt der Vormund. Was meinen Sie dazu?"

Adolar war unterdessen die Treppe herabgepoltert und glotzte mich unverwandt mit seinen hervorquellenden wasserblauen Glasaugen an. Gleich seiner redseligen Mutter und der schmutzigen Umgebung des Ortes flößte er mir keinen geringen Widerwillen ein. Aber die Gier nach Geld schlug alle besseren Gefühle in mir nieder, und durch den muffigen, dumpfen Geruch des Trödlerladens spürte ich so etwas wie den ambrosischen Duft saftiger Knackwürste. Wir wurden daher bald handelseinig um zween Groschen, welche mir für jede Stunde zugesichert wurden; zweimal in der Woche sollte ich bei Frau Klöppel erscheinen, um den docirenden Fiedelbogen über dem struppigen Haupte Adolar's zu schwingen, und in dem erhebenden Bewußtsein eines Mannes, der sein Glück gemacht hat, trat ich den Heimweg an. Was mich besonders erfreute, war das Abkommen, daß ich mein Honorar jedesmal nach erfüllter Pflicht von der Hand der Witwe in Empfang zu nehmen hatte, so daß ich mir um den sonntäglichen Frühschoppen keine weiteren Sorgen mehr zu machen brauchte. Die Dornen meines Lehrberufes sollte ich freilich schnell genug kennen lernen.

Denn ich war in der Bel-Etage der Pfandleiherin wahrhaftig nicht auf Rosen gebettet. Allen Geschäften, die unter mir während meiner Anwesenheit abgeschlossen wurden, mußte ich als unfreiwilliger Zeuge beiwohnen; man hörte jedes Wort, das im Laden gesprochen wurde. Das Schlimmste aber war, daß der „talentvolle Knabe" meinen redlichen Bemühungen die Störrigkeit eines obstinaten Kalbes entgegenbrachte, welches der Viehtreiber am Stricke zu Markte führt. Ich mochte überreden, auseinandersetzen, bitten, flehen, schelten, drohen, scherzen, höhnen, toben, rasen, so viel ich wollte, Adolar ließ sich durch nichts aus seiner unerschütterlichen Gemüthsruhe herausbringen. Sein Kopf schien mit Häcksel und Sägespänen angefüllt zu sein, und seine Gliedmaßen besaßen die Eigenschaften des willenlosen Guttapercha. Es beleidigte sein Ehrgefühl dadurch nicht im mindesten, daß ich jeder Lection eine peinlich überwachte Waschung seines Gesichtes und seiner Hände vorausgehen ließ. So sehr gewöhnte er sich an diese unerläßliche Vorsichtsmaßregel, daß das gefüllte Waschbecken schon dastand, so oft ich zur Stunde kam. Weiß der Himmel, womit er die Zeit seiner Muße hinbrachte; eine klebrige, schwarze Materie saß fest in den Linien und Poren seiner Hände und bot jeder Art von Reinigungsmittel Trotz. Er zeigte sich so schwer von Begriffen, daß es ganz unmöglich schien, ihm die Elemente der Musik beizubringen. Das Einzige, was Adolar von der Theorie des Violinspiels erlernte, war die Benennung der vier leeren Violinsaiten: G, D, A, E nach dem alten Sprüchlein: Geh', Du alter Esel! Ueber den Verdacht, daß er den Sinn desselben auf

seinen Lehrer anwendete, war er durchaus erhaben. Seine Dummheit grenzte in ihrer Alles umfassenden Größe an das Erhabene und seine Geduld übertraf diejenige des Lehrers beiweitem. Nur einmal gerieth er außer Rand und Band, als ich einen Apfel in mehrere Theile zerschnitt, um ihm die verschiedenen Notenwerthe zu versinnbildlichen, weil er glaubte, ich wollte ihm das Demonstrationsobject wegessen. Da stieß er ein erderschütterndes, klägliches Gebrüll aus und vergoß Ströme von Thränen.

„Wenn er es nur einmal so weit bringt, daß er mir die „Letzte Rose" spielen kann", betheuerte Frau Klöppel, „so werde ich die für seine künstlerische Ausbildung aufgewendeten Opfer gewiß nicht bereuen." Adolar hat es Gott sei Dank nie so weit gebracht. Die „Letzte Rose" war das erklärte Lieblingslied der empfindsamen Witwe, seit sie Flotow's „Martha" vermöge eines Freibillets, welches ihr von einem ihrer Kunden an Stelle der üblichen Wucherzinsen gebracht worden war, im Stadttheater gehört hatte. Natürlich sah die gute Frau nicht ein, daß man erst die Tonleiter spielen lernen muß, ehe an ein derartiges, die schwierigsten Probleme der Technik heraufbeschwörendes Virtuosenstück zu denken ist. Nach zweimonatlichem Unterrichte machte ich die betrübende Wahrnehmung, daß aus Adolar Klöppel nun und nimmermehr ein Paganini werden würde. Obwohl er nur die leeren Saiten strich, entlockte er dem Instrumente Laute, welche in den Reichen der lebendigen Natur ihres Gleichen nicht fanden, ein sägendes, schabendes, schlurrendes, knirschendes Geräusch, bei welchem dem

Zuhörer zu Muthe war, als ob ihn Jemand inwendig mit grobem Sand abscheuerte. In meiner Ehrlichkeit glaubte ich der ehrsamen Wittib mein ungünstiges Prognostikon nicht verheimlichen zu dürfen. Doch sie wollte nichts davon wissen, nannte mich einen Schwarzseher, ermahnte mich mit gewinnendem Lächeln zur Ausdauer und schlug mir endlich zu meiner Ueberraschung vor, der beschwerlichen Lection dadurch eine angenehmere Form zu geben, daß ich, anstatt die Mohrenfinger ihres Sprößlings in die richtige Lage zu bringen, lieber die Violine zur Hand nehmen und nach Herzenslust darauf losspielen sollte. „Es wird sein Gehör bilden“, meinte sie mit wichtiger Miene, „die Finger geben sich dann mit der Zeit von selbst. Und ich höre Sie so gerne geigen“ — setzte sie leiser hinzu und schlug erröthend die Augen nieder. Wer war froher als ich? Fortan wurde nur noch pro forma ein Viertelstündchen docirt und gesägt, die übrige Zeit ging ich geigend im Zimmer auf und ab, ohne mich weiter um Adolar zu kümmern, der mit der neuen Methode seines Lehrers vollkommen zufrieden war und, während ich Concerte von Viotti, Kreuzer, Rhode und Spohr spielte, seine Bilderbogen austuschte, Pappschachteln klebte oder Bohnen sortirte. Da die Fenster „der guten Luft wegen“ von Frau Klöppel immer offen gehalten wurden, so schallte die ganze Trödlergasse von meinen Concerten wider und die Vorübergehenden blieben stehen, um mir zuzuhören, kehrten auch wohl öfters als sonst in dem Geschäfte ein.

Jedesmal, wenn ich nach verrichteter Violinübung durch den Laden fortging, erhielt ich das Scherflein der

Witwe, säuberlich in weißes Papier eingewickelt, und immer drückte sie mir lebhaft die Hand, sobald sie mir das Zweigroschenstück überreichte. Ich warf das Papier gewöhnlich schon an der nächsten Ecke fort und schob das Geld in mein ewig hungriges Portemonnaie. Eines Tages aber faltete ich den Zettel erst auseinander, als ich zu Hause war und las auf der Innenseite die mit Tinte geschriebenen Worte: „Darf ich hoffen?" Das nächste Mal hieß es: „Sollen die Leiden eines trauernden Herzens ewig währen?" Harmlos und unerfahren, wie ich war, legte ich diesen und ähnlichen allgemein gehaltenen Schicksalsfragen keine tiefere Bedeutung bei, obwohl ich es sonderbar genug fand, daß die Zweigroschenstücke immer von derartigen Brieffragmenten begleitet waren. In's Vertrauen mochte ich selbst meinen Busenfreund nicht ziehen, weil ich mich der Besuche im Hause der Trödlerin schämte. Frau Klöppel aber wünschte den zwei wöchentlichen Musiklectionen noch eine dritte, auf den geschäftsfreien Sonntag Vormittag anberaumte hinzuzufügen, damit sie sich von der Ungeschicklichkeit ihres Sohnes überzeugen und zusehen könnte, auf welche Weise ihr abzuhelfen wäre. Mir leuchtete das natürlich ein, umso eher, als ich dann gleich von der finsteren Groschengasse in den sonnigen grünen Wirthsgarten der „Goldenen Semmel" abschwenken und mir von dem eben Erworbenen auf frischer That gütlich thun konnte. Um elf Uhr Morgens erschien ich pünktlich bei der Mutter Adolar's. Ich hatte Mühe, sie wieder zu erkennen, so völlig verändert sah sie aus. Der blaue Seelenwärmer war verschwunden und hatte einem

knappen, phantastisch ausgeschnittenen Mieder von schwarzem Sammt Platz gemacht, das wahrscheinlich von der Maskengarderobe einer schönen Spanierin herrührte. An Stelle des großcarrirten groben Wollkittels, in welchem Frau Klöppel sonst im Laden aufwartete und hantirte, floß ein kurzes changirendes Seidenkleid faltenreich von ihren breiten Hüften herab. Am Halse funkelte ihr eine pfundschwere Agraffe von böhmischen Diamanten, die kurzen dicken Füße steckten in zierlichen Maroquinpantoffeln, und auf dem wohlpomadisirten, stark nach Bergamottöl duftenden braunen Kopfhaar nickten majestätisch drei gelbe Straußfedern. Ich kann nicht sagen, daß die seltsame Veränderung, welche mit der Witwe Klöppel vorgegangen war, dazu beigetragen hätte, ihre zweifelhaften Reize in meinen Augen zu erhöhen. Sie sah einem aufgeputzten Schlittenpferde weit ähnlicher, als irgend einem menschlichen Wesen und erging sich in so hochtrabenden, wunderlichen Redensarten, daß ich an mich halten mußte, um nicht laut aufzulachen. Mit einer graziösen Handbewegung nöthigte sie mich, auf dem Sopha neben ihr Platz zu nehmen. „Mein Adolar wird sich in der Kirche verspätet haben, inzwischen würde ich mich glücklich schätzen, wenn Sie mir Ihre werthe Gesellschaft schenken und den kleinen Imbiß mit mir theilen wollten, den ich für uns beide bestellt habe.“ Auf dem Tische vor uns standen eine gebratene Kalbskeule, ein halber Schinken, eine Marzipantorte, ein Teller mit Rosinen, Mandeln, Bonbons und Confecten, flankirt von vier Flaschen spanischen und ungarischen Weines. „Es ist nämlich heute mein Ge-

burtstag, den ich mit meinem in Gott ruhenden Gatten immer in dieser schlichten, bürgerlichen Weise gefeiert habe." — „Ich gratulire" — brachte ich nach vielem Räuspern mühsam hervor. Mir war die Kehle wie zugeschnürt, und um Alles in der Welt hätte ich mich nicht entschließen können, ein Glas auf das Andenken des Seligen zu leeren, oder eine der vor mir aufgeschichteten Speisen zu berühren. Trotz des Bergamottöls machte sich der Duft des Trödlerladens übel bemerkbar; denn die Fenster waren diesmal geschlossen und mit reingewaschenen Steckgardinen dicht verhängt. Frau Klöppel ließ sich durch meine Schweigsamkeit und Zurückhaltung nicht stören, sondern hieb tapfer in den Kalbsbraten ein und erwies auch dem Schinken die gebührende Ehre. Bald hatte sie eine Flasche Tokayer dazu ausgeleert und fiel über die Torte her. Kauend und schmatzend erzählte sie mir die Geschichte ihrer Liebe, bis sie endlich laut aufweinend, auf das Sophapolster hinsank, meine Hand ergriff und ein Mal über das andere ausrief: „Ach, ich armes, unglückliches, verlassenes Weib!" In dieser verzweifelten Situation, welche ich mir vergebens zu erklären suchte, erblickte ich die rothlackirte Geige Adolar's und kam auf den allersinnreichsten Einfall. Ich sprang auf, ergriff das rettende Instrument und spielte die „Letzte Rose". Frau Klöppel warf mir aus ihren weinseligen Augen noch einen bedeutsamen Blick zu, dann streckte sie sich gerührt der Länge lang auf das Sopha hin und war, als ich die Violine weglegte, sanft entschlummert. Oder stellte sie sich nur schlafend? Ich weiß es nicht und habe es auch

nie erfahren. Denn am nächsten Mittwoch, an welchem ich wieder hätte zur Stunde hätte kommen sollen, bekam ich einen Brief mit der kurzen geschäftsmäßigen Mittheilung, daß sich unversehens ein Käufer für die rothe Geige gefunden habe, der den wahren Werth dieses Instrumentes wohl zu schätzen wüßte — die Worte waren dreimal unterstrichen — und daß man infolgedessen von der weiteren künstlerischer Ausbildung Adolar's absehe. Glücklicherweise erhielt ich bald darauf eine nicht weniger vortheilhafte Stelle als Violinlehrer, und ich brauchte den geliebten sonntäglichen Frühschoppen bei der „Goldenen Semmel" nicht einzustellen. Mein erster Verdienst aber wird mir immer in heiterer Erinnerung bleiben.

Cholera-Trost.

In einer cholerafürchtigen Zeit, da der schreibende Mensch keinen Beistrich mehr macht, ohne an jene fatale Interpunction zu denken, die mit dem Comma-Bacillus der Krankheit anfängt und mit dem schwarzen Schlußpunkte des Todes aufhört, sucht man gern in der Vergangenheit Trost, um der Zukunft so heiter wie möglich entgegen zu blicken. Wer zwei Cholera-Epidemien glücklich überstanden hat, wird auch aus der dritten mit heiler Haut davonkommen! Keine ganz logische, jedenfalls aber eine gemüthsberuhigende Folgerung, die unanfechtbar sich behaupten darf, so lange sie nicht von Thatsachen widerlegt wird. Gott behüte uns vor einer factischen Berichtigung am Ende der Debatte!

Vor vielen Jahren lernte ich die Cholera in meiner Vaterstadt Breslau kennen, und zwar näher, als mir damals lieb sein mochte. Nach der Entscheidungsschlacht von Königgrätz waren die schlesischen Regimenter in die Hauptstadt der Provinz zurückgekehrt und hatten die Krankheit aus den böhmischen Feldlagern mitgebracht. Dem fröhlichen Soldatentode folgte das große bürgerliche Sterben. Wir wohnten vor dem Schweidnitzer Thor am Rande der sogenannten Kleinburger Chaussee, einer

langen, mit Bäumen besetzten, ungepflasterten, staubigen Landstraße, die in weitem Bogen von der Stadt zu dem Dominium Kleinburg hinausführte. Um das Herrschaftsgut lagen viele kleinere Bauernbesitzungen herum, und mehrere Gastwirthschaften übten eine starke Anziehungskraft auf die Breslauer Bierphilister uud Kaffeeschwestern aus. Besonders an Sonn- und Feiertagen strömten sie in hellen Haufen nach Kleinburg und ließen sich in ihrem himmlischen Vergnügen weder durch die dichten Staubwolken, noch durch die entsetzlichen Mißdüfte stören, die einer am Wege entlang laufenden, mit einer zähflüssigen, schwarzgrünen Masse angefüllten, offenen Schlammrinne entstiegen. Dieser, vom Volksmunde „Pampysgraben" geheißene Abzugscanal lief dicht unter unseren Fenstern bis zum Beginn der Schweidnitzerstraße hin und bildete viele Jahre hindurch eine übelriechende Rubrik in der localen chronique scandaleuse. — Sie fragen mich, welches der Weg nach Kleinburg ist? Gehen Sie nur der Nase nach und Sie verfehlen ihn nicht! — Immer und ewig sollte die allmälig zur Kleinburger „Straße" avancirte Chaussee, an welcher sich einige unerschrockene Villenbesitzer angesiedelt hatten, zur Stadt geschlagen werden, und darum hüteten sich die biederen Landbewohner, das stinkende Aergerniß aus der Welt zu schaffen. Mochten die Väter der Stadt sich die Taschentücher vorhalten, dem Landrath genirte der Unrath des Landes noch weniger, seit letzterer im Begriffe stand, städtisches Eigenthum zu werden. Heute heißt die einstmalige Kleinburger Chaussee Kaiser Wilhelmstraße und ist die schönste und vornehmste Straße meiner lieben Vaterstadt geworden;

in schnurgerader Richtung geht sie zwischen eleganten Häusern und wohlgepflegten Gartenanlagen eine halbe Stunde weit fort und mündet in einen villen- und baumreichen Park, das Breslauer Westend, in welchem man kaum noch das frühere erbärmliche Kaffeedorf zu erkennen vermag. Und ihren erlauchten Namen führt die Kaiser Wilhelmstraße mit Recht. Denn zweimal hielt durch dieselbe Wilhelm der Siegreiche, umgeben von den berühmten Paladinen seiner Krone, hoch zu Roß, seinen Einzug in die getreue schlesische Residenz. Ich sehe sie wieder Alle vor mir, die glänzenden, ritterlichen Gestalten — die Tafelrunde des Königs Artus hat keine herrlicheren besessen! Voran den greisen Imperator Barbablanca, dann den männlich schönen, blondbärtigen Kronprinzen, den feurigen Heißsporn der Hußaren Friedrich Karl, den hagern Schlachtendenker Moltke, den gewaltigen Kanzler Bismarck im silbernen Cüraß, und eine zahlreiche Suite von Feldherren und Generalen! Salutirend reiten sie an unserem Hause vorüber, auf demselben Weg, den kurz vor ihnen der unsichtbare Würgengel herabgezogen war.

Dank ihres, die Luft weithin verpestenden Grabens war die Kleinburgerstraße eine der ersten, wenn nicht die erste, die von der Seuche heimgesucht wurde. Kaum ein Haus blieb verschont, und täglich konnte man von neuen Todesfällen hören und sehen. Die Situation wäre im höchsten Grade ungemüthlich geworden, wenn sich nicht mein guter Vater sofort zum Herrn derselben aufgeworfen hätte. Immer, so oft er von seinem Postbureau heimkam, brachte er irgend eine ausgesuchte Ueberraschung mit,

die von Mutter und Großmutter mit Befremden und Mißtrauen, von den Schwestern und mir aber mit Jubel aufgenommen wurde wie ein lang ersehntes Festgeschenk. Zwei wunderschöne, ärztlich approbirte Filtrirapparate waren unser besonderes Entzücken und boten höchst erwünschten Zeitvertreib. Sie bestanden aus großen Kloben von poröser Kohle und verschließbaren Gummischläuchen, die mittelst einer bleiernen Schraube an einem ebensolchen in die Kohlenstücke eingepreßten Ringe befestigt wurden. Versenkte man den schwarzen Kloben in dem bauchigen Wasserkruge, so sog sich die Kohle voll wie ein Schwamm; ein silberheller, feuchter Faden rieselte aus dem Hahne des Schlauches in die untergestellte Glasflasche, und wir erhielten ein Getränk, dem wir, da es nach verbrannten Knochen, Schwefel und Blei schmeckte, die sichersten heilkräftigen Wirkungen zuschrieben. Bald jedoch wurden die Kohlenfilter von einer niedlichen Desinfectionslampe aus unserer Gunst verdrängt. Sie war allerliebst und selbstverständlich gleichfalls ärztlich approbirt. Obwohl ihre Aufgabe nicht darin bestand, die Dunkelheit zu erhellen, sondern die Zimmerluft von bösen Dünsten zu reinigen, so ließen wir sie doch mit Vorliebe im Dunkeln brennen, weil ihr Flämmchen die Gesichter der am Tische Sitzenden mit einem fahlen, blaugrünen Lichte verklärte, so daß selbst unsere dicke Köchin aussah wie die Erscheinung eines Geistes. „Freut euch des Lebens, da noch das Lämpchen glüht!“ Sobald der Spiritus des Dochtes verzehrt war, verbreitete sich ein eigenthümlicher, ätzender, metallischer Geruch, den Niemand länger als zwei Minuten aushalten konnte. Der Vater blickte

triumphirend umher; die Lampe hatte sich bewährt und wurde ihrer vorzüglichen Eigenschaften wegen Morgens und Abends einmal angezündet. Sehr wichtig, ja geradezu unentbehrlich erwiesen sich thalergroße Kupferplatten, die, in leinene Säckchen eingenäht, in der Brusthöhle über der Leibbinde aus Flanell getragen werden mußten. Ehe nicht die Leinwand von dem Grünspan intensiv gefärbt worden war und die Binden ein gleichmäßiges Isabellgelb angenommen hatten, schien der Erfolg der ärztlich approbirten Hausmittel ein zweifelhafter. Unsere Großmutter legte überdies all' diesen Vorkehrungen gegenüber eine sehr bedauerliche Skepsis an den Tag, nahm, der Cholera zum Trotz, nach wie vor jeden Samstag ihr Le Roy'sches Pülverlein in einem Glase undestillirten Brunnenwassers zu sich und behalf sich die Woche über mit einem Spitzgläschen alten Breslauer Doppelkümmels. Infolge dessen gab es zwischen den Häuptern der Familie manchmal leidenschaftlich bewegte Auftritte, die durch das Anzünden der Desinfectionslampe am sichersten beendet wurden, da dann die Großmutter sofort in ihr von allerlei würzigen Kräutern durchduftetes Zimmer flüchtete und die Thür geräuschvoll hinter sich zuschlug. So führten wir ein, wenn auch cholerafrommes, so doch im Ganzen recht vergnügliches Leben. Ich zumal hatte, obwohl die großen Ferien angebrochen waren, keine Muße, mich um die Fortschritte der Krankheit zu kümmern; mein sechzehnjähriges Secundanerherz wurde von anderen Sorgen beschäftigt und ich dichtete täglich ein halbes Dutzend Ghaselen, die nicht ganz so schön waren wie die Platen'schen, vor diesen aber den offenbaren Vorzug hatten,

daß sie an keinen fingirten orientalischen Schänken, sondern an eine höchst leibhaftige gazellenäugige Breslauerin gerichtet waren. Immermann's Epigramm:

„Von den Früchten, die sie in dem Gartenhain von Schiras stehlen,
Essen sie zu viel, die Armen, und vomiren dann Ghaselen!"

war mir noch nicht bekannt; sonst hätte vielleicht jene zur Cholerazeit doppelt verabscheuenswürdige Dichtungsform selbst in meiner, von Hafisischer Schwelgerei triefenden Seele Bedenken erregt. Es machte mich nicht einmal stutzig, als ich, mitten in dem zweiunddreißigsten meiner Ghaselen, einen neuen Endreim auf Constanze suchend, von einem Uebel aufgestört wurde, das durchaus keine ideale Reimnoth mehr war. Das Leiden wiederholte sich, nahm zu, ich befand mich sehr schlecht und wollte zu Bette gehen. Wie merkwürdig roth flammte das Licht, das ich in der Hand hielt, um das Schlafcabinet aufzusuchen! Meine Glieder zitterten, das Licht schien immer blutiger und trüber zu brennen, bis ich es gar nicht mehr sah. Ich glaubte mich in einem ungeheuren finsteren Raume zu befinden, in einem viereckigen Saal ohne Fenster und Thüren. Ehe ich mich noch besinnen und zurecht tasten konnte, wimmelte es um mich her von scheußlichen Fratzen und phantastischen Ungeheuern. Riesige Menschenköpfe ohne Leiber, aber mit spinnendürren, weit ausgestreckten Armen, die hinter den Ohren hervorlangten, vermischten sich mit abenteuerlichen Thiergestalten. Alle standen, dicht neben einandergedrängt, an den Wänden des Saales und setzten sich dann mit rollenden Augen, aufgesperrten Rachen, fliegenden Mähnen, geringelten

Schweifen und vorwärts geschleuderten Fingern in Bewegung und alle hatten nur ein einziges Ziel: mich! Enger und enger zog sich der Kreis zusammen, schon schnappte, fingerte, tappte und zupfte es an mir herum, — mit einem lauten Aufschrei sank ich zu Boden, das Licht entfiel meiner Hand und der Kopf schlug auf die Kante des Bettes.

So fanden mich die bestürzt herbeigeeilten Eltern; sie entkleideten mich und betteten mich auf mein Lager. Als ich aus meiner Ohnmacht wieder zu mir kam, verspürte ich eine innere Kälte und zugleich eine noch größere, unerträgliche äußere Hitze. „Bleibe nur ruhig liegen, mein Junge, es geht bald vorüber!" Der Vater streichelte mir die Haare, während er mir zusprach. Wie viel Kraft hilfreicher Liebe liegt in einer treuen Menschenstimme! „Es geht bald vorüber . . ." Der Vater sagte es, folglich mußte es wahr sein. Ich glaubte an meinen Vater und vertraute seiner Heilkunde. Konnte er doch für einen halben Gelehrten gelten, der mit seinen eigenhändig bereiteten Medicamenten homöopathische Wundercuren ausführte! Was bedurften wir eines fremden Doctors? Unser Hausarzt war selber unwohl und andere, nach denen geschickt wurde, weigerten sich, zu kommen. Wir wohnten ja auf dem Lande! Also blieb ich vorläufig der häuslichen Pflege überlassen, die zwar etwas ungestüm auftrat, mir aber sehr gut bekam. Alles, was von Federbetten zu erreichen war, wurde über mir aufgethürmt, Leib und Füße mit glühend heißem Flachwerk bedeckt, das in der Eile das Ziegeldach des Hauses hatte liefern müssen, und alle zehn

Minuten schluckte ich abwechselnd einen Theelöffel vorschriftsmäßig dosirter, in Wasser aufgelöster, unschädlicher homöopathischer Gegengifte, als da sind: Veratrum in dritter, Nux vomica in zweiter Verdünnung. Das Beste versprach man sich von einer Tasse russischen Thees, den die Mutter in der Küche aufgoß. Die Aermste hatte vollständig den Kopf verloren, und als sie mir die Tasse mit bebender Hand an's Bett brachte, während ihr die Thränen aus den Augen stürzten, erwies sich das Getränk als ungenießbar, weil es anstatt mit Arak mit Brennspiritus vermischt worden war. Ungeachtet meines elenden Zustandes mußte ich laut über die Verwechslung lachen, und meine Heiterkeit theilte sich befreiend den Anderen mit. Nach einer Stunde begann ich heftig zu transspiriren, und der Vater, der mir den Puls kunstgerecht befühlte, erklärte mich mit froher Kennermiene für gerettet. Immer seltener wurde ein gewisses, gründlich karbolisirtes, vom Familienwitz Eierkuchentiegel beanntes Geräth in Anspruch genommen, und da ich inzwischen auch auf das lange vergebens gesuchte Schlußdistichon meiner Ghasele gekommen war, — es lautete:

„Mein Herz durchbohrt der Liebe Todeslanze,,
Die Lanze, die Dein Auge warf, Constanze!"—

so stand einer völligen Genesung nichts weiter im Wege, als ein tüchtiges Nervenfieber, in das ich am nächsten Tage verfiel. Da der Arzt zu spät kam, um den ersten Cholerafall in unserem Hause an mir constatiren zu können, so wird es immer unaufgeklärt bleiben, ob ich wirklich an Cholera oder nur an Typhus erkrankt war.

Ich für meinen Theil glaube das Letztere, aus dem einfachen Grunde, weil unter den Hausbewohnern mehrere arme Teufel, die von meinem menschenfreundlichen, furchtlosen Vater in Ermanglung anderer ärztlicher Hilfe nach mir behandelt wurden, trotz Veratrum III und Nux vomica II mit Tode abgingen, während ich in der angenehmen Lage bin, heute, nachdem so viele Jahre darüber verstrichen sind, vorstehenden Krankheitsbericht treu nach dem Gedächtnisse niedergeschrieben zu haben.

Wie man berühmt wird.

Mit einem aus geziemender Scham und freudiger Genugthuung gemischten Gefühl habe ich neulich die Bemerkung gemacht, daß ich nun endlich doch anfange, berühmt zu werden. Ich hatte mir dies erst leichter, dann aber wieder viel schwieriger gedacht, als es thatsächlich ist. In jener, ach so fern hinter mir liegenden himmelstürmenden Jugendzeit, in welcher ich den Jean Paul las und mit jedem Morgenroth einen frischen Helden in meiner Brust fühlte, nahm ich es freilich mit allen Göttern und Genien der Menschheit auf und zweifelte nicht im Geringsten daran, daß ich binnen zwei oder drei Jahren die sichere Anwartschaft auf die Unsterblichkeit verbrieft in der Tasche haben würde. Anfangs schien mir die Wahl freizustehen zwischen Alexander dem Großen und Goethe oder Schiller. Da jedoch mein Vater nicht König von Macedonien, sondern Ober-Postcommissarius war, und das langsame Avancement bei der Armee meinen ehrgeizigen Wünschen nur mäßige Förderung versprach, ließ ich den Eroberer fallen und stürzte mich mit doppelter Wuth auf die Literatur.

Ich hatte es bald heraus, daß es nichts Bequemeres gäbe, als nach dem trefflichen Recept: „Reim' Dich oder

ich freß' Dich" zwischen zwei auf gleichlautende Endungen ausgehenden Wörtern irgend ein gewagtes Verhältniß herzustellen, und spornte meine Phantasie zu ungeahnter Schwungkraft an. Tag und Nacht saß ich und spielte, anstatt mich um meine Schulexercitien zu kümmern, mit Silben und Klängen, wie andere Knaben mit bunten Bohnen oder Bleisoldaten spielen. Um Stoff für meine Gedichte war ich nie verlegen. Ohne noch zu wissen, daß diese Gattung von Poesie bei den Deutschen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts mit Vorliebe gepflegt wurde, versuchte ich mich in Lob- und Wunschreimen auf würdige und ansehnliche Standespersonen, unter denen eine zahlreiche Verwandtschaft nach Gebühr die ersten Plätze einnahm. Kein Geburtstag, keine festliche Gelegenheit verging, bei welcher ich nicht mein auf alle Gangarten eingerichtetes Musenrößlein getummelt hätte. Einen seltenen Grad von Tactgefühl verrieth ich darin, daß ich die männlichen Verwandten immer in heroischen, bockbeinigen Hexametern andonnerte, während ich den Tanten und Basen mit windelweichen lyrischen Maßen schmeichelte. Beinahe noch größeres Vergnügen als das Dichten selbst gewährte mir das Abschreiben meiner Versuche. Ehe ich nicht ein und dasselbe Gedicht wenigstens zwölfmal in rother, blauer nnd schwarzer Tinte auf sauber beschnittenen Zetteln vor mir liegen sah, hatte ich keine Ruhe. Dann legte ich ganze Sammlungen meiner Verse an und sorgte dafür, daß meine sämmtlichen Werke in verschiedenen Ausgaben — Schreibheften in Quart, Groß- oder Kleinoctav — vorhanden waren. Mit besonderem Entzücken betrachtete ich eine Miniatur-

ausgabe in Duodez, welche ich aus einem blauliniirten Notizbuche gewonnen hatte. Allmälig schritt ich von den Ehren- und Festreimen zu galanten und verliebten Oden fort, die zwar nicht so einträglich waren wie die häufig mit einigen Silberlingen aufgewogenen Geburtstags-carmina, dafür aber meinen Dichterruhm in der ersten und zweiten Classe einer Mädchenschule geschwätzig verbreiteten. Hiedurch wurde meine Ehrsucht noch mächtiger angefacht, und ich brannte darauf, mich gedruckt zu sehen.

Vergebens suchte mich ein mitdichtender Freund zu beschwichtigen. Der Gute verdient es, als ein rührendes Beispiel edler Entsagung namentlich angeführt zu werden. Er hieß Haschke, trug eine schwarze Hornbrille und pflegte seine Gedichte gleich nach ihrer Entstehung dadurch unschädlich zu machen, daß er sie in eine, rundum fest und sicher verklebte, riesige Hutschachtel schob, welche er durch einen Einschnitt des Deckels in eine Art von Sparcasse umgeschaffen hatte. Gibt es eine einfachere, sinnigere, heilsamere Vorrichtung für angehende Lyriker, als eine solche Hutschachtel? Ich kann diesen zwar nicht feuer-, aber kritiksicheren, verschwiegenen Schatzbehälter allen Interessenten nicht dringend genug empfehlen. Damals freilich nannte ich den genialen Erfinder dieses lyrischen Erbbegräbnisses einen grausamen Mörder, der die eigenen Kinder zum Lebendigeingesargtwerden verurtheilte. Mich überlief es kalt, sobald ich die verhaßte Schachtel von Weitem sah, und ich eilte dann beschwingten Schrittes in das Lesezimmer der entlegenen Conditorei, welche mich zu ihren wöchentlichen Stammgästen zählte. Dort gab es delicate, mit Mandeln und kleinen Rosinen

gespickte Apfelkuchen, dort gab es ferner ein hübsches, braunäugiges Kind, welches geheimnißvoll lächelnd diese Kuchen höchst zierlich auf mattgeschliffene Glasteller zu legen verstand, und dort gab es auch ein halbes Dutzend illustrirter Zeitungen, in deren majestätische Spalten sich zuweilen etwas Gereimtes, Vier- oder Achtzeiliges, Empfindsames, Niedagewesenes verirrte. Aus dem „Briefkasten der Redaction" hatte ich entnommen, daß auch andere Leute als Geibel und Freiligrath sich mit ihren Versen an jene papierenen Ungeheuer heranwagten. Ja, von einem mir dem Aussehen nach bekannten Manne ging die fabelhafte Sage, daß die „Gartenlaube" einmal eines seiner Gedichte in ihren Text aufgenommen habe. Man denke: die „Gartenlaube"! So hoch verstiegen sich meine Hoffnungen nicht. Ich baute auf den anspruchsloseren Sinn eines unscheinbar aussehenden Familienblättchens und durchsuchte Sonntag für Sonntag die Correspondenz auf der letzten Seite, um über das Schicksal des Manuscripts, welches ich eingesendet hatte, Gewisses zu erfahren. Endlich — die Buchstaben tanzten mir vor den Augen — empfing ich den beseligenden Bescheid, daß man eines meiner dreißig Gedichte (das kürzeste) gelegentlich bringen werde. Ich bestellte noch eine Portion Kuchen, schnitt die kostbare Notiz mit dem Federmesser heraus und schwebte wie auf Wolken nach Hause.

Nun war das Eis gebrochen, und ich befand mich ohne Zweifel auf dem besten Wege, eine literarische Berühmtheit zu werden. Ach, der Weg war lang und mit unzähligen Apfelkuchen gepflastert! Neun Monate hindurch stellte das Familienblättchen meine Geduld auf die Probe.

Jeder neue Sonntag, an dem ich leer ausging, verdarb mir die ganze kommende Woche, die Nacht vom Samstag zum Sonntag verbrachte ich immer schlaflos, und mit heimlichem Neide sah ich Freund Haschke zu, wie er froh und zufrieden die Erzeugnisse seiner Muse in die Schachtel steckte. Schon gab ich jeden rettenden Gedanken auf, hing die Harfe an die Weiden und gelobte mir, nie mehr in die braunen Augen der schönen Conditorstochter zu blicken. Aber am nächsten Sonntag saß ich richtig wieder an dem runden Marmortischchen, löffelte von dem Glasteller mit dem Apfelkuchen das süße Gift meiner Hoffnung ein und schielte zu dem Nachbar hinüber, der das Familienblättchen in der Hand hielt. Großer Apollo und alle heiligen Neun! — das Gedicht war da, und mein Name stand darunter. Vor freudigem Schreck ließ ich den Löffel fallen und beobachtete dann den Eindruck, den meine Verse auf den Leser machen würden. Der Barbar schenkte ihnen gar keine Aufmerksamkeit, sondern gähnte und warf das Journal zu dem Haufen der anderen Blätter. Zitternd langte ich darnach, las das Gedicht, obwohl ich es auswendig wußte, etwa hundertmal hintereinander durch, betrachtete es dann mit liebevollen väterlichen Blicken, erkannte, daß es den übrigen Inhalt des Journales beiweitem überrage, und verschlang dabei einen Apfelkuchen um den anderen.

Das schlaue Conditorskind verstand sich trefflich auf den Vortheil seines Geschäftes und stellte mir gleich immer wieder einen gefüllten Teller hin. Da ich beschlossen hatte, das weitere Schicksal meiner Verse abzuwarten, blieb ich im Lesezimmer sitzen, bis der letzte

Gast sich verlief. So viele ihrer an die Lectüre des Familienblattes gingen, keiner würdigte meine seelenvollen Strophen auch nur eines flüchtigen Ansehens. Wie furchtbar prosaisch ist doch die Welt, dachte ich und zerbiß ein paar übrig gebliebene Rosinen. Und dennoch zweifelte ich nicht daran, daß das innige „Du thust mir weh, mein Lieb!" — so nämlich begann mein schmerzliches Poëm — bald seinen Componisten finden und melodiebeschwingt von Mund zu Mund fliegen würde. „Bitte, Fräulein, lesen Sie doch dieses Gedicht und sagen Sie mir ehrlich, wie es Ihnen gefällt", begann ich mit heiserer Stimme, als ich der Mamsell mein ganzes Taschengeld, einen harten Thaler, für die fünfzehn von mir verzehrten Apfelkuchen in die Hand drückte. Die braunen Augen blitzten mich schelmisch an, dann glitten sie über das Blatt. Doch was ist das? Die erste Zeile anschauen, roth werden, die Zeitung wegschleudern, hinter den Ladentisch in's Verkaufslocal laufen, das Taschentuch vor's Gesicht halten und in ein krampfhaftes Gelächter ausbrechen, war bei dem Fräulein das Werk eines Augenblickes. Befremdet hob ich das Blatt vom Boden auf und starrte hinein — gerechter Himmel, wo hatte ich nur meine Augen gehabt, daß mir so etwas entgehen konnte!? Da stand klar und deutlich zu lesen: „Du thust mir weh, mein Leib!" Schreckliches, in jenem Augenblicke doppelt schreckliches Wort, das mich aus allen meinen Illusionen stürzte! Die vielen Süßigkeiten, welche ich in mich hineingestopft, dazu die Aufregungen meines Dichterdebuts und endlich der verhängnißvolle Moment der Katastrophe — dies Alles verursachte eine Revolution

in meinem Innern, welche in jener entstellten Anfangszeile meines Liebes- und Leibesgedichtes ihren nur zu wahren poetischen Ausdruck fand.

Erst nach Wochen hatte ich mich von jenem Unfall so weit wieder erholt, um mit frischen Kräften an meiner literarischen Berühmtheit fortarbeiten zu können, Haschke tröstete mich damit, daß Uhland mit einem ganz ähnlichen Druckfehler („Leder sind wir“ statt „Lieder sind wir“) seine poetische Laufbahn begonnen habe. Ach, wenn es nur auf Druckfehler und meinen guten Willen angekommen wäre, hätte ich es gewiß noch weiter gebracht als der große Schwabe.

Aber mit meiner Berühmtheit wollte es nicht recht vorwärts, trotzdem ich alles Mögliche that, sie zu befördern, trotzdem sogar eine der von mir besungenen Standespersonen meine Gedichte auf ihre Kosten drucken ließ. Es war ein wundervolles Bändchen, das mir das unsinnigste Vergnügen machte. Leider nur blieb mein Erfolg auf den Eigenthümer der lyrischen Hutschachtel und zwei oder drei gleichgesinnte Freunde, denen ich das Buch dedicirte, beschränkt. Kaufen wollte es absolut niemand, und auch auf eine ehrenvolle Anzeige wartete ich lange vergebens. Haschke rieth mir, im Redactionsbureau einer verbreiteten Tageszeitung anzufragen. Der Redacteur empfing mich mit ausgesuchter Höflichkeit, holte mein Buch nach langem Suchen aus einer mit ähnlichen Erzeugnissen vollgepfropften staubigen Lade hervor und fragte artig: „Sie wollen doch gelobt werden, junger Freund? Na, dann nehmen Sie nur Ihr schönes Buch mit und schreiben Sie eine aufmunternde Kritik

darüber. Ich gebe Ihnen eine halbe Feuilletonspalte. Ziehen Sie meinetwegen eine Parallele zwischen sich und Heine, die nur zu Ihren Gunsten ausfallen kann, und klagen Sie recht herzbeweglich über die materiell gesinnte Zeit, die keine Bücher, besonders keine Gedichtsammlungen kauft. Wir haben zu unserem Bedauern die Muße nicht, Ihr Buch zu besprechen, geschweige denn zu lesen." Was blieb mir übrig? Ich mußte mich selber loben und that dies auch nach einiger Ueberwindung aus Leibeskräften. Haschke half mir dabei.

Von dieser Stunde an war mein Glück in der Literatur gemacht. Nicht, daß ich als Dichter berühmt geworden wäre; Gott bewahre, aber als hilfsbereiter, diensteifriger Bücheranzeiger erfreute ich mich bald einer Beliebtheit und eines Rufes, die weit über die Bannmeile meiner Vaterstadt hinausreichten. Meine zwanzigzeiligen Notizen und halbspaltigen Reclamen fanden überall Anklang, besonders bei denen, die darin gelobt wurden, und es fehlte mir bald nicht an schmeichelhaften Beweisen der Hochschätzung und Verehrung. Man erbot sich, mich wieder zu loben, und es erschienen wirklich hie und da ein paar Zeilen, in denen ein unbekannter Schreiber den unbekannten Abonnenten eines unbekannten Blättchens bei seiner Ehre versicherte, da unten, rechts auf der Landkarte des mittleren Europa wäre ein neuer Stern am Himmel der Poesie aufgegangen. Seltsam, mir machte diese auf Gegenseitigkeit gegründete Anerkennung bald keinen Spaß mehr, ich fing an, ein unbegrenztes Mißtrauen in meine literarische Berühmtheit zu setzen, und die Thatsachen gaben mir insoweit Recht,

als um meine Gedichte sich nach wie vor keine Katze bekümmerte. Wie groß war daher meine Ueberraschung, als ich viele Jahre später einen lithographirten Brief erhielt, in welchem ich von einem fremden Manne mit „Geehrtester Herr College" angeredet, um meine sämmtlichen Schriften, ein eigenhändig geschriebenes Motto, eine Photographie und eine genaue Beschreibung meines Lebens gebeten wurde! Ich hielt das Ganze für einen schlechten Scherz und ließ die Sache auf sich beruhen. Aber bald kamen zarte Erinnerungen, schärfere Vorwürfe und endlich versteckte Drohungen. Du lieber Himmel, was hätte ich jenem wiß- und habgierigen Herrn Collegen schicken sollen? Meine Gedichte? Die liegen, Gott weiß wo, als Maculaturballen in einer Remise, wenn sie nicht längst eingestampft worden und zu dem besseren Leben eines Schul- oder Kochbuches erwacht sind. Meine Reclame-Notizen? Sie haben ihren Werth mit den bereits wieder vergessenen Namen verloren, denen sie ehemals dienten. Und was frommten Sinnspruch, Bild und Biographie des Schriftstellers ohne Schriften dem angekündigten literarischen Sammelwerke, welches dem deutschen Volke ein Bild der zeitgenössischen Production geben sollte? Und doch mußte etwas hinter meiner Berühmtheit stecken, das ich nur selbst nicht wußte, noch begriff. Denn jene Aufforderung blieb nicht vereinzelt. In einem Anfalle von Schwärmerei dachte ich daran, daß irgend ein glücklicher Zufall mein lyrisches Bändchen neuerdings in Mode gebracht haben könnte. Vielleicht ist mein armer Verleger in Amerika ein Nabob geworden und betreibt die Rehabilitation seines alten Autors als Sport? Oder

es hat ein genialer Buchbinder sich der verlegenen Waare angenommen und ihr ein so verführerisches schaufensterliches Aussehen gegeben, daß kein bücherkaufender Liebhaber, Bräutigam und Gatte diesem mit Goldschnitt versehenen Kleisterwerke widerstehen kann?

Nichts von alledem. Ganz andere Kräfte mußten sich die Fürsorge für meine literarische Berühmtheit angelegen sein lassen. In Süddeutschland saß und sitzt ein Hofrath und „Professor", der, so viel mir bekannt, noch weniger in seinem Leben producirt hat als ich und doch ein mindestens zehnmal so berühmter Schriftsteller ist. Er läßt ein Jahrbuch erscheinen, in welchem mehrere tausend literarische Celebritäten verzeichnet stehen; neun Zehntel von ihnen kaufen das Buch und fürchten und lieben es wie der frischbackene Adel den Gothaischen Kalender. Dank dieses zweifellos sehr nützlichen und verdienstlichen Werkes kennt auf dem deutschen Parnasse Jeder Jeden bis auf das kleinste Ordensbändchen und die höchste Hausnummer. Der Herausgeber des Jahrbuches eröffnete mir — und wahrscheinlich auch den übrigen Myrmidonen seines Adreßkalenders — in collegialer Weise den glänzenden, aber unsicheren Ausblick auf einen Ruheplatz in seiner der Vollendung harrenden Literaturgeschichte; zugleich deutete er mir an, daß es ihm nicht unangenehm sein würde, mich unter den über jeden Zweifel erhabenen Abonnenten einer von ihm redigirten Zeitung begrüßen zu können. Von einer anderen Seite wieder wurde ich durch die schmeichelhafte „collegiale" Mittheilung überrascht, daß man im hohen Norden mit dem Gedanken umgehe, eine Walhalla berühmter

Zeitgenossen in Lichtdruck herauszugeben, in welcher nur die „besseren" Schriftsteller, darunter natürlich auch ich, unsterblich gemacht werden sollten. Der Preis für dieses Prachtwerk der schwarzen Kunst, von welchem leider auch die „besseren" mindestens ein halbes Dutzend Exemplare zu bestellen hätten, war ehrlich auf Mark und Pfennige berechnet.

Wenn ich halsstarrig genug wäre, an meiner literarischen Berühmtheit noch immer zu zweifeln, so würde ein freundlicher Herr in Charlottenburg meine Bedenken vollständig zerstreuen. Zum dritten oder vierten Male hat dieser Edle mit „collegialischen Empfehlungen" und der Bemerkung, daß keine Zeit mehr zu verlieren sei, den lebhaften Wunsch geäußert, meine Biographie nebst einigen Recensionen meiner Werke für sein „echt nationales Werk": „Das literarische Deutschland" benützen zu dürfen. Zwei Bestellzettel, welche dieser ernsten Mahnung beigefügt sind, sagen mir, daß ich das ganze im Entstehen begriffene literarische Deutschland sammt meinem eigenen Dichterruhm um den civilen Vorzugspreis von zehn Mark haben und überdies noch fünfundzwanzig Separatabzüge des mein Eigenlob enthaltenden Druckbogens um sieben und eine halbe Mark kaufen könne. Das ist gewiß nicht theuer. Aber Niemand, auch der angenehme Charlottenburger nicht, wird es mir verargen, wenn ich hiemit feierlich erkläre, daß nach den traurigen Erfahrungen, die ich mit meiner literarischen Berühmtheit gemacht, und nach den Opfern an Zeit, Geld und Gesundheit, welche ich diesem Moloch früher dargebracht habe, ich ohne Widerrede fest entschlossen bin, keinen Kreuzer mehr für dieselbe zu verauslagen.

Ein Original.

Heute Nacht hat er wieder bei mir angepocht, und als ich erschrocken aus der Decke emporfuhr, um „Herein" zu rufen, war er schon eingetreten und stand vor mir in dem wohlbekannten historischen Schlafrocke, der einst seinem pietätvollen Sinne Ehre machte. Ach, schlotternd hing das köstliche Wundergewebe in stillosen, schlaffen Falten um seine Glieder; die großen, selsam gefärbten Blumen, die ihn ehedem so gut kleideten, schienen welk geworden; sein Bäuchlein, auf welchem sonst drei schwesterliche Feuerlilien im schönsten Kranze prangten, war völlig verschwunden, und ein stiller, leidender Zug lag auf seinem blassen, kummervollen Gesichte. Die schwarze, eigensinnige Stirnlocke, welche bis zu den buschigen Augenbrauen herunterfiel und bei den lebhaften Bewegungen seines Körpers unruhig hin- und herschaukelte, fand ich nicht mehr; das dunkel umbuschte Haupt zur Seite geneigt, trat er vor mich hin, und aus den schlau zwinkernden, stechenden Augen, die über die goldene Brille hinweg gern in die Höhe schielten, sprach diesmal etwas wie eine rührende Bitte. Hast Du noch immer keine Zeit, mein vielgeschäftiger Thatenloser, daß Du bis Mitternacht mit Deinen Besuchen wartest?

Und ist Dein redseliger, gutmüthig breiter Mund so ganz verstummt, daß er kein Wort mehr findet für ein passendes classisches Citat, welches den Freund über Deine Absichten belehrte? Bist Du vielleicht gekommen, auf Deinem Scheine zu bestehen und mich daran zu erinnern, daß ich Dir einst feierlich versprechen mußte, ich werde nicht ungerühmt Dich zu den Schatten hinabgehen lassen? Wohl, mein Alter, ich will Dir geben, was ein bescheidener Autor meinesgleichen zu geben vermag: das Gedächtniß eines Tages! Zur Feier Deines Geburtsfestes sollst Du noch einmal aufleben vor den Augen Anderer, wie Du mir begegnet, als Du noch unter den Lebenden wandeltest, von denen Dich wenige verstanden, viele bedauerten und die meisten auslachten.

Er war ein Original, und originell war auch die Weise, wie ich seine Bekanntschaft machte. Eines Tages bekam ich eine große, mit unleserlich hingekritzelter Schrift bedeckte Visitenkarte, auf welcher über dem Namen des Absenders eine merkwürdige Art von Wappen zu sehen war. Zwei Schlangen wanden sich um einen Ring, in dessen Mitte ein Ei auf der Spitze stand, mit der Unterschrift: „Omne vivum ex ovo“ (Alles Lebendige stammt vom Ei) sie hielten mit ihren Köpfen ein aufgeschlagenes Buch empor, das auf der einen Seite die strahlende Morgensonne, auf der anderen die Worte: „Nunquam otiosus“ (Der niemals Müßige) erscheinen ließ. Das Ganze wurde von fruchttragenden Lorbeerzweigen umwunden und konnte allenfalls für das etwas complicirte Symbol eines freimaurerischen Geheimbundes gelten. Da ich so wenig wie Andere, denen ich die Karte zeigte,

daraus klug wurde, und außer dem in Kupfer gestochenen Namen R. W. und dem diesem beigefügten Charakter eines Hofphotographen trotz aller Bemühungen nichts zu entziffern war, beschloß ich, den mir bis dahin persönlich nicht bekannten Mann, von dem ich schon viel Absonderliches gehört hatte, aufzusuchen und ihn höflichst zu bitten, mir seine Karte selbst vorzulesen. Daß es nicht so leicht ging, seiner ansichtig zu werden, sollte ich bald erfahren, denn dreimal mußte ich den Weg nach seiner Wohnung vergebens machen. Immer, wenn ich bei der Thür anläutete, wo ein mit der Visitkarte genau übereinstimmendes Porzellanschild befestigt war, erschien geräuschvoll eine stattliche corpulente Dame in tiefem Negligé, die mir das Wort mit der Bemerkung abschnitt, ihr Gemahl sei für niemand zu Hause. Schon wollte ich die Sache auf sich beruhen lassen, als ich wieder eine Karte erhielt; sie war kleiner als die vorige, von gewöhnlichem Glacépapier, und die Schrift ziemlich leserlich: „Warum kommen Sie nicht zu mir? Sie haben einen Schillerkopf, und ich muß Sie photographiren. Treiben Sie mich nicht zum Aeußersten, ich müßte Ihnen sonst eine dritte, noch kleinere Karte schicken. Hochachtungsvoll R. W." Ich ging also zum viertenmale hin und fand diesmal die Vorthür nur angelehnt. Da auf wiederholtes Anklopfen niemand erschien, wagte ich es auch, die zweite Zimmerthür zu öffnen. Es erhob sich sogleich ein schreckliches Gepolter, und aus einer mächtigen Staubwolke grinste mir ein zornig verzerrtes, höchst komisches Gesicht entgegen; eine ursprünglich sanfte, zum empörten Fistelton mühsam erhobene Stimme

fluchte ein Donnerwetter über das andere, und erst, als sich der Staub verzogen hatte, konnte ich die Situation überschauen. An der Thür hatte ein Stoß von einigen hundert Büchern angelehnt gestanden, wie deren noch mehrere im Zimmer an den Wänden, auf Kisten und Tischen oft bis an die Decke hinan aufgestapelt waren, und ich war so ungeschickt gewesen, diesen papierenen Thurm zu Falle zu bringen. Ohne mich weiter einer Anrede zu würdigen, begann der kleine Mann im geblümten Schlafrocke die Bücher wieder aufzuschichten, und ich half ihm dabei. Endlich waren wir fertig und hatten den Thurm vor den geschlossenen Thorflügel gestellt, wohin er eigentlich gehörte; ich wollte mich entschuldigen, aber W. hielt mir den Mund zu und verschwand durch die andere Thür. Da war ich denn in eine seltsame Lage gerathen. Allein in einem fremden Zimmer, ohne recht zu wissen, warum, und ohne mir klar darüber zu sein, ob ich feindlich oder freundlich aufgenommen worden war! Rühren konnte ich mich nicht, hinausgehen auch nicht, da der Kleine die Thür abgeschlossen hatte; ich mußte also bleiben und der Dinge warten, die geschehen sollten. Gern hätte ich mich gesetzt, aber außer einem Lehnsessel, auf welchem ein Stoß von Mappen und Papieren lag, war kein Stuhl zu sehen, und der ganze, nicht enge Raum war so vollgestopft mit tausenderlei Sachen, daß nur zwei schmale Gänge zu den beiden Thüren frei standen. Nie wieder in meinem Leben habe ich ein solches Durcheinander gefunden wie hier. Jedes Ding hatte gewiß seinen bestimmten Platz, und doch machten alle zusammen den Eindruck der größten

Unordnung und unentwirrbarsten Confusion. Am Mauerpfeiler zwischen den beiden Fenstern ohne Gardinen standen Rücken an Rücken mehrere Schränke und ein Schreibtisch, auf welchem Briefe, Werkzeuge und Papiere wild durcheinander, zu großen Haufen geschichtet, lagen. Den Schreibtisch krönte Schiller's Büste, mit frischen Lorbeeren bekränzt, und von den Gesimsen der Schränke leuchtete eine bunte Schaar ausgestopfter exotischer Vögel.

Seufzend und keuchend, unter jedem Arm eine Flasche, und eine Schüssel mit mindestens zwanzig Paaren dampfender Knackwürste in der Hand, erschien der Herr des Zimmers nach einer halben Stunde wieder, setzte seine Bürde auf den Schreibtisch ab, holte zwei alte Römer hervor, die er mit dem Taschentuch auswischte und sagte: „Das Wenige verschwindet leicht dem Blick, der vorwärts sieht, wieviel noch übrig bleibt.“ Ich mußte zulangen ohne Messer und Gabel, und wir schlossen bei einem Glase alten Rüdesheimers bald innige Freundschaft. Draußen klingelte es dabei unzählige Male, aber R. W. war für niemand mehr zuhause. Nach dem Frühstück das Geschäft! Ich sollte mich durchaus photographiren lassen, um seiner Sammlung von „berühmten Charakterköpfen“ einverleibt zu werden. Nun war ich aber weder berühmt, noch besaß ich einen Charakterkopf, aber mein neuer Freund ließ es sich nicht ausreden, daß ich aussehe, wie der junge Schiller, und da ich überdies schon einen Theaterprolog und mehrere andere locale Gelegenheitsgedichte gemacht, auch mehrere Male öffentlich Violine gespielt hatte, obwohl ich erst ein neunzehnjähriger, schmaler Student war, schien ich ihm in Er-

mangelung eines würdigeren Gegenstandes berühmt genug, um von ihm photographirt zu werden. Dies war, wie ich später erfuhr, eine ganz besondere Auszeichnung, deren nur Wenige gewürdigt wurden. „Wen ich photographire," pflegte W. zu renommiren, „der hat seine Unsterblichkeit in der Tasche."

Ehe jedoch der wunderliche Mann mit seinem Vorhaben Ernst machte, vergingen volle drei Vierteljahre. Ich hatte gewissermaßen eine Prüfungszeit zu überstehen, bevor er mich vor sein Instrument nahm. Dazu gehörte, daß ich wöchentlich zweimal mich von ihm anschauen und maßregeln lassen mußte. Er rückte mir dann jedesmal seinen Sessel zurecht, gab mir eine möglichst ideale Positur, stützte mir den Kopf auf den Arm, hieß mich die Augen zur Decke emporschlagen und ordnete mein Haar, das ich mir bei Androhung seiner ewigen Ungnade nicht schneiden lassen durfte, in kühn geschwungene Wellen und Locken. Für diese Quälereien wurde ich mit Würsten und Wein und mit Vertröstungen auf meine Unsterblichkeit, die mir sehr am Herzen lag, entschädigt. So wuchs ich der Schillerbüste auf W.'s Schreibtisch langsam entgegen, und als der Militärarzt, welcher mich damals zu untersuchen hatte, erklärte, daß ich Anlage zur Schwindsucht hätte und für den Waffendienst untauglich wäre, gerieth mein Photograph in das größte Entzücken, streichelte meine hervorstehenden Backenknochen mit Kennerhänden und seufzte: „Der ganze Schiller!" Mit geschäftiger Miene strich er dann in den obscursten Gassen der Stadt umher, um bei irgend einem Trödler einen Carbonari- oder Radmantel aufzutreiben. Er hatte sich in den Kopf

gesetzt, daß meine Brust durchaus mit classischen Falten drapirt werden müßte, und stand von dieser abenteuerlichen Meinung erst ab, als ich ihm nachwies, daß Schiller nie einen solchen Mantel getragen habe. Trotz meiner jugendlichen Eitelkeit, die von W.'s überspannten Versicherungen und Betheuerungen mächtig genährt wurde, hätte ich schließlich die Komödie satt bekommen, wäre nicht noch eine andere Beziehung zwischen uns entstanden, die mich ganz und gar dem Belieben meines sanften Peinigers preisgeben sollte. W. besaß außer vielen anderen schätzbaren Dingen die herrlichste Autographensammlung und eine auserlesene Bibliothek alter Bücher, und meine Leidenschaft für diese eingebildeten Schätze war von unserm gemeinsamen Freunde, dem greisen Dichter Karl von Holtei, durch gelegentliche Geschenke von Briefen zu hellen Flammen entfacht worden. Da brüteten wir oft stunden- nnd tagelang über Handschriften und Katalogen, und der große Renaissanceschrank, in welchem alle die Herrlichkeiten, wohlgeordnet und musterhaft montirt, verwahrt lagen, wurde gar nicht mehr geschlossen. Wenn W. seine Kostbarkeiten vor mir ausbreitete, was nur mit der allergrößten Vorsicht bei verschlossenen Thüren und unter Zuhilfenahme zweier Falzbeine geschah (denn keines Sterblichen Hand durfte die heiligen Schriften berühren) so begleitete er meine knabenhafte Verwunderung und Begeisterung mit leuchtenden Augen und wohlgefälligem Grunzen.

Endlich war ich in den Augen meines Freundes Schiller genug geworden, um durch Jodsilber und Sonnenlicht verewigt werden zu können. Es war die höchste Zeit, denn die Haare hingen mir schon wie die Zweige einer

Trauerbirke über den Nacken, und ich sah einem Waldmenschen ähnlicher als dem großen Dichter. Nun ging eine heidenmäßige Wirthschaft los; ich wurde täglich um zehn Uhr Vormittags in's Atelier bestellt nnd mußte immer wieder unverrichteter Sache abziehen. Einmal schien die Sonne zu hell, dann war es wieder nicht licht genug, bald war die Platte nicht ordentlich präparirt, bald sah ich zu gesund aus; weder der Himmel, noch sein Famulus, noch ich konnten es dem Eigensinnigen recht machen. Mir riß nun doch die Geduld, ich faßte einen großen Entschluß und ging eines Tages, auf meine Unsterblichkeit verzichtend, schnurstracks zum Friseur, um mich der drückenden Haarlast zu entledigen. Schon saß ich vor dem grünen Spiegel, der mein trauriges Bild melancholisch zurückstrahlte, und schon klapperte der eilfertige Gehilfe mit der Scheere, als plötzlich die Thür aufgerissen wurde, mein Freund W. bleich und athemlos in den Laden stürzte und mich mit Schmähungen überhäufte. Er warf dem bestürzten Diener einen Thaler hin und zog mich auf die Straße. „Glücklich noch erwischt!" rief er aus, „ich habe Sie, Treuloser, hieher gehen sehen und bin Ihnen nachgelaufen; jetzt kommen Sie sofort mit, ich werde Sie photographiren." Diesmal wurde Wort gehalten; unter den heftigsten Verwünschungen auf Luft und Licht und nach unendlichen Vorbereitungen gedieh das Schillerbild zu allgemeiner Zufriedenheit. Die Photographie wurde auf einen großen Carton aufgezogen, wozu W. wieder eine Woche brauchte, und ich mußte ein paar tiefsinnige Verse eigener Fabrication darunter setzen. Sie lauteten: „Mit dem Walten des Geschicks

had're nicht vergebens, erst am Grabe deines Glücks grünt der Baum des Lebens!" Was ich mir bei diesem düsteren Ausspruche gedacht, und ob ich mir überhaupt etwas dabei gedacht habe, weiß ich heute nicht mehr. Ich weiß nur, daß ich wenige Tage danach mein schön gerahmtes Bild im Schaufenster eines Kunsthändlers erblickte, von vielen neugierigen Gesichtern angestaunt, daß ich darüber dunkelroth im Gesichte wurde und scheu auf die andere Seite der Straße hin auswich.

In dieser kurzen Schiller-Periode meines Lebens hatte ich reichliche Gelegenheit, den Sonderling mit allen seinen Eigenthümlichkeiten zu studiren. Bald erfuhr ich auch, was es mit seinen Karten für eine Bewandtniß hatte. Die in Kupfer gestochenen größten Formats schickte er an Personen, die er ehren und auszeichnen wollte, und bediente sich dazu seiner „gelehrten" Handschrift, welche Niemand lesen konnte. In seiner Unterschrift, die er überall anbrachte, war nur ein lateinisches W zu erkennen, an das sich eine Reihe von Hieroglyphen und ein merkwürdiger Schwanz anschlossen. Mit den lithographirten Glacékarten fertigte er seine Kunden und Leute gewöhnlichen Schlages ab, und je gröber er wurde, desto deutlicher schrieb er; das nannte er seine Geschäftsschrift. Sein photographisches Geschäft, das ihm, anstatt einträglich zu sein, sehr viel Geld kostete, da er äußerst gewissenhaft war, und nie ein Bild fortgab, das nicht in seinem Sinne ein Naturporträt gewesen wäre, betrieb er, als wir uns kennen lernten, nur noch aus Liebhaberei. Er setzte einen Stolz darein, den Charakter eines Menschen richtig aufzufassen und getreu wiederzugeben,

ohne die geringste Retouche des Negativs oder Positivs anzuwenden, und mit souveräner Verachtung blickte er auf seine Collegen herab, welche die hohe Kunst zum gemeinen Gewerbe degradirten.

Wer ihm nicht gefiel, den photographirte er gar nicht, und wenn ein solcher Unglücklicher seine ausweichenden Antworten nicht verstand und weiter in ihn drang, konnte er unglaublich grob werden. Es war ihm dann ganz gleichgiltig, wen er vor sich hatte. Ein dicker Bankier, dem es auf ein bedeutendes Stück Geld nicht angekommen wäre, wenn W. ein großes Bild von ihm aufgenommen hätte — und in solchen Folioporträts war W. unübertrefflich — verklagte ihn wegen Injurien, weil er ihm in der größten Wuth entgegengebrüllt hatte: „Ich photographire nur Menschen, aber keine Schweine!", und einer sehr garstigen und albernen jungen Dame, die ihn durch fortgesetztes Bitten zu erweichen hoffte, warf er die vernichtende Frage vor: „Sie wollen sich abnehmen lassen, Sie, mit Ihrem Gesicht?" und fügte hinzu, als sie ihn nicht begriff: „Seien Sie froh, daß Sie nur einmal vorhanden sind; ich werde gewiß nichts zu Ihrer Vervielfältigung beitragen!" Erregte aber jemand durch sein Aeußeres sein Interesse, oder war irgendwo ein namhafter Künstler zu erreichen, gleichviel, ob Schauspieler, Sänger, Maler oder Dichter, so gab er nicht eher Ruhe, als bis der Gefeierte vor seinem Kasten saß, um ihn dann zu behandeln, wie er mich behandelt hatte. Honorar nahm er nie.

Auch seinem Autographenalbum, das er neben seiner eigentlichen Sammlung führte, konnte so leicht Keiner

entrinnen; es war gewissermaßen der Text zu seiner photographischen Portraitgalerie. Wie es keine Kleinigkeit war, seinen Arrangements im Atelier sich zu fügen, so hatte auch das Einschreiben seine Schwierigkeiten. Saß man vor dem Schreibtische, so achtete W. darauf, daß man weder zu hoch noch zu tief säße, damit die Züge der Hand ungezwungen und frei fließen könnten. Dann wurden eine besondere, als zuverlässig erprobte schwarze Tinte und Federn der verschiedensten Härte geholt. Erst mußten auf einem eigens dazu bestimmten Blatte die Federn probirt werden, und in längerer Untersuchung wurde festgestellt, ob Kiel- oder Stahlfeder sich besser für den Charakter der Handschrift eigne. Nun nahm der tyrannische Liebhaber Lineal, Zirkel und Blei, um die entsprechenden Abstände für die Schrift vom Rande des Blattes auszumessen und zu markiren, und erst wenn dies alles in Ordnung war, durfte mit dem Schreiben begonnen werden. Er verfolgte jeden Federzug mit ängstlicher Spannung, ließ dem Schreiber vor der Unterschrift, die er für das Wichtigste ansah, noch eine eindringliche Vermahnung zutheil werden, daß man sich ja nicht überstürze, und übersah das vollendete Werk mit freudeleuchtenden Blicken. Die Procedur endigte mit Umarmung und Kuß. Das Material, welches für das Autographenalbum verwendet wurde, war das feinste englische Schöpfpapier mit goldenem Schnitt und durfte nicht durch den geringsten Makel entstellt sein. Dazu hatte es seinen eigenen Ton und sein eigenes Format und mußte für W. ausschließlich angefertigt werden, so daß jedes einzelne Blatt im Preise so hoch zu stehen

kam, wie etwa fünfzig Bogen des besten Schreibpapieres.

Daß es unter solchen Umständen kein gutes Ende mit Freund W. nehmen würde, war vorauszusehen. Er, der alles sammelte, was ein Mensch sammeln kann, hatte eines zu sammeln vergessen: Erfahrung; und er ging als ein Opfer der Papiere zu Grunde, nicht, wie es sonst geschieht, der an der Börse cursirenden, sondern der gewöhnlichen Schreib- und Druckpapiere, welche seine Tausende verschlangen. Manchmal in späteren Jahren sprach er noch bei mir vor, ein hinfälliges Bild des Grams und der Sorgen, und ließ mir Autographen als Andenken für kleine Darlehen zurück. Dann blieb er plötzlich aus. Der Tod hatte dem Nunquam otiosus, dem geschäftigen Müßiggänger, sein Memento auf das letzte Blatt seines Albums geschrieben, ohne sich um Format und Tinte zu kümmern.

Alte und neue Geigen.

Vor Jahren kam ich öfters mit dem liebenswürdigen Maler Emil Schindler bei gemeinsamen Freunden in Gesellschaft zusammen. Schindler, der sich auf seine Kunst so gut verstand, wie nur einer von den großen Meistern der Vergangenheit, konnte wohl noch mehr als malen. Kein Zweifel, daß er auch zum Dichter und Musiker das Zeug gehabt hätte. Wer aus dem Glückstopf des Schicksals einen Haupttreffer zieht, dem fallen ein paar Nebengewinnste von selber zu. So war er mir ein Beispiel mehr für die Lehre, daß das Genie vom Talent sich durch seine Universalität unterscheidet. Seine poetischen und musikalischen Talente mögen im Stillen an den Werken seines Malergenies mitgeschaffen und jenen unbeschreiblichen Zauber seiner Landschaftsbilder hervorgebracht haben, der das Gemüth des Beschauers wie mit überirdischer Macht ergreift. Eines Abends fand ich den Leichterregbaren in ganz besonderer Aufregung. Er theilte mir die Entdeckung eines technisch-musikalischen Geheimnisses mit, die für's Erste selbst noch ein Geheimniß sein sollte. Ein Münchner College habe ein Mittel erfunden, das jede beliebige alte oder neue Geige, und sei es die ordinärste Holzschachtel,

binnen zwei Stunden in ein edel tönendes Instrument verwandle. Schindler behauptete, der Ohrenzeuge jenes merkwürdigen Umwandlungsprocesses gewesen zu sein, und versprach mir, die Beweisstücke für seine Behauptung herbeizuschaffen. Leider blieb es bei dem Versprechen; wie ich fürchte, durch meine Schuld. Denn ich stand, durch mannigfache üble Erfahrungen, die ich mit Neuerern, Verbesserern und Erfindern aller Art gemacht hatte, gewitzigt und gewarnt, der Schindler'schen Botschaft mit schlecht verhohlener Skepsis gegenüber. Mußte ich doch über den leichtgläubigen Phantasten lächeln, der sich einbildete, der müßige Einfall irgend eines Dilettanten sei im Stande, die ganze Theorie und Praxis der modernen Geigenbaukunst über den Haufen zu werfen und ein für unlösbar geltendes Problem, an welchem seit einem Säculum tausende von ingeniösen Köpfen und hunderttausende von geschickten Fingern sich zu Schanden gearbeitet haben, gleichsam im Handumdrehen zu lösen. Mir fiel der schauerlich-humoristische Rath Krespel aus E. T. A. Hoffmann's „Serapionsbrüdern" ein, der alle ihm erreichbaren alten Violinen aufkaufte, zerlegte und untersuchte, um der Geigenseele auf die Spur zu kommen, und der die herrlichste der Violinen, die ihm den erwünschten Aufschluß möglicherweise hätte geben können, unzerschnitten seiner geliebten Tochter in den Sarg legte. War das Geheimniß also nicht schon mit Fräulein Antonia Krespel für immer begraben, so schien es, daß es nun der arme Schindler in sein frühes Grab mitnahm. Wenigstens verlautete seither nichts mehr von dem Münchener Maler und

seiner Entdeckung, und ich hatte das Geigenmärchen sammt dem Abend, an dem es mir erzählt wurde, längst vergessen, als ich plötzlich und unverhofft wieder daran erinnert wurde.

Ein königlich preußischer Professor, Fleischer, läßt sich dieser Tage bei mir anmelden, der bei seinem Aufenthalte in Wien den Landsmann und Schulfreund begrüßen möchte. Wir stehen einander sehr verdutzt gegenüber; keiner erkennt den andern. In dreißig Jahren verändert man sich freilich ein wenig. Ach, so lange schon ist es her, daß wir uns nicht gesehen haben. Was liegt Alles dazwischen! Philipp Fleischer war einmal ein kleiner, blasser Junge mit dunklen Augen und langen, schwarzen Haaren. Ich sehe ihn mit einem Bilderbuche in der Hand, nach dem ich als neunjähriger Vorbereitungsschüler ein unersättliches Verlangen trug, neben seinem Bruder Richard sitzen. Wir lasen zusammen die deutschen Heldensagen. Heute lebt Richard in Wiesbaden; er ist der bekannte Herausgeber der „Deutschen Revue". Der Professor aber stellt sich als ein ebenfalls nicht unbekannter Maler heraus, von dem ich Manches gehört und gesehen, ohne zu wissen, daß der blasse Philipp mit dem schön colorirten Heldenbuche dahintersteckt. Sein berühmtestes Werk, — nebenbei bemerkt, das erste große, von einem Deutschen gemalte Freilichtbild — hängt in der Berliner Nationalgalerie: „Der Zahltag der Arbeiter vom Gotthard-Tunnel", und ich habe es erst im vorigen Sommer bewundert. Welche Ueberraschung! Aber die größte Ueberraschung stand mir noch bevor. Fleischer erzählte mir, er sei auf ein paar Monate hieher über-

siedelt, um eine größere Arbeit zu vollenden. Außerdem wolle er auch endlich eine Erfindung verwerthen, die seinem alten Steckenpferde, der Musik, zu Gute kommen solle. Der Name Schindler tritt unwillkürlich auf meine Lippen. Und richtig: Philipp Fleischer ist der Held des Schindler'schen Geigenmärchens. Aber er zeigt sich auch als der Mann, der mit einigen Einschränkungen bestätigt, was der verstorbene Freund Wunderbares von seiner Gewalt über die tönende Seele der Geige zu berichten wußte. Die ruhige Sicherheit des Erfinders macht mich stutzig, mein Unglaube geräth in's Wanken und wird endlich von unleugbaren Thatsachen gänzlich besiegt. Ja, das Räthsel des Geigenbaues scheint mir gelöst, das verloren gegangene Geheimniß der italienischen Instrumentenmacher gefunden und ergründet.

Daß es sich bei den italienischen Saiteninstrumenten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts um ein von Meister zu Meister vererbtes, sorgfältig gehütetes Geheimniß der Zunft handelte, um einen praktischen Kunstgriff, der nur wenigen Berufenen und Eingeweihten bekannt war und von keinem Fremden so leicht erforscht werden konnte, lehrt die Geschichte des Geigenbaues, von dem Könige der Instrumentenmacher, dem Pariser Vuillaume, an bis auf den letzten dunklen Handwerker der Gegenwart: eine lehrreiche, aber traurige Folge von halben und ganzen Irrthümern, eine unabsehbare Reihe nutzloser Wagestücke und ohnmächtiger Versuche, die zu nichts geführt haben. Keines der im Laufe des Jahrhunderts gebauten Instrumente erreicht auch nur im

Entferntesten die Fülle, Kraft und Süßigkeit einer alten italienischen Geige. Trotzdem dünkten sich nicht Wenige klüger zu sein als die Alten; sie erfanden Veränderungen, die für Verbesserungen galten, bis sie einsehen lernten, daß jedes willkürliche Abweichen von den bestimmten Normen des classischen Geigenbaues sich rächte und bestrafte. Aber auch tüchtige Praktiker, die sich auf die Gesetze und Regeln ihrer Kunst so gut verstanden wie die Italiener, brachten nichts Rechtes vor sich, während die Gelehrten in unfruchtbaren Theorien sich erschöpften. Antonio Bagatella (1782) und Andere nach ihm untersuchten die geometrischen Verhältnisse der Geige und stellten durch die sorgfältigsten Messungen fest, wie die Häupter der Brescianer und Cremoneser Schulen, die Gasparo da Salò, Maggini, Amati, Stradivari und Guarneri, bei ihren Arbeiten zu Werke gegangen waren. Dank der Sicherheit und Zuverlässigkeit der vervollkommneten technischen Hilfswerkzeuge gelang es auch, die besten Stücke dieser Meister bis auf die kleinste Biegung der äußeren Umrisse und das geringfügigste Detail der inneren Construction genau zu copiren. So machte Vuillaume auf der Londoner Ausstellung von 1862 Aufsehen mit zwei Nachahmungen einer Capitalgeige von Antonio Stradivari, die so täuschend gelungen waren, daß kein Kenner sie von dem Original unterscheiden konnte, wohlgemerkt, so lange die Geigen nicht gespielt wurden. Der Körper war da, aber die Seele fehlte.

Von allen modernen Instrumentenmachern schien dieser unermüdliche Franzose berufen, als würdiger Nach-

folger in die Fußstapfen seiner großen Vorgänger zu treten. Er hat in der Geschichte des modernen Geigenbaues die erste und wichtigste Rolle gespielt. Ganz abgesehen von seinem Wissen und Können, besaß er mit einer Fülle von Ideen zugleich die Mittel, sie auszuführen. Ueber ein Material, wie es ihm zu Gebote stand, hat kein Mann seines Faches wieder verfügt, und kein Forscher, der zum Wohle der Menschheit die Natur auf Tod und Leben studirt, hat seine Versuche rücksichtsloser betrieben, als er. Für ihn durchwanderte der Sonderling Luigi Tarisio zu Fuß in Hausirertracht sein Vaterland, und kaufte alle alten Geigen auf, deren er habhaft werden konnte. Er war es auch, der den aus 250 echten Instrumenten bestehenden Nachlaß des Italieners um die damals (1854) sehr hohe Summe von 80.000 Francs erstand. Wie viele von diesen Violinen sind von Vuillaume und seinem Freunde, dem Akustiker Savart, anatomisirt, ja, gleichsam vivisecirt, wie viele zerbrochen und wieder zusammengeleimt, ausgeschabt, ihres Lackes beraubt, gekocht und gebacken worden! Alle diese peinlichen Proceduren, die zu keinem anderen Resultate führten, als zur Vernichtung des Versuchsobjects, wurden dann auch in Deutschland an neuen und alten Instrumenten vorgenommen, um dem Geheimniß der Tonbildung auf die Spur zu kommen, beziehungsweise jenen Ton zu erzeugen, der den auserlesenen Mustern ihren von Jahr zu Jahr im Preise steigenden Werth verleiht. Man hatte sich allmählich davon überzeugt, daß weder die Form, noch die Bauart, noch das Holz, noch der Lack, jedes für sich allein oder alle zusammen, ausschlag-

gebend wären. Gleichwohl treten noch immer Fanatiker des Holzes und des Lackes auf, welche sich einbilden, daß eine untergegangene, in alten Kirchenthüren oder -bänken noch vorhandene Holzart, ein besonderer oder in einem besonderen Zustande des unfertigen Instruments aufgetragener Lack die Qualität des Tones beeinflusse. Die Mehrzahl der solideren Geigenbauer aber, die nicht darauf ausgehen, dem Publicum Sand in die Augen zu streuen, vertrösten sich und Andere mit der Hoffnung, daß die Erzeugnisse ihres ehrlichen Fleißes, falls sie den hochgestellten Ansprüchen der Musiker und Liebhaber vorläufig noch nicht genügen sollten, dies doch zweifelsohne in sechzig oder siebzig Jahren fertigbringen würden. Mit dieser schönen Hoffnung ist natürlich niemandem gedient, da sich von der Erfüllung derselben weder der Händler noch der Käufer so leicht wird überzeugen können. Wer wollte leugnen, daß moderne Geigen, die tüchtig gespielt werden, mit der Zeit besser klingen als neue? Die Unterschiede und Unregelmäßigkeiten der einzelnen resonirenden Theile ebnen sich nach und nach, bis sie gänzlich verschwinden, so daß Brust, Rücken und Seitenbänder nebst der von ihnen eingeschlossenen Luft immer gleichmäßiger miteinander schwingen. Um diesen Proceß zu beschleunigen, schachteln gewissenlose oder einfältige Instrumentenmacher die Geigen aus, d. h. sie schaben die Holzplatten so dünn, daß diese, ohne zu zerbrechen, den beträchtlichen Druck der Spannung zur Noth noch ertragen; die Instrumente sprechen dann viel leichter an, verlieren aber den edlen Timbre des Tones und beginnen zu näseln. In der Frage, wie läßt sich eine neue Geige ohne Schaden in eine alte verwandeln,

wäre das Problem, das uns hier beschäftigt, enthalten, sofern damit angedeutet sein sollte, daß der edle Klang eines Instrumentes nicht die unbedingte Folge seines Alters zu sein braucht.

Und mit dieser Wendung komme ich auf Freund Fleischer und seine Erfindung zurück. Auch er, der von Jugend auf den Räthseln des Geigenbaues nachgesonnen, hat sich jene Frage oft vergebens vorgelegt, bis ihm in einer schlaflosen Nacht, die er als Maler des Panorama's der Schlacht von Bannockburn bei Edinburgh verbrachte, die Antwort einfiel. Seine Idee ist so einfach wie das Ei des Columbus; aber die Consequenzen der Idee sind weitverzweigt und in ihren letzten Wirkungen kaum zu übersehen, und, was noch ganz besonders in's Gewicht fällt, die Erfindung kommt zur rechten Zeit. Wie lange wird es dauern, und die wenigen noch vorhandenen altitalienischen Instrumente ersten Ranges, für welche die von Antoine Vidal in seiner „Lutherie" angeführten dreihundertneununddreißig wälschen Meister nicht Ersatz leisten können, sind dem Tode verfallen! Auch die Geigen sterben, nachdem sie mehrere Generationen ihrer Besitzer überlebt haben. Ihre mittlere Lebensdauer beträgt zweihundert Jahre. Sie bleiben so lange im Vollbesitze ihrer Kraft, als die in ihrer Brust befindlichen, verhärteten Holzgefäße, Jahresringe oder kurzweg Jahre genannt, von dem belebenden Balsam des Fichtenharzes gespeist, ihre Elasticität bewahren und die Schwingungen der vom Bogen angestrichenen Darmseiten stark mit- und nachzufühlen vermögen. Das Absterben einer Geige zeigt sich am Verfall ihres Klanges, der immer matter und reiz-

loser wird, bis dann plötzlich einzelne Töne gänzlich ausbleiben. Sobald die Jahresstreifen völlig ausgetrocknet sind, versiegt die Fülle des Wohllautes, und das seelenlose Instrument gleicht einer Leiche, die nur noch als dumpfe, träge Masse auf äußere Einwirkungen reagirt. Die Schönheit des Klanges beruht also zum größten Theile auf der Schwingungsfähigkeit der Jahre, und daß dieselben möglichst frei und gleichmäßig sich bewegen können, sei eine Hauptsorge des Geigenbauers. Gelingt es ihm, durch Wahl des Holzes, das die Jahre in richtigem Abstande von einander zeigt, durch die genaue Beobachtung der mathematisch berechneten Proportionen, unter Anwendung des von Fleischer entdeckten sehr leichten mechanischen Verfahrens ein Instrument zu schaffen, dessen Brust eine Art von hölzerne Harfe vorstellt, so daß die Jahre ähnlich wie die Saiten bei einem Clavier bei aufgehobener Dämpfung mitschwingen, sobald der Bogen die Geige berührt, so klingt jedes neue Instrument, vorausgesetzt, daß es gut gebaut ist, wie eine echte alte Violine. Vuillaume hatte 1824 von Tarisio die berühmte, aus der Geigensammlung des Grafen Cozio de Salabuc herstammende Stradivari von 1716 gekauft, welche noch niemals gespielt worden war. Zu einem Jahrhundert des Schweigens, von seiner Entstehung an, verurtheilt, entfaltete das herrliche Instrument gleichwohl sofort alle Vorzüge, die man von einer Geige wünschen mag, und widerlegte somit den Aberglauben, daß es erst hätte ausgespielt sein müssen, um einen schönen Ton zu geben. Fleischer hat übrigens durch das Mikroskop die Richtigkeit seiner Entdeckung von den alten Meistern sich nachträglich bestätigen

lassen; sein Verfahren war ihr sorgfältig gehütetes Geheimniß.

Nicht lange wird es dauern, und mancher arme Geiger wird eine Stradivari oder Guarneri vom allerneuesten Datum besitzen. Ist es nicht ein eigener Gedanke, der einen Maler, wie Schindler, zu einem phantastischen Bildchen hätte verführen können, mit dem Violinbogen die Dryadenseele einer hochragenden grünen Fichte aus der engen Behausung, in die sie durch den Zauberwillen eines kundigen Meisters gebannt ward, wieder hervorzulocken, daß sie mit sanfter Stimme sehnsüchtig von der Pracht des verlorenen Waldes singe?

Einstmals lebt' ich im Walde, da hat mich getödtet ein Beilhieb;
War die Lebende stumm, singt nun die Todte so süß!*)

---

*) Uebersetzung des unter einem Porträtstiche Tieffenbrucker's, des angeblichen Erfinders der Violine, befindlichen Distichons von 1562:

„Viva fui in sylvis, sum dura occisa securi,
Dum vixi tacui, mortua dulce cano.“

Die Waschfrau der Literatur.

(Ein schüchterner Beitrag zur Goethe-Forschung.)

Als Adalbert von Chamisso sein berühmtes Lied von der alten Waschfrau veröffentlichte, wußten nur die nächsten Freunde des Dichters, Hitzig und Fouqué, daß die „rüstigste der Wäscherinnen" kein leeres Phantasiegebilde war, sondern wirklich lebte. Auch das deutsche Publicum sollte es um ein Lustrum später erfahren. Die Waschfrau war einundachtzig Jahre alt geworden und konnte nicht mehr am Troge stehen, um ihren kärglichen Unterhalt zu verdienen. Chamisso veranstaltete deshalb eine Collecte und gab seinem Aufruf die poetische Form, welche als „zweites Lied von der alten Waschfrau" in seinen Gedichten zu finden ist. Merkwürdiger Weise haben unsere Literaturforscher, die doch sonst um alle möglichen Privatangelegenheiten unserer Geistesheroen sich bekümmern und selbst vor deren schmutziger Wäsche nicht zurückzuschrecken pflegen, wenn es sich um die Aufhellung dunkler Verhältnisse handelt, der Waschfrau Chamisso's noch immer nicht die gebührende Aufmerksamkeit zugewendet. Und gerade diese schlichte Frau, welche ihr Leben dem menschenfreundlichen Dienste der Reinlichkeit widmete, würde ein papierenes Denkmal in Gestalt einer

wissenschaftlichen Monographie wohl verdienen, ja, sie würde dem gelehrten Schreiber derselben ebenfalls zu einem rühmlichen Monument in der Geschichte des deutschen „Schriftthums" verhelfen.

Ein glücklicher Zufall, in welchem wir eine höhere Bestimmung zu erkennen glauben, hat uns den literarischen Nachlaß der alten Waschfrau in die Hände gespielt. Woraus soll der literarische Nachlaß einer Wäscherin anders bestehen, als aus Wäschezetteln? Aber, so fragen wir, besitzt nicht auch ein Wäschezettel die Beweiskraft eines historischen Documents, und kann er uns nicht die interessantesten Auskünfte über die Leibes- und Lebensgewohnheiten jener Personen verschaffen, für welche gewaschen worden? Wann die alte Waschfrau gestorben ist, wissen wir nicht genau. Wahrscheinlich hat sie das zweite von 1838 datirte Chamisso'sche Gedicht noch um einige Jahre überlebt; mit der Juli-Revolution schloß sie eine bedeutsame Epoche des deutschen Geisteslebens ab. Chamisso erwähnt, daß sie drei Kinder gehabt hat, und eines dieser Kinder, eine Tochter, vermiethete während der Vierzigerjahre in der Kanonierstraße in Berlin Zimmer an einzelne Herren. Der letzte ihrer Zimmerherren war ein stiller Privatgelehrter, welcher den literarischen Nachlaß der alten Waschfrau von deren Tochter erbte. Nach dem unlängst erfolgten Tode desselben kam seine Bibliothek in den Besitz eines entfernten Verwandten, der uns bereitwillig das gesammte Material zur Verfügung stellte und alle möglichen Auskünfte über seinen in Gott ruhenden Onkel und dessen Beziehungen zu der Tochter der alten Waschfrau ertheilte. Der kostbarste Schatz der

Hinterlassenschaft besteht in einem mit blauseidenen Bändern umwundenen Päckchen vergilbter Papiere, welche bei näherer Besichtigung sich als 50 und einige eigenhändig geschriebene Wäschezettel von — Goethe herausstellten. Dabei lag ein zweifach zusammengefalteter Briefbogen, ddo. Weimar, den 25. März 1826 folgenden Inhaltes: „Allen wohlmeinenden Freunden einer geordneten Wartung und Pflege wollen wir hiemit unsere redliche und treue Wäscherin Frau Barbara Sorge, gebohrene Günstig, bestens empfohlen halten. Ohngeachtet ihres ziemlich vorgerückten Alters behauptet sie ihren Platz als eine zu allen Obliegenheiten des gemeinen Lebens geschickte Person. J. W. v. Goethe.“

Die alte Waschfrau, von welcher Chamisso 1833 erwähnt, daß sie im sechsundsiebzigsten Jahre stehe, war also, als sie aus Goethe's Diensten trat, bereits eine neunundsechzigjährige Greisin. Wie wir aus den weimarischen Kirchen- und Grundbüchern ersehen, wurde Rosalie Margarethe Barbara Günstig in der kleinen, zur weimarischen Parochie gehörigen Ortschaft Dietrichsroda 1757 geboren und heiratete 1790 den Gärtner Heinrich Sorge, welcher einen Gemüsegarten vor den Thoren der Stadt besaß. Sorge starb 1811 und Barbara mußte, um ihre drei Kinder, Friedrich (geb. 1795), Gottfried (geb. 1798) und Amalie (geb. 1802), zu ernähren, den Garten verkaufen und vor den Waschtrog treten. Amalie hatte sich am 15. April 1825 mit dem Tischlergesellen Holzbock aus Berlin verheiratet, und Frau Sorge siedelte im darauffolgenden Jahre zu ihrer Tochter nach der preußischen Hauptstadt über. Wie hoch sie den Verkehr

mit dem Dichterfürsten zu schätzen wußte, beweist die Sorgfalt, mit welcher sie seine Wäschezettel sammelte und aufhob. Es mag ihr nicht leicht gefallen sein, von dem freundlichen Musensitze an der Ilm zu scheiden, wo sie neben Goethe wohl auch mit noch manchem anderen hervorragenden Manne in Verbindung getreten war. Der Tag, an welchem sie zum letzten Male mit einem gefüllten Korbe blendend weißer, nach Kernseife und Lavendel duftender Wäsche das Haus am Frauenplan betrat und den Empfehlungsbrief erhielt, war der Ostersamstag des Jahres 1826. Die von Goethe genau datirten Zettel zeigen, daß Frau Sorge alle vierzehn Tage, und zwar immer am Samstag zu ihm kam, um die Leibwäsche des Dichters abzuholen. Da der erste Zettel vom Jänner 1822 herrührt, so könnte man befürchten, daß eines und das andere jener wichtigen Papiere verloren gegangen ist. Aber die auffälligen Lücken des im Winter ziemlich regelmäßig gepflogenen Verkehres finden ihre Erklärung in den Reisen des Dichters, der die wärmere Jahreszeit damals gewöhnlich in Marienbad zubrachte. Warum Goethe, dem es doch in seiner stattlichen Wirthschaft an weiblicher Pflege nicht mangelte, außer dem Hause waschen ließ, ist eine andere Frage, die wir einem tiefer eindringenden Goethe-Kenner zur Beantwortung überlassen. Nur die Vermuthung wagen wir auszusprechen, daß Frau Sorge in allen, die feinere Leibwäsche angehenden Dingen eine Autorität ersten Ranges war, vor welcher selbst Goethe's Schwiegertochter sich beugen mußte. Auf den Zetteln finden wir nirgends die prosaische Unterhose, das gemeine Sacktuch und den bürgerlichen Strumpf

erwähnt, sondern alle Notizen bewegen sich in der höheren Sphäre des Oberhemdes, des Spitzenjabots, des feinen Halstuches und der plissirten Manchette. Nur einmal — im Winter 1825, in welchem Goethe sich viel mit Byron und Shakespeare beschäftigte — kommt eine Partie wollener Socken vor, die entweder auf einen vermehrten Bedarf von Fußbekleidungsstücken oder auf eine vorübergehende Störung des Haushaltes schließen lassen. Hoffentlich werden uns die im Erscheinen begriffenen Tagebücher des Dichters, welche in der dritten Abtheilung der neuen im Auftrage der Großherzogin Sofie von Sachsen veranstalteten Ausgabe seiner Werke enthalten sind, den erwünschten Aufschluß über diese bemerkenswerthe Unregelmäßigkeit geben.

Alle Zettel stimmen darin miteinander überein, daß sie aus demselben graugrünen, grobkörnigen geschöpften Conceptpapier bestehen und das Achtel eines Kanzleibogens zum Format haben. Auch die Anordnung ist bei allen die gleiche. Die Oberhemden machen immer den Anfang, die Manchetten den Schluß. Dann folgt ein großes lateinisches G als Unterschrift. Zwischen den Hemden und Halstüchern erscheint eine räthselhafte, „Lanellen" benannte Rubrik, welche wir lange vergeblich zu deuten versuchten. Endlich sind wir durch eine, von Frau Sorge herstammende Anmerkung dem wunderlichen Ausdrucke auf die Fährte gekommen. Da die Wäscherin auch kleine Ausbesserungen an den ihrer Obhut anvertrauten Kleidungsstücken vornahm und die Kosten für dieselben besonders am Rande in Rechnung brachte, lesen wir auf einem Zettel bei dem Posten „Lanellen" die nicht

streng orthographisch, aber deutlich geschriebenen Worte: „Knöppchen auff die Axlen gesezzt und die Löcher fernähet 1 gr. 6 pf." Wie Schuppen fiel es uns von den Augen: Goethe, der in Kunst und Wissenschaft seiner Zeit um ein halbes Jahrhundert voraus eilte, entpuppt sich hier als Anhänger der Wollentheorie, er ist, ohne es zu wissen oder besonderes Gewicht darauf zu legen, der Vorläufer des Professor Jäger, und seine Lanellen — von dem Lateinischen lana, die Wolle, und laneus, wollen, abgeleitet — sind nichts Geringeres als wollene Normalhemden, die des vor Zugluft schützenden Verschlusses wegen über der linken Achsel anstatt vorn oder hinten zugeknöpft werden. Auch hierin leuchtet der Tiefblick des Genius uns hell entgegen. Derselbe Geist, welcher der Naturwissenschaft durch die Entdeckung des Intermaxillarknochens am Menschenschädel und die Lehre von der Metamorphose der Pflanzen neue Bahnen vorgezeichnet hat, ist auch als der eigentliche Erfinder des Jäger'schen Patentverschlusses zu betrachten! Eine andere, nicht weniger eigenthümliche stehende Rubrik in den Goethe'schen Wäschezetteln bilden die Schlafröcke. Auf jedem Zettel sind deren drei bis vier verzeichnet. Urtheilslose Köpfe könnten aus diesem verschwenderischen Gebrauch von Schlafröcken ein übertriebenes Bedürfniß des Dichters herleiten wollen, als ob er, wie er der Promachos Darwin's und Jäger's war, auch derjenige Richard Wagner's gewesen wäre. Aber der Goethe'sche Schlafrock darf beileibe nicht mit dem verweichlichenden modernen Negligégewande verwechselt werden. Goethe's Schlafrock rechtfertigt vielmehr die ursprüngliche Bedeutung dieses

Kleidungsstückes; denn es ist das Gewand, in welchem der Dichter sich zu Bette legte, und identificirt sich mit unserem heutigen Nachthemd. Wir dürfen uns zur Erhärtung unserer Aussage auf Eckermann berufen, der Goethe am 16. November 1823 leidend in seinem Lehnstuhl antraf. „Er saß", berichtet dieser classische Zeuge, „in einem Schlafrock von weißem Flanell, über seine Knie und Füße eine wollene Decke gelegt und gewickelt und ließ sich von seinem Bedienten Stadelmann das verordnete Pflaster auf die Brust zur Seite des Herzens legen. Ich stellte mich derweil an's Fenster." Für diejenigen, welche es interessirt zu erfahren, wie oft der Dichterfürst das Hemd wechselte, sei bemerkt, daß Goethe in der Woche durchschnittlich dreimal frische Wäsche anzog und das Nachtgewand in demselben Zeitraum zwei- bis dreimal erneuerte. Auf den Zetteln sind immer sechs bis sieben Oberhemden und ebensoviel Lanellen neben drei oder vier Schlafröcken notirt. Frau Sorge berechnete das leinene Oberhemd mit einem, die Lanellen und Nachtgewänder aber mit zwei Groschen, woraus hervorgeht, daß die Manipulation beim Reinigen der Wollstoffe eine besonders schwierige und verantwortliche war. Daß es für einen Mann von Goethe's gebietender Stellung ein Leichtes gewesen wäre, täglich ein frisches Hemd anzuziehen, bedarf keiner weiteren Motivirung, obgleich Jeder, der Anspruch auf einen soliden Goethe-Forscher erheben will, auch die geringfügigste und sonnenklarste Sache von der Welt nicht unbewiesen lassen sollte. Goethe hat über dem Minister und Dichterfürsten niemals den Frankfurter Bürgerssohn vergessen. Dafür sprechen

seine strenge Oekonomie und sein peinlicher Ordnungssinn. Auch wolle man nicht übersehen, daß der große Licht- und Wärmefreund sich in seinem eigenen Dunstkreis am behaglichsten fühlte und mit Vorliebe bei zugemachten Fenstern arbeitete.

Schließlich theilen wir als belangreichste Errungenschaft unserer Goethe-Studie eine Anekdote mit, welche der Berliner Privatgelehrte und lachende Erbe des Wäschezettel-Nachlasses aus dem Munde seiner Quartiergeberin erfahren und einer sorgfältigen Aufzeichnung für würdig erachtet hat. Frau Sorge hatte am Anfang ihrer literarisch-chemischen Laufbahn mit Intriguen zu kämpfen, die der auf ihren wachsenden Einfluß eifersüchtige Kammerdiener Goethe's gegen sie anzettelte. Stadelmann wollte in den über jeden Zweifel erhabenen Producten unserer Waschkünstlerin die verhängnißvollen Spuren einer gewissen Laugenessenz und den allzu freigebigen Gebrauch von Ultramarin erkannt haben. Zu ihrem Glück besaß die also verleumdete Frau Sorge in der erfahrenen Gattin des Goethe'schen Hausgärtners und in einem gleichartigen Scheuerweibe, welche beide in großer Gunst bei Sr. Excellenz standen, treue und zuverlässige Freundinnen. Der verrätherische Anschlag wurde ihr rechtzeitig entdeckt und Frau Sorge benutzte mit ihrer Tochter und den beiden Freundinnen die frühe Morgenstunde, in welcher der Diener auf Botengänge auszugehen pflegte, zu einem gemeinschaftlichen Ueberfall des Dichters. Ohne sich abweisen oder beirren zu lassen, drangen die vier Weiber, erfüllt von der Gerechtigkeit ihrer guten Sache, in das Allerheiligste des Goethe'schen, nach dem Garten gelegenen

Arbeitszimmers ein. Ungehalten über die verwünschte Störung richtete sich der Olympier in seiner ganzen erhabenen Gestalt auf und fuhr die ungebetene Gesellschaft mit den niederdonnernden Worten an: „Was wollt Ihr!“ Bald jedoch klärte sich seine von dichterischen Sorgen umwölkte Stirn wieder auf, und mit herablassendem Lächeln hörte er den redseligen Bericht der einander das Wort vom Munde abfangenden Weiber an. „Was hilft es,“ sagte Goethe und seufzte, während ein wahrhaft überirdischer Glanz von seiner hohen Stirn ausging, „daß man vor Euch und Euresgleichen das Haus und die Thür verschließt? Ihr fändet selbst durch das Schlüsselloch einen Weg, ihr thörichtes Weibsvolk! Nun, nun,“ setzte er begütigend hinzu, „wir wollen sehen, was sich thun läßt.“

Damit war die vom Zaune gebrochene Audienz beendigt. Goethe aber ließ sich, tief aufathmend, vor seinem Schreibtische nieder und errichtete dem burlesken Auftritt und dessen erster Actrice, der Frau Sorge, ein unsterbliches Denkmal in der drittletzten Scene seines „Faust“. Das Zwielicht des regnerischen Novembertages, die unheimliche Erscheinung der alten Frauenzimmer und der ominöse Name der Querulantin mögen ihm die Idee zu der gespensterhaften Episode der vier grauen Weiber gegeben haben, welche dem letzten Monologe und dem Tode Faust's in der Tragödie zweitem Theile vorangeht: „Ich heiße der Mangel, ich heiße die Schuld, ich heiße die Sorge ich heiße die Noth.“ Ob er wirklich vier kommen und drei nur gehen sah, bleibt unentschieden. In der Ordnung wäre es gewesen, wenn er sie alle die Treppe hinunter

geworfen hätte. Liebreiche Genien aber breiteten schützende Fittige um das Haupt der Frau Barbara Sorge, und sie wusch, als rüstigste der Wäscherinnen, für Chamisso in Berlin, wie sie für Goethe in Weimar gewaschen hatte. Ehre sei ihrem Gedächtniß und Frieden ihrer Potasche!

Im Goethe-Hause.

Ein Besuch bei Goethe in Weimar gehörte im Anfange des Jahrhunderts, als der Ruhm des Dichters alle Welt zu erfüllen begann, zu den unerläßlichen Pflichten des distinguirten Reisenden. Mitteldeutschland zu passiren, ohne die Bekanntschaft des Dichterfürsten gemacht zu haben, war ungefähr dasselbe, wie in Rom gewesen zu sein und den Papst nicht gesehen zu haben, und ein Empfang bei Goethe wurde ebenso hoch geschätzt wie eine Audienz beim Kaiser. Da der Dichter Wichtigeres zu thun fand, als gleichgiltige Fremde bei sich aufzunehmen, die in der Regel nur ihre Neugierde oder Eitelkeit befriedigen wollten, hielt es ziemlich schwer, vor sein Angesicht zu kommen, und gar Viele mußten unverrichteter Sache wieder abfahren. Aber auch Diejenigen, welche von dringlichen Empfehlungen unterstützt oder, durch Stand und Namen befürwortet, ihren Zweck erreichten, sollten oft nur spärlichen Gewinn aus dem heiß ersehnten Besuche ziehen. Denn es geschah zuweilen, daß Se. Excellenz die in der Antichambre Wartenden nur mit einer steifen Neigung des majestätischen Hauptes begrüßte und, ohne das Wort an sie zu richten, wieder verließ. Ohne Zweifel sind wir gegen-

wärtig um Vieles besser daran. Wir brauchen nicht scheu und verlegen vor der Wohnung des Gewaltigen stundenlang auf und ab zu wandeln, um an den vierzehn Fenstern ihres ersten Stockwerkes nach einem günstigen Zeichen auszuspähen; haben es auch nicht mehr nöthig, in dem ehemals berühmten, wenig einladenden Gasthof „zum weißen Schwan“ abzusteigen, der noch heute an der Ecke des Seifengäßchens dem Haus am Frauenplan gegenüber sein Schild aushängt, und können es uns ersparen, den Lohndiener mit unserer Karte auszuschicken, um tagelang auf geneigte Antwort zu warten. Zuversichtlich und selbstgewiß steuern wir direct auf unser Ziel los, betreten die steinernen Stufen, die zum Eingang hinanführen, öffnen die massive Eichenthür und sind als Gäste des Dichters willkommen. Wenn es dabei gleichwohl ohne einiges Herzklopfen nicht abgehen sollte, so gilt uns dies nur für einen erfreulichen Beweis, daß der Geist des Unsterblichen noch immer an der Stätte weilt, welche er an vierzig Jahre in sichtbarer Körperlichkeit bewohnte, und als getreue Verehrer und Bewunderer Goethe's lassen wir uns das vor der Thürschwelle in den Boden eingefügte Salve! gesagt sein, als tönte es uns von seinen eigenen Lippen entgegen.

Bis hieher und nicht weiter kam man noch vor wenigen Jahren, sobald man es wagte, die bequeme breite Freitreppe im Goethe-Hause hinaufzusteigen, und vergebens hob man mit dem betenden Knaben, der neben den Dioskuren und einem lachenden Satyr die Wand hütet, die Arme zu den Göttern empor, um Einlaß zu

erflehen. Das Innere des Hauses blieb verschlossen und wurde von den beiden kinderlosen Enkeln des Dichters, die in den verlassenen stillen Räumen ihr seltsames, an das Unheimliche streifendes Wesen trieben, eifersüchtig gehütet. Kein fremdes Auge sollte diese Heiligthümer mit dreisten Blicken entweihen, kein vorwitziger Lauscher die melancholischen Grillen menschenscheuer Abgeschiedenheit aufjagen. Sie hatten an der erdrückenden Last ihres großen Namens noch schwerer zu tragen als an der schlummerlosen Fürsorge für unberührbare Schätze, die ihnen nicht gehörten, weil sie den Muth nicht fanden, sie sich anzueignen. Ihnen war das schöne Wort Faust's: „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen,“ umsonst gesagt; im Gefühl ihrer Ohnmacht zürnten sie dem Schicksal und verschmähten es, in ihrem eigenen Hause den Castellan vorzustellen. Nach dem Tode Walther's von Goethe, der als letzter Nachkomme des Dichters am 15. April 1885 starb, ist das Haus in den Besitz des Weimar'schen Staates übergegangen und bildet seit dem Tage, an welchem es dem öffentlichen Besuche zugänglich gemacht werden konnte, das kostbarste, sehenswürdigste und eigenthümlichste Schaustück, welches Land und Stadt ihr Eigen nennen. Nur eine Stätte ist uns bekannt, welche dem Goethe-Hause zur Seite gesetzt werden darf, wenn es sich darum handelt, dem Besuche das getreue Bild einer bestimmten Kunst- und Culturepoche zu entrollen und den Geist der Vergangenheit gleichsam in Person vorzuführen, und diese Stätte liegt nicht weit von Weimar entfernt, ebenfalls auf alt-thüringischem Grund und Boden: die Wartburg bei

Eisenach, von welcher Goethe, als er den Herbst 1777 daselbst zubrachte, an Frau von Stein schreibt, sie sei das Herrlichste, was er erlebt habe, so hoch und froh, daß man hier nur Gast sein müsse, um nicht vor Höhe und Fröhlichkeit zunichte zu werden. Und wie die glänzende Hofhaltung des Landgrafen Hermann wieder ersteht vor den Augen des Geistes und aus Stein und Farbe zu uns redet von den Tagen mittelalterlichen Helden- und Minnegesangs, so lebt der erhabene Musenhof Karl August's neu vor uns auf, und wir wandeln mit seinen verklärten Schatten über die Gipfel der nationalen Dichtung. Auch hier fühlen wir uns hoch und froh angeweht und theilen die Goethe'sche Empfindung, in dem theuren Hause nur als Gast einkehren zu können, weil der Herr desselben der Einzige war, der ungestraft darin wohnen durfte.

Was uns am lebhaftesten bei unserer Wanderung durch Haus und Garten ergreift, uns ebenso anheimelt wie in ehrfurchtsvoller Entfernung hält, ist die in's Auge springende Gewißheit, daß alle die ringsum aufgehäuften Schätze der Kunst und Wissenschaft außer ihrem eigenen objectiven Dasein ein beziehungsreiches höheres Leben im Geiste ihres Sammlers und ehemaligen Eigenthümers führen. Jedes einzelne Stück hat eine kleinere oder größere Rolle im Leben des Dichters gespielt; den Unkundigen ergötzend, erzählt es dem Eingeweihten seine Geschichte und vermag vor dem Forscher über das Recht seiner Anwesenheit sich gründlich auszuweisen. Welcher Ueberfluß an den verschiedenartigsten Gegenständen, Geräthschaften, Sachen und Dingen, und doch wie so gar

nichts Ueberflüssiges! Von der Copie der Aldobrandinischen Hochzeit, welche über dem alten Concertflügel im Gesellschaftssalon hängt, bis zu dem Teller mit Gartenerde, der auf dem Pult am Fenster des Arbeitszimmers steht, von den nach den Metopen des Parthenon angefertigten großen Kreidezeichnungen und den auf Schränken und Wandgestellen postirten Gipsmodellen bis zu dem unscheinbaren, eine seltsame Verästelung darstellenden Holzstück und einigen Quarzkieseln und Erzstufen hat Alles seinen Zweck und vertritt seine Stelle im Goetheschen Hausrathe. Aus goldenen Rahmen sehen bekannte und unbekannte Gesichter, zu denen vertraute Namen gehören, auf uns nieder: Karl August und Luise, Charlotte von Stein, Christiane Vulpius, Marianne v. Willemer, Corona Schröter, August und Ottilie v. Goethe, die beiden Enkel Wolf und Walther in glücklichen Knabenjahren, Bertuch, Knebel, Meyer und viele Andere. Sie Alle gingen einst hier ein und aus und standen dem Herzen des Hausherrn nahe. Und was für Erinnerungen haften an jenen schlichten Tischen, Bänken und Stühlen, die nur darauf zu warten scheinen, daß wir sie mit der erlesensten Gesellschaft bevölkern! An jenem Flügel saß phantasirend der junge Mendelssohn, und Goethe legte ihm liebkosend seine Hand auf das in langen Locken herabwallende Haar; auf diesem aus Weidenruthen geflochtenen Canapée lehnte Schiller neben seinem großen Freunde in lebhaft angeregtem Gespräche, während die Sonne durch das Laub fiel und in den Weingläsern funkelte, die auf dem Tische des kühlen Gartenzimmers standen. Keine Ecke und kein Winkelchen

ist in den sieben nach dem freien Platze zu gelegenen Vorderzimmern, die nicht Kunde gäben von dem allumfassenden, Welt und Geschichte, Natur und Kunst, Leben und Wissenschaft beherrschenden Geiste dieses größten, glücklichsten und weisesten aller Menschen.

Goethe verband mit der Leidenschaft des sammelnden Liebhabers den Blick des Künstlers, den Geschmack des Kenners, den Spürsinn des Entdeckers und die Methodik des Gelehrten. Um die kostbaren Kunstblätter eines Martin Schongauer, Meisters E. S., Marc Antonio Raimondi und Albrecht Dürer, welche vor hundert Jahren beiweitem nicht nach Verdienst geschätzt wurden, wird ihn manches Kupferstich-Cabinet beneiden. Auch die schön erhaltenen italienischen Majoliken, welche in großer Anzahl vorhanden sind, würden jedem Museum zur Zierde gereichen, von der Fülle von Gemmen, Medaillen und Münzen, die er in Gips abgießen ließ, gar nicht zu reden. Eine außerordentlich reichhaltige Mineralien-Sammlung — etwa zwanzigtausend Stück zählend — ruht zum Theil noch in dem eigens für sie errichteten Hintergebäude versteckt, zu welchem eine lange Holztreppe aus dem Garten hinaufführt. Ebenso harrt noch die ansehnliche Bibliothek, welche mit dem Arbeitszimmer durch eine Tapetenthür verbunden ist, ihrer Auferstehung. Was sich an Büchern in einem breiten, aus mehreren Gestellen, Kästen und Schubfächern zusammengefügten offenen viertheiligen Schranke befindet, diente zum täglichen Handgebrauch: ein vierzehnbändiger Brockhaus, Jöcher's Gelehrten-Lexikon, einige Geschichtswerke und ein vollständiges Exemplar

der Duodez-Ausgabe letzter Hand von Goethe's Schriften.

Hier sind wir im Allerheiligsten des Goethe-Hauses angelangt, das sich von den der Repräsentation und der Geselligkeit gewidmeten Vorderzimmern sehr auffällig unterscheidet. Herrscht dort eine gewisse Vornehmheit und Eleganz, welche sich auf der Höhe des damaligen Geschmacks behauptet und der bevorzugten Stellung ihres Bewohners auch vollkommen entsprach, so tragen die an den Garten grenzenden Räume eine Prunklosigkeit zur Schau, welche beinahe ärmlich genannt werden muß. Nur in der dürftigen Wohnung Schiller's, welche so gern als rührendes Beispiel für die bescheidenen materiellen Verhältnisse des Dichters citirt zu werden pflegt, begegnet uns Aehnliches. Und gerade jene Hinterzimmer waren nebst dem unter ihnen liegenden Garten Goethe's liebster Aufenthalt; dort schlief, träumte, sann, las, arbeitete, dictirte und schrieb er; dort machte er seine optischen Beobachtungen und stellte chemische Untersuchungen an. Ein Loch im Fensterladen, das zur Einfügung des Prisma's diente, und der Teller mit Erde, welche er noch einen Tag vor seinem Tode eigenhändig vom Garten herauftrug, deuten auf die naturwissenschaftlichen Experimente des Dichters zurück. Durch zwei nicht allzu hohe Fenster, die anstatt der Gardinen einen Mauerrahmen haben und mit leinenen Rouleaux versehen sind, fällt das Licht voll auf den viereckigen Klappentisch, welcher die Mitte des Arbeitszimmers einnimmt, und beleuchtet das Heft des Schreibers, dem Goethe in die Feder dictirte. Entweder ging er dabei, die Hände auf

dem Rücken, im Zimmer auf und ab, oder er saß dem Secretär gegenüber, die Rechte auf ein ledernes Armkissen stützend und mit der Linken zuweilen nach dem Taschentuche langend, das in einem Korbgestell neben seinem Stuhle lag. Für eigenhändige Schriften und Briefe war das kleine Stehpult am linken Fenster da, oder auch der schon erwähnte, beinahe die ganze Breitseite des Zimmers ausfüllende Bücherschrank, der an zwei Stellen als Schreibtisch benützt werden kann. Wie ein Lichtschirm zeigt, wurde hier auch des Abends gearbeitet. Die graugetünchten Wände sind ohne jeden Schmuck, ein paar Medaillons abgerechnet, unter welchen ein Napoleons-Kopf auffällt, der am Tage der Schlacht bei Leipzig zersprang und als Bruchstück hängen blieb. Ein kleines Fenstertischchen, ein hochbeiniger Pfeilertisch mit Spiegel und Blumenvase und ein großer, mit vielen Schubladen versehener Kasten, der dem Bücherschranke gegenübersteht, vervollständigen die einfache Einrichtung des Zimmers, in welchem „Egmont" und „Iphigenie", „Tasso" und „Faust" vollendet worden sind.

Ohne daß wir der Schlichtheit dieser Poetenstube mit einem spöttischen Seitenblick auf die prachtstrotzenden, raffinirt ausgestatteten Studirzimmer moderner Literaten, aus denen gewöhnlich nicht viel der Rede Werthes herauszukommen pflegt, das Wort führen wollen, scheint uns doch der Unterschied zwischen den Arbeits- und Empfangsräumen der Goethe'schen Wohnung charakteristisch genug, um nicht übersehen zu werden. Der Frankfurter Bürgerssohn als Mensch und Dichter, sowie

andererseits der Weimarische Geheimrath, Minister und Fürstenfreund waren zwei verschiedene Personen; und Jedem, der auch nur einiges Verständniß für menschliche Zustände und Eigenheiten besitzt, wird es klar, daß der Staatsmann trotz seiner sieben Gassenzimmer nur als Aftermiether bei dem Dichter wohnte. Durch die Bibliothek ging Goethe aus seinem Bau in die Vorderwohnung des Hauses hinüber um sich den Leuten im Hofkleide zu zeigen, oder er gewann durch die um ein paar Stufen niedrigere Thür seines Arbeitszimmers das Freie und war nicht zu Hause. Unmittelbar an diese Werkstätte der Gedanken stößt das Schlafkabinet, in welchem der Dichter allnächtlich und endlich auch für immer von der Beschäftigung seines Geistes ausruhte. Das einfensterige kahle Cabinet hat zur Noth gerade Platz für die drei in ihm befindlichen Gegenstände: das mit einer grünseidenen Steppdecke behängte Bett, den gepolsterten Armsessel und den kleinen, braun angestrichenen Nachttisch. Auf letzterem stehen noch Kaffeekanne, Tasse und Medicinflasche; die Flasche ist halbgefüllt und daneben liegt der Löffel, den Goethe an seinem Sterbetage gebrauchte. Von dem Lehnstuhl aus sah er zum letztenmale das ihm befreundete göttliche Licht, und als es ihm zu erlöschen schien, neigte er das Haupt zur Seite und verschied. Die letzten Sorgen seines Lebens galten der Pflege seines Gartens; an der Thür hängt noch die eigenhändig geschriebene Instruction für den Gärtner. Nichts hat sich seit dem 22. März 1832 in diesen heiligen Räumen verändert; sie sehen aus, als habe ihr Einwohner sie eben erst verlassen.

Schlaf- und Arbeitszimmer sind der besonderen Obhut einer liebenswürdigen alten Schaffnerin anvertraut, des Fräuleins Johanna Spath, die seit sechsundzwanzig Jahren im Hause ihres Amtes waltet. Ihre freundlichen braunen Augen sind noch gesprächiger als ihr Mund und verkünden uns, daß er mehr zu verschweigen hat, als er uns sagt.

Die Feuerbestattung.

In der großherzoglichen Haupt- und Residenzstadt Gotha, berühmt durch ihre Würste und ihren Adelskalender, kann ein fürsorglicher Weltbürger sich einerseits gegen Brandschäden versichern, andererseits aber auch endgiltig verbrennen lassen, vorausgesetzt, daß er sich mit dem Todtenschein über seine Identität ausweist und seinen wohlverfrachteten Leichnam der thüringischen Eisenbahn zur Beförderung anvertraut. Für so Manchen, der Zeit seines mühseligen und geplagten Erdenwallens ein Stiefkind der Fortuna geblieben ist, mag die letzte Reise nach der freundlichen Gartenstadt die einzige wahre Erholungsfahrt sein. Und diese Fahrt empfiehlt sich neben anderen Unternehmungen ihresgleichen besonders dadurch, daß sie an keine Jahreszeit gebunden ist, nicht die geringsten Unbequemlichkeiten verursacht und den sanft entschlafenen Reisenden, ohne ihn wieder aufzuwecken, an das Ziel aller seiner Wünsche bringt.

Auch wer vorwitzig genug ist, bei lebendigem Leibe nach Gotha zu reisen, wird gut thun, in Ermanglung sonstiger belangreicher Sehenswürdigkeiten und Vergnügungen den Ort aufzusuchen, wo Jedermann sich nach Belieben begraben oder verbrennen lassen kann. Die

Langensalzaer Straße, eine mit Bäumen besetzte Allee, führt uns in einer halben Stunde aus der Stadt hinaus zu dem Friedhofe, auf welchem sich das Crematorium, der Verbrennungsofen, und das Columbarium, die Urnenstätte, befinden. An der rechten Seite der Straße fällt uns ein Verkaufsladen in die Augen, dessen Schaufenster mit einer Menge verschiedenartig geformter Gefäße garnirt ist. Vasen aus Marmor und Alabaster, Bronce und Zink, Thon und Serpentin laden den Käufer ein, näher zu treten und eine Auswahl unter ihnen zu treffen, die seinem Geschmack Ehre macht. Leider sind alle diese glänzend polirten, anderthalb bis drei Fuß hohen Töpfe so abscheulich gezeichnet und bekunden eine so widerwärtig nüchterne Eleganz, daß kein noch so raffinirter Erbschleicher auf den verwegenen Gedanken kommen könnte, eines und das andere Stück zu erwerben, um es einem lieben Anverwandten als „Andenken an Gotha" mitzubringen. Wir widerstehen aus demselben Grunde der Verlockung, uns unseren eigenen Sarg auszusuchen, obwohl es wahrhaftig kein übler Einfall wäre, ein hübsches, mit allerlei lustigen Figuren, frei nach antiken Mustern verziertes Väschen neben den Schreibtisch zu stellen und das niedliche Memento mori so lange als Aschenbecher zu benutzen, bis wir selbst in Rauch aufgegangen und zu Asche geworden sind. Scheint es so undenkbar, daß wir als kurze oder lange Glimmstengel von einer unbekannten Macht in Brand gesteckt und zu deren Erheiterung, Betäubung oder Verdauung allmälig aufgeraucht werden?

Ueber dieser tiefsinnigen Frage brütend, welche das ewige Welträthsel vom Standpunkte des philosophischen

Rauchers aus zu lösen versucht, betreten wir den Friedhof. Er unterscheidet sich äußerlich durch nichts von irgend einem anderen Todtenacker. Saubere Kieswege laufen zwischen blumigen Grabhügeln dahin, Kreuze und Denksteine erheben sich neben dunkeln Lebensbäumen und Cypressen, und die überall sichtbare Sorgfalt des Gärtner-Todtengräbers zeigt an, daß die ganze Anlage noch ziemlich jung ist. Am Ende des Friedhofes, auf welchem die nach gewöhnlicher Sitte Beerdigten ruhen, liegt ein breites Gebäude, das sich bei näherem Zusehen als eine von zwei nach vorn ausladenden Seitenflügeln flankirte offene Halle darstellt. Im Grundriß ähnelt das niedrige Haus der Münchener Ruhmeshalle und ist gleich dieser mit griechischen Giebeln überdacht. Nur fehlen die Säulen und mit ihnen die Anmuth einer kunstmäßigen architektonischen Gliederung. Wir würden, ohne die ernste Bestimmung des Bauwerkes zu kennen, das jedes symbolischen und ästhetischen Schmuckes ermangelt, beim ersten Anblick desselben glauben, eine Brunnen- oder Ausstellungshalle vor uns zu haben. In der Ansicht, unversehens in eine mißlungene Exposition landeseigenthümlicher Töpferindustrie gerathen zu sein, könnte uns das seltsame Bild der vier Etagen hoch wie die Apothekerbüchsen übereinander aufgestapelten Aschenkrüge noch bestärken.

Etwa dreihundert dieser dickbäuchigen, plumpen Ungethüme sind in dem Columbarium untergebracht. Sie stehen alle auf thönernen Sockeln, damit sie besser gesehen werden; aber nur dem Auge der Liebe wird es gelingen, die an den Urnen oder deren Postamenten befindlichen Inschriften sämmtlich zu entziffern. Meist

hat man sich damit begnügt, außer dem Namen des Verstorbenen, das Datum seiner Geburt und seines Todes zu vermerken. Der in der Blüthe seiner Jahre dahingeraffte Berliner Dichter Walter Gottheil trägt den Lorbeer über der Urne, welche das Facsimile seiner Unterschrift aufzeigt. Auf dem Kruge, der die Asche der berühmten Sängerin Ilma de Murska enthält, lesen wir das Epitaph:

„Verstummt der süßen Stimme Schall,
Zu Asche geworden die Nachtigall."

Und nicht weit davon die einer Wienerin gewidmeten tieftraurigen Verse:

„Die hier ruht, hat schwer gelitten,
Viel gekämpft und nichts erstritten."

Ein Name von wissenschaftlicher Bedeutung begegnet uns in dem ausgezeichneten Professor der Heilkunde Heinrich Reclam aus Leipzig. Nach dem weiland General-Superintendenten und Gothaischen Ober-Hofprediger Karl Schwarz, der laut letztwilliger Verfügung im Feuer bestattet worden ist, forschen wir an dieser Stelle vergebens. Das gewaltige Aergerniß, welches der freisinnige und vorurtheilslose Streiter Gottes unter seinen orthodoxen Amtsbrüdern erregt hat, sollte dadurch, wenn nicht beseitigt, so doch gemildert werden, daß man die Asche des Theologen nicht dem heidnischen Greuel des Columbariums preisgab, sondern in einem „christlichen Grabe" beisetzte.

Noch immer erhebt sich frommes Zetergeschrei gegen die Feuerbestattung, obwohl niemand so recht weiß, weshalb eigentlich die gläubigen Gemüther sich ereifern.

Sie, welche die Unsterblichkeit der Seele lehren, zanken sich um die armen Knochen des schlechten Leibes! Das Fleisch können sie den Würmern nicht streitig machen, denn diese gefährlichen Gegner der leiblichen Fortdauer kümmern sich in ihrer Unvernunft nicht im Geringsten um superkluge Doktrinen. Aber auch die so sehr geliebten Knochen zeigen sich der ihnen erwiesenen ehrfürchtigen Obsorge durchaus nicht würdig. Denn sie haben die fatale Gewohnheit, nach einer gewissen Zeit sich ebenfalls wieder in ihre Urelemente aufzulösen, wenn sie auch der Verwesung länger Trotz bieten als das miserable, dem Teufel ohnehin verfallene Fleisch. Bis zum jüngsten Tage wird selbst der allerdickste Schädel des starrsinnigsten Orthodoxen nicht Stand halten, und es läuft genau auf dasselbe hinaus, ob er heute verbrennt oder morgen verwittert. Wie es an dem Termin, zu welchem die letzte Posaune erklingt, zugehen wird, wissen wir nicht genau, aber das wissen wir, daß die Allmacht, welche die Auferstehung des Fleisches für nothwendig erachtet, um die Mittel, dieses unbegreifliche Wunder zu thun, nicht verlegen sein wird. Möglicherweise unterwirft sie einmal die ganze Erde, wenn ihr Stündlein gekommen ist, der Feuerbestattung und stürzt sie in den großen Hochofen der Sonne, ohne daß ihr unsterblicher Antheil an der Weltseele dabei zu Schaden käme.

Die außerordentlichen Vortheile sanitärer und gemeinnütziger Art, welche die Feuerbestattung im Gefolge hat, leuchten jedermann ein, und wir leben der festen Ueberzeugung, daß binnen nicht allzu langer Zeit auch die letzten ängstlichen Bedenken, welche gegen dieselbe

geltend gemacht werden, verschwinden müssen. Endlich einmal wird der gesunde Menschenverstand es begriffen haben, daß die unabweislichen Ansprüche der Lebenden mächtiger sind als die zweifelhaften Rechte der Todten. Man balsamirt den Cadaver nicht mehr ein, man errichtet ihm keine himmelhohen Pyramiden mehr, in der abenteuerlichen Meinung, den grimmigen Tod dadurch um seine sichere Beute zu betrügen. Aber viele unter uns und selbst Diejenigen, welche sich zu den Gebildeten und Aufgeklärten rechnen, sind in ihrem innersten Gefühl Egypter geblieben und können sich mit dem Gedanken nicht befreunden, daß zwischen dem kurzen reinlichen Verbrennungs- und dem langwierigen grauenhaften Verwesungsproceß ein essentieller Unterschied nicht besteht, und daß die sterblichen Ueberreste des Menschen in einer Aschenschale mindestens ebenso sicher ruhen wie unter dem Rasen eines Friedhofes, welcher gleich jedem anderen Abschnitte unserer mürben und unsicheren Erdoberfläche dem Wechsel aller irdischen Dinge unterworfen ist. Das würdigste und schönste Grab für einen geliebten Todten bleibt doch immer das Herz der ihn Ueberlebenden, und im Gedächtnisse der Nachwelt feiert ein verklärter Geist täglich und stündlich seine Auferstehung. Bedarf aber die Phantasie der großen Menge einer eigenen Erinnerungs- und Erbauungsstätte, um das Bild unserer Abgeschiedenen sich zurückzurufen, so können wir uns nichts Weihevolleres und Erhebenderes denken, als ein mit künstlerischen Mitteln ausgestattes Columbarium. Es müßte freilich ganz anders aussehen als das in Gotha gestiftete, welches der liebevoll sich bethätigenden

Trauer des Einzelnen so gut wie gar keinen Spielraum eröffnet.

Dieselbe nüchterne Geschäftsmäßigkeit, welche der Urnenhalle ihren Stempel aufgedrückt hat, tritt in dem der Feuerbestattung gewidmeten Locale womöglich noch greller hervor. Ein paar Stufen führen in einen hohen und lichten, vollständig leeren Saal, welcher im rechten Seitentracte des Gebäudes liegt. Mit seinen weiten Fenstern und seinen kahlen Wänden macht dieser Saal, der zugleich als Begräbnißcapelle dient, einen stimmungslosen, kalten und abstoßenden Eindruck. Seine Rückwand ist in drei Felder getheilt, welche drei auf das ewige Leben bezügliche Bibelsprüche in goldenen Buchstaben sehen lassen. Vor dem Hintergrunde steht ein hölzernes, kleines Podium für den Prediger, daneben ein Stuhl, auf welchem die Leichenfrau Platz nimmt, um mit dem in die Wand eingefügten Signalapparat den im Keller Beschäftigten das Glockenzeichen zum Versenken des Sarges zu geben. Inmitten des Saales erhebt sich ein zweites katafalkartiges Podium, auf welches die Leiche gesetzt wird. Bei gewöhnlichen Beerdigungen nehmen die Träger den Sarg wieder auf die Schultern, und die Trauerversammlung folgt ihnen auf den Friedhof nach. Die Eingeweihten erkennen erst an einer gewissen Abänderung der Segensformel, ob der Todte beerdigt oder verbrannt werden soll. Im letzteren Falle verschwindet der Sarg durch die Versenkung und die Oeffnung schließt sich geräuschlos, ganz wie auf dem Theater. Ein Fahrstuhl, welcher im unteren Maschinenraum bereit steht, nimmt den aus Zink gegossenen Sarkophag auf und

rollt ihn mittelst eiserner Schienen in einen der beiden hermetisch verschlossenen Oefen, welche sich im Souterrain befinden und ihrem inneren Bau, sowie ihrem Aussehen nach den Brennöfen der Porzellanfabriken und den Hochöfen der Eisengießereien gleichen. Ein Ofen, in welchem ein mächtiges Steinkohlenfeuer brennt, dient ausschließlich zur Erzeugung von Gasen, die in das große Crematorium hinüberströmen. Erst wenn die Leiche daselbst angelangt ist, wird das Gas entzündet; ein Flammenmeer, das zu einem einzigen Feuerkörper zusammenschießt, zerschmilzt den Sarg und brennt den Leichnam zu Asche. Trotz der ungeheuren Gluth, welche sich entwickelt, dauert der Verbrennungsprozeß mehrere Stunden. Während das Metall des Sarges in Luft aufgeht und durch den Schornstein sich verflüchtigt, sinken die Aschenreste der Leiche durch den Rost des Herdes in eine Lade und werden, sobald die Bestattung vollendet ist, in einer Blechkapsel von mäßiger Größe eingeschlossen und luftdicht verlöthet. Einzelne Knochentheile scheinen der Gewalt des Feuers zu widerstehen, aber auch sie zerfallen bei der leisesten Berührung und vermischen sich mit dem weißlich grauen Pulver, aus welchem selbst die mächtigste Einbildungskraft des Dichters keinen Menschen zu bilden vermöchte.

Erschüttert betrachten wir die kläglichen Ueberbleibsel unseres Mikrokosmus. Ein Kind kann sie von dannen tragen, ein Windstoß sie entführen. Aber als Phönix aus der Asche erhebt sich immer wieder das Bild des Lebens und trägt mit gewaltigen Schwingen den Geist empor in das ewige Reich der Idee.

Stimmungsbild aus München.

Zu den größten Annehmlichkeiten rechne ich es, an einem schönen Frühsommertage auf dem Centralbahnhofe in München anzukommen. Es ist dabei im Ganzen gleichgiltig, von welcher Himmelsrichtung man dem erwünschten Ziele zusteuert; denn die Weisheit der bayerischen Ingenieure hat dafür gesorgt, daß alle Schienengeleise miteinander parallel in demselben Stationsgebäude einlaufen, und nur die vielen Ausgänge lassen den Reisenden der Verschiedenartigkeit seiner topographischen Herkunft gedenken. Am stattlichsten macht sich die Einfahrt von Osten her. Da kann man sich eine halbe Stunde lang an dem Anblick der geliebten Stadt weiden, um welche die Eisenbahn einen weiten Bogen beschreibt. Mit dem Vorgefühle der Erwartung vermischen sich die Nachempfindungen einstiger Freuden, wie sie die Erinnerung aus unvergeßlichen Tagen heraufholt, und alle die Thürme, Gebäude und Plätze, an welchen wir gemächlich vorübergleiten, sprechen wieder in ihrer stummberedten Weise zum froh aufhorchenden Herzen. Aus verschleierter Ferne taucht zuerst das ungefüge Paar der abgekappten Frauenthürme hervor, jene beiden frommen Riesen, denen eine ver-

dorbene Zeit wie zum Hohne eherne Schlafhauben über die Ohren gestülpt hat. Das Gemüth des in die christliche Kunst der Gothik eingeweihten Kenners mag sich bei diesem seltsamen Anblick entsetzen und nach einer würdigen Restauration der himmlischen Wegweiser verlangen; wer aber, wie ich, die alten Gesellen in ihrer grotesken Unform einmal liebgewonnen hat, gibt den Münchenern Recht, die ihr Wahrzeichen auch gegen die zierlichsten durchbrochenen Thurmspitzen nicht vertauschen wollen. Die Frauenkirche bildet fortan den Mittelpunkt für die wechselnden Bilder, welche im Rahmen des Waggonfensters erscheinen: wir bewundern das hochragende luftige Maximilianeum von seiner compacten prosaischen Kehrseite, ergötzen uns an der kleinbürgerlichen Gemüthlichkeit der vielwinkeligen Vorstadt Au, brausen über das weißschäumende Schneegewässer der grünen Isar hinweg, die das Auge durch ein romantisches Flußthal zu den dunklen scharfumrissenen Gebirgshäuptern der Alpen emporführt, winken der imposanten Bavaria einen Gruß zu, welche mit erhobener Rechten ihren Eichenkranz noch immer über dem Wäldchen hinter der Ruhmeshalle in die Höhe streckt, und fahren endlich hart an den festungsartig verbollwerkten Sommerkellern verschiedener berühmter Bierbrauereien vorbei in die prächtige Bahnhofshalle ein. Und hiermit ist das Zeichen gegeben für eine Reihe von Annehmlichkeiten, die allerdings nur zu schätzen weiß, wer, wie der Student sagt, den richtigen Bierverstand besitzt.

Noch in keinem Reisehandbuche der Welt habe ich die Merkwürdigkeit erwähnt gefunden, daß jede Stadt ihren

eigenthümlichen Geruch hat, der sie von anderen ihres Gleichen charakteristisch unterscheidet. Und doch wäre diese Thatsache der Untersuchung werth, weil sie den riechenden Menschen über Vieles mit einem Male aufklärt, das zu ergründen ihm seine übrigen vier Sinne nicht so leicht machen. Es würde mich zu weit führen, wenn ich dieses Phänomen hier eingehender besprechen wollte, auch fürchte ich, da die Naseologie, d. i. die wissenschaftliche Behandlung aller auf die Nase bezüglichen Dinge, noch in den Windeln liegt, mannigfachen Mißverständnissen ausgesetzt zu sein. Darum genüge die Mittheilung, daß München eines besonders feinen Geruches sich erfreut. Es athmet in einer weit idealeren Atmosphäre als z. B. Wien, in welchem die Fettdämpfe der Küche prävaliren; oder Leipzig, das nach Druckerschwärze und Steinkohlenqualm riecht; oder Hamburg, dessen Theer-, Wasser- und Fisch-Arom den Magen rebellisch macht; oder gar Breslau, welches für die schlesische Gemüthlichkeit mit Sauerkohl, Pökelhäringen und Schnaps eintritt; oder endlich Berlin, das wie ein Parvenu nach Patschouli, nebenher auch nach gelöschtem Kalk, geschmierten Lederzeuge und frischer Wäsche duftet. Der Dunstkreis Münchens, der viele Aehnlichkeit mit dem Dresdens hat, besteht, so weit ich dem Unterscheidungsvermögen meiner allerdings ziemlich erfahrenen und geübten Nase vertrauen darf, aus einem Potpourri von verbranntem Holz und Torf, geröstetem Malz, Firniß und trockener Oelfarbe. Keines dieser Ingredienzien tritt aufdringlich und laut hervor, sondern alle vereinigen sich zu einer harmonischen Duftmasse, welche von

kühl einherwehenden würzigen Berglüften sanft temperirt wird.

Dem Leser sei es unbenommen, über den plebejischen Geschmack meines Geruches — leider hat die Sprache für diesen Begriff der praktischen Aesthetik noch keinen bezeichnenderen Ausdruck gefunden — seine geschätzte Nase zu rümpfen. Denn er wird sich schwerlich vorstellen können, daß der Geruch von so ordinären Dingen wie Torf, Firniß und gedörrtes Getreide einen Menschen von feineren Sinnen zu erfreuen vermag. Ich will mich weder auf Zola's Abhandlung über den Käse berufen, noch an die unsterblichen Götter appelliren, denen der „Athem erstickter Titanen" das liebste Parfum ist; ich will nur sagen: kommt und riecht, wie ich gerochen habe, und Ihr werdet mich verstehen! Möglich, daß ich von meiner Subjectivität befangen bin, möglich, daß es nur meine eigene Jugend ist, die mir aus dem Münchener Bouquet so süß entgegenduftet! Aber was sind mir die Rosen von Schiras und die Veilchen von Parma gegen die Düfte, welche vom „Platzl" herwehen!

Das Platzl ist das Erste, was der empfindsame Reisende in München aufsuchen soll. Hier schlägt das Herz der Stadt; alles Blut des öffentlichen Lebens strömt von hier aus und kehrt wieder hierhin zurück. Wer das Platzl nicht kennt, kennt München nicht, und mag er durch sämmtliche Theken, Galerien, Kirchen, Theater und Paläste gerannt sein. Schon die kosende Diminutivform deutet darauf hin, daß es mit dem Platzl seine besonders liebliche Bewandtniß habe, und der bemerkenswerthe Umstand, daß keine nähere Bezeichnung vonnöthen

ist, um den theuren Ort in seiner Eigenart hervorzuheben, bürgt für seine außerordentliche Popularität. Es gibt viele Plätze, stattlich, weit und weltberühmt, und sie alle führen stolze und hochklingende Namen; aber es gibt nur Ein Platzl, das in seiner bescheidenen Namenlosigkeit es mit allen anderen aufnimmt. Wenn ich ein Romanschriftsteller oder Novellendichter wäre, so würde meine erste romantische Geschichte unzweifelhaft mit den Worten beginnen: „Es war an einem schönen Sommertage, morgens um 9 Uhr. Ein nächtiges Gewitter hatte die Luft gereinigt. Auf dem Platzl war es noch still. Zwischen den dunklen Oleanderbüschen, die vor dem „Orlando di Lasso" zu sehen sind, stand ein interessanter junger Mann von zweiundzwanzig Jahren. Ein großer schwarzer Filzhut bedeckte sein gedankenvolles Haupt; unter der breiten Krämpe blickten zwei Augen von unbestimmter Farbe mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Thür des schräg gegenüberliegenden Hauses. Mehrere Male zog er ungeduldig die Uhr aus der Tasche und drehte einen kleinen, aus bunter Strickwolle verfertigten Gegenstand zwischen den Fingern. Der gepflasterte Raum vor ihm, welcher mehr einer vielwinkeligen, weiterhin sich verengenden Gasse als einem Platz ähnlich sieht, hatte sich allmälig mit Leuten aus den verschiedensten Berufs- und Altersclassen gefüllt. Alle schienen von demselben Gefühl erwartungsvoller Spannung durchdrungen. Alle richteten ihr Augenmerk auf dasselbe Haus, als sollte dort Ungewöhnliches sich ereignen, und Viele hielten etwas in der Hand, das dem Gegenstande zum Verwechseln ähnlich sah, den der interessante junge Mann

noch immer ungeduldig hin- und herwirbelte. Plötzlich erscholl aus dem Innern des geheimnißvollen Hauses ein merkwürdiges Geräusch, das von einem aus hundert Kehlen dringenden Geschrei sogleich übertönt wurde. Es klang, als wären mit einem schweren Werkzeuge mehrere wuchtige Schläge gegen eine compacte Masse geführt worden, und mit drohenden Geberden wälzte sich der immer stärker anwachsende Menschenstrom durch das offene Hausthor. Eine wichtige Nachricht schien wie ein Lauffeuer von Mund zu Munde sich fortzupflanzen, doch konnte man aus dem allgemeinen Lärm nur das beziehungsreiche Wort Schlagen, Geschlagen oder Erschlagen vernehmen. Was ging da vor? Und wer war der junge Mann, der bei der anscheinend sehnlich von ihm erwarteten Neuigkeit so jäh zusammenfuhr? War eine Revolution im Werke, war vielleicht von einer Schaar todesverachtender Verschwörer der gefürchtete Tyrann beim Lever erschlagen worden, und sollte der junge Mann auf das gegebene Signal an der Spitze seiner im Hinterhalt liegenden Genossen den im Hause Befindlichen zu Hilfe eilen? Stand etwa ein allgemeines Gemetzel bevor zwischen den verschiedenen Parteien, welche sich durch jenen besagten farbigen Gegenstand von einander abzeichneten? . . ."

Da ich nun aber keinen Roman schreibe und demgemäß den neugierigen Leser nicht länger auf die Folter zu spannen brauche, so bemerke ich in gedrungener Kürze, daß der von mir soeben geschilderte Vorgang mit einer Staatsumwälzung nicht das Mindeste zu thun hat. Auf dem Platzl ist man mit der bestehenden Ordnung der

Dinge durchaus zufrieden, wenn nur das Bier nichts zu wünschen übrig läßt. Jenes geheimnißvolle Haus ist nämlich das königlich bayerische Hofbräuhaus, das merkwürdige Geräusch in seinem Inneren rührt davon her, daß man soeben die Fässer aufgelegt und angezapft hat, die farbigen Abzeichen sind sogenannte „Biermerkeln", d. h. Merkmale, an denen jeder seinen Maßkrug wiedererkennt, sobald dieser neu gefüllt auf dem Schänktische vor ihm erscheint; die Parole des Tages lautet: „Es ist frisch angeschlagen!" und der interessante junge Mann bin ich selber, wie ich während meiner akademischen Zeit beinahe täglich mit großer Pünktlichkeit vor der Hausthür des Gasthauses zum „Orlando di Lasso" auf der Lauer stand, um den feierlichen Augenblick des Bockausschankes nicht zu versäumen. Wir hatten es damals fast so gut wie der berühmte altniederländische Tonsetzer, welcher sich durch die unmittelbare Nähe des Platzl zur Composition seiner erhabenen Hymnen und Messen begeistert fühlen mochte, bis er im Jahre 1599 eines seligen Todes verblich; das nach ihm benannte Haus war unser Standquartier, und wir kehrten von unseren Entdeckungsreisen, die uns bald in das benachbarte „Hôtel Leberwurst", bald in die ebenfalls sehr nahe gelegenen Nürnberger und Regensburger Wurstküchen rund um das Platzl führten, immer wieder zu dem getreuen Roland zurück. Dort waltete eine Wirthin von respectablem Leibesumfange mit unverwüstlicher Grobheit ihres einträglichen Amtes; aber ihr strenges Regiment wurde von zwei rosigen Kellnerinnen gemildert und versüßt, und das junge durstige Volk gedieh fröhlich unter dieser dreifältigen Herrschaft.

Wo sind die guten Gesellen hin, die dort mit mir zechten, schwärmten, sangen, raisonnirten, philosophirten und debattirten? Nur wenige sind der alten Stadt und dem „romantischen Realismus“ treu geblieben, den wir zu unserer gemeinsamen Weltanschauung erhoben hatten. Was wir uns unter diesem vielsinnigen dunklen Begriffe gedacht, weiß ich heute nicht mehr genau und fürchte, daß wir es ehedem ebensowenig wußten, obwohl unser Hauptphilosoph, Julius mit dem blonden Barte, der bei Prantl Sommerlogik hörte, ein ganzes tiefsinniges System der Methaphysik, Ethik und Aesthetik darauf gebaut hatte. Ich weiß nur noch, daß wir Feinde der Griechen waren, den Aristoteles verachteten, über Sophokles lachten, die Renaissance bedauerten, das Violette als moderne Stimmungsfarbe hochhielten, auf Shakspeare schwuren, Goethe bedingt gelten ließen, an eine neue Cultur glaubten, die wir heraufzuführen berufen waren, und sehr viel Bier tranken. Unser Bundesheiliger war der Apollo von Tenea, jener in der Glyptothek befindliche steinerne Gliedermann, welcher als merkwürdiges Uebergangswerk und vermittelndes Bindeglied zweier bedeutender Epochen in der Kunstgeschichte eine Rolle spielt. Zwar gefiel er Keinem von uns, und nur der Archäologe Philipp, der einen Narren an der dürren kümmerlichen Gestalt gefressen, suchte zu beweisen, daß sein Liebling den Vatikanischen Apoll in mehr als einer Hinsicht ausstäche; aber als ein Hohn auf das indifferente Hellenenthum war er uns willkommen, und das anmuthig blödsinnige Lächeln, welches auf dem rauchgeschwärzten Gipsabguß in unserer Kneipe einen

mystischen Ausdruck gewonnen hatte, schien ihn zu dem umgänglichen harmlosen Gotte zu stempeln, der uns erwünscht war. Wie der Mensch, so ist sein Gott, sagt Feuerbach; ein unbewußtes Gefühl innerer Verwandtschaft zog uns zu den akrokorinthischen Embryo hin. Auch wir waren Uebergangsmenschen, halbentwickeltes Zwischengelichter, und Jeder trug den fernhintreffenden Gott der Lieder im Busen. Wenn wir in „violetter Stimmung" waren und den vierstimmigen Canon sangen, den Hermann der Lispler, unser musikalisches Genie, auf das Mephistophelische: „Es lebe, wer sich tapfer hält", componirt hatte — ein fürchterliches Lied, das sich in den gewagtesten Modulationen erging — erschien uns die Welt als unser unbestrittenes Privateigenthum, mit dem wir machen konnten, was wir wollten. Nun, die Welt hat eine Weile ruhig zugesehen, aber dann hat sie aus uns gemacht, was ihr gefiel. Das verhaßte Philisterium sollte sie alle verschlingen, die jugendlichen Brauseköpfe, und ihre Spuren sind auseinander gegangen, um in unbekannter Ferne verweht zu werden. Ueber das Platzl wandeln andere Leute, im Schänkstübchen sitzen fremde Gäste mit unbekannten Gesichtern, nur die lärmende Fröhlichkeit ringsum zeigt, daß sie es nach beliebter Weise weiter treiben.

Mit bedächtigen Schritten gehe ich selber in den Straßen der befreundeten Stadt umher, freue mich ihrer gedeihlichen Entwicklung, athme ihren feinen Geruch ein, trinke mit den Lebendigen, ehre die Toten und lasse den Apollo von Tenea einen guten Mann sein.

Regen.

Als ich von München, wo wir bei einer Aufführung der Wagner'schen Jugendoper „Die Feen" noch völlig auf dem Trockenen saßen, Abschied nahm, um mich für einige Zeit an den Ufern des Starnberger See's niederzulassen, hatte ich keine Ahnung davon, daß die erwählte Sommerfrische ihrem Wesen so gründlich und in so ausgedehntem Maße entsprechen würde. Es entlud sich zwar gerade ein heftiges Gewitter, das, wie ich später durch die Zeitungen erfuhr, einen Tramwaygaul betäubt und einen Historienmaler zum Durchgehen gebracht hat, aber ich hielt seine Donnerschläge für ein günstiges Omen und freute mich des strömenden Regens mit dem classischen Citat: Post nubila Phoebus. Warum lächelte der blondbärtige Capitän des Salondampfers „Wittelsbach" so schadenfroh in sich hinein, als er mir ein Saisonbillet einhändigte, das mich dazu berechtigte, wenn es mir gefiel, den ganzen Sommer auf dem Deck seines Schiffes zuzubringen? Er wußte offenbar, daß ich nicht allzu oft von dieser Vergünstigung würde Gebrauch machen können. Der See war aufgeregt und warf wilde Wellen. Auf dem Schiffe ging es desto ruhiger her. Im Salon saß eine vom Kinn bis an die Füße

in einen grauen, nach Schwefel und Gummi riechenden Mantel eingewickelte junge Dame, blätterte in einem Leihbibliothekband und aß belegtes Butterbrot dazu. Manchmal ließ sie das Buch ermüdet in den Schoß sinken, blickte schwärmerisch zur Decke empor, wo eine Hängelampe hin- und herwackelte, seufzte tief auf, fletschte die Zähne und biß ein beträchtliches Stück ihres Brotes ab. In der zweiten Cajüte war die Mannschaft um den Schänktisch versammelt und würfelte mit dem Traiteur um die Zeche. Der Versuch, das Deck zu besteigen, und eine wissenschaftliche Rundschau zu veranstalten, wurde im Keime erstickt. Denn schon auf der dritten Treppenstufe zwang mich die mir in's Gesicht klatschende Nässe zu schleuniger Umkehr. Es wäre auch nichts dort oben zu sehen und zu entdecken gewesen. Soviel durch die feuchtbeschlagenen Cajütenfenster sich bemerken ließ, waren Himmel, Erde und Wasser zu einem einzigen unterscheidungslosen grauen Brei zusammengerührt, und nur, sobald das Schiff sich den Ufern näherte, um an den vorgeschriebenen Stationen anzulegen, tauchten ein paar Häuser und die dunklen Umrisse waldiger Hügel gespensterhaft hinter der Landungsbrücke hervor. Vergebliches Fahren, vergebliches Stillhalten! Niemand stieg aus und ein. Und doch, wie wohlthätig machte sich jedesmal die kleine Abwechslung fühlbar! Die Glocke, deren schrilles Geläute sonst das Ohr beleidigt, erklang wie süße Musik, die Commandorufe des Capitäns, welcher durch das Sprachrohr dem Maschinisten seine Befehle gab, waren wie die tröstende Stimme eines Freundes, und der heftige Stoß, welcher

den Anprall des Schiffes zu begleiten pflegte, wurde zum sanften Lebenswecker, der mich daran erinnerte, daß ich nicht zur Todteninsel, sondern zu den Freuden meines Tutzinger Landaufenthaltes hinüberfuhr.

Ha, Tutzing! Denkst du daran, angefeuchteter, eingenebelter, erkälteter und durchweichter Fremdling, wie du zum erstenmale, das Herz voll junger Seligkeit, dem gepriesenen Gestade nahtest, in der stattlichen Doppeleigenschaft des Münchener akademischen Bürgers und Musikschülers? Du hattest es glücklich so weit gebracht, dich im System der Logik unter Prantl's weiser Führung nothdürftig zurechtzufinden, lasest stammelnd bei dem geistreich zerstreuten Konrad Hofmann das altfranzösische Heldengedicht vom Roland in der niemals recht begriffenen Ursprache, componirtest von dem unbarmherzigen Quintentödter Josef Rheinberger gemaßregelt, deinen ewig verbesserungsbedürftigen strengen Satz mit dem cantus firmus durch alle vier Stimmen und bildetest dir nicht wenig auf diese zweifelhaften Fortschritte deiner Gelehrsamkeit ein. Die Ferien waren gekommen, mit ihnen die sanften Tage des Vergessens für alle mühevoll erworbene Weisheit, und im Rathe des Conservatoriums war ein solenner Ausflug an den Starnberger See geplant worden. Dir aber, kundiger Isar-Athener, gebrach es, wie gewöhnlich, an dem Nothwendigen, es fehlte dir das bare Geld. Doch das kümmerte dich nicht viel. dein Kopf war deine Casse, und wenn es auch manchmal zum Verzweifeln leer darin aussah, so genügte doch immer ein den Musen geweihter Morgenspaziergang im englischen Garten, um dem gähnenden Deficit abzu-

helfen. Du brauchtest dich nur liebevoll in die Betrachtung des die weite Parkwiese beherrschenden griechischen Rundtempelchens, des Monopteros, zu versenken, oder einmal um den Klein-Hesseloher See herumzuwandern und zu horchen, was der Wind in den alten Baumkronen flüsterte, und es fiel dir eine solche Menge unnützen und thörichten Zeuges ein, daß du Mühe hattest, es in der Eile Alles aufzuschreiben. Wenn es dann von der nahen Ludwigskirche elf Uhr schlug, wandertest du mit deiner geschwollenen Mappe zum Dultplatz in die Redaction der „Fliegenden Blätter.“ Dort saß dir in der Person des alten sackgroben, aber herzensguten Braun ein wohlgewogener Gönner, und du sahest es ihm gleich an der mittleren seiner drei rothen Nasen an, daß dein Kommen ihm erwünscht war, wie sehr er sich auch Mühe gab, dir solches zu verbergen. Der fürchterliche Papierkorb, in welchem zwei streitsüchtige Affenpintscher ihr Lager aufgeschlagen hatten, um mit kritischen Zähnen jedes ihnen vorgeworfene Manuscript zu „verreißen“, schreckte dich nicht. Denn der Alte fand deine mit Versen bedeckten Papiere in Ordnung, schritt würdevoll zu dem in der Ecke des Zimmers stehenden eisernen Geldschrank und zahlte dir zwei Reihen blanker Doppelgulden auf den Tisch — und einen papierenen blauen Fünfer legte er dazu für einen Witz, den du im Laufe des Gespräches gemacht und sogleich schriftlich aufgezeichnet hattest. Es war die höchste Zeit, daß du zu Gelde kamst; ging doch um halb zwei Uhr der Zug nach Starnberg ab, der deine geehrten Mitschüler und — Mitschülerinnen an den grünen See befördern sollte.

Auf dem Bahnhofe sah Betty, die sich zu einer zweiten Patti ausbildete, deinem Erscheinen mit einiger Ungeduld entgegen. Sie prangte im verführerischesten Schmucke ihrer neunzehn Jahre, welchem selbst eine ausgesucht geschmacklose Toilette keinen Eintrag thun konnte, und ihr mit Sommersprossen betupftes, von einer Fülle rothgoldenen Haares umgebenes lebenslustiges Gesicht lachte dir unter dem breiten Strohhute den schönsten Willkommen entgegen. Auch die anderen Pärchen — vier an der Zahl — hatten sich zusammengefunden und saßen auf den schmalen Holzbänken der dritten Wagenclasse traulich aneinandergeschmiegt. Den übrigen Platz im Coupé füllte das gemeine Volk vom Conservatoriumsorchester aus, das entweder zu dumm oder zu tugendhaft war, es mit den Spitzen der obersten Compositionsclasse in Bezug auf Galanterie aufzunehmen. Aber es waren lauter gute Musikanten und gute Leute und kein Spielverderber darunter. Melchior, auch Nummer Elf genannt, weil er sich zu den Liebenden hielt, und bald Der, bald Jener den Hof machte, galt uns für den doppelten Contrapunkt in eigener Person. Er wußte das wohltemperirte Clavier von Bach auswendig, und was er dachte, war immer ein Fugenthema. Schon während der Eisenbahnfahrt hatte er geheimnißvolle Notenköpfe in seinen Schreibkalender gemalt, und als wir auf dem Schiffe von Starnberg abfuhren, überraschte er die Gesellschaft mit einem eigens für die Weihe des Tages geschaffenen vierstimmigen Canon, welchem er folgenden tiefsinnigen Text unterlegt hatte:

Wär'n wir unser Zwölfe,
Wir heulten wie die Wölfe,
Doch es fehlt uns Einer,
Drum singen wir gemeiner.

Die Stimmen wurden sofort ausgeschrieben, und wenn auch die Damen anfangs etwas unsicher einsetzten, so ging das schwierige musikalische Werk doch bald ausgezeichnet von statten und machte sich ganz famos. Unter seinen erhabenen Klängen wurde der Einzug in den Tutzinger Sommerkeller gehalten, und als wir, von würziger Waldluft, Abendsonnenschein, Liebe und ziemlich vielem Bier berauscht, den Rückweg antraten, heulten wir wirklich wie die Wölfe. Damals vermittelte noch der gute alte „König Max" den Verkehr auf dem Starnberger See, und es erregte gewaltiges Aufsehen, als sich ein zweiter Dampfer, der „König Ludwig", zu ihm gesellte. Von „König Max", mit dem wir im besten Einvernehmen lebten, spricht heute niemand mehr; er ist längst zum alten Eisen geworfen worden. Auch der „Ludwig" gilt für antiquirt und sieht seiner Versetzung in den Ruhestand entgegen, seitdem die beiden Salondampfer „Bavaria" und „Wittelsbach" an der Tagesordnung sind. Andere Zeiten, andere Könige und andere Schiffe . . .

Ach, nur das entsetzliche Wetter scheint immer dasselbe bleiben zu wollen. Das von Poesie, Musik, Jugend und Liebe verklärt vor meiner Erinnerung schwebende Tutzing hat sich in das miserabelste, unerträglichste, hundemäßigste Regenloch der Welt verwandelt. Seit ich den Fuß wieder auf seinen tückischen, glitschigen, mit Pfützen

bedeckten Erdboden gesetzt habe, sind beinahe zwei Wochen vergangen, und es gießt ohne Aufhören von dem trübselig grauen, wie ein alter, zerfetzter Unterrock in den See hineinhängenden Wolkenhimmel herab. In meiner Philosophie des Regens, die ich mir inzwischen zurechtgelegt habe, bin ich praktisch zur vollkommenen Resignation, theoretisch zu der pessimistischen Erkenntniß von der Negativität des Sonnenscheins gekommen. Wie die Lust — nach Schopenhauer — nur als ein Befreitwerden von Schmerz empfunden wird, so ist — ich bin fest davon überzeugt — das gute Wetter nur ein Aufhören des schlechten, das letztere also positiv. In diesem positiven schlechten Wetter sitze ich denn halbe Tage lang und schaue zu den Fenstern der Balconthür hinaus. Meine Aussicht beschränkt sich auf vier Bauernhäuser, einen Weg, auf welchem ich noch nie einen Menschen erblickt habe, und auf einen mit Rosenstöcken zierlich besetzten Gemüsegarten. Die edlen Blumen lassen traurig ihre halb in Verwesung übergegangenen Köpfe hängen, nur Kohl, Spinat und Rüben gedeihen zusehends; auch die an langen dürren Stecken emporkletternden Bohnen erfreuen sich des besten Wohlergehens. Mittags und Abends schleiche ich regelmäßig einmal zum Gasthof hinüber, wo an mehreren Tischen durch den dumpfen Saal zerstreut strumpfstrickende Damen vegetiren und würdevolle bejahrte Herren der „Augsburger Abendzeitung" und den „Neuesten Nachrichten" unverhoffte Gemüthserregungen abzugewinnen suchen. Alle haben dasselbe niedergeschlagene, leidende und geräuschlose Wesen, und wenn jemand zufällig mit dem Messer auf

dem Teller klappert, erschrickt die ganze Gesellschaft des Todes. Bier oder Wein zu trinken habe ich mir abgewöhnt; sie sind mir zu naß. In der Ecke und an den Wänden des Speisesaales stehen Regenschirme aufgespannt, die niemals trocken werden. Bei einem Tutzinger Landregen ist das Parapluie ein durchaus überflüssiges Luxusgeräth. Denn die nichtsnutzige Feuchtigkeit spottet verschlossener Thüren und Fenster, durchdringt Kleider, Wäsche und Haut, verwässert das Blut und schafft das Herz des Menschen zum gefühllosen Badeschwamm um.

Da scheint geistlicher Trost dringend vonnöthen. Ich habe die Erhebung meiner unsterblichen Seele dort gefunden, wo ich sie am allerwenigsten verhoffte: bei dem ehrsamen Buchbindermeister, in dessen Hause ich wohne. Vater Kränzle ist ein homo literatus, weil er die Bücher, welche er in seinem Laden stehen hat, alle bis auf den letzten Faden kennt, und ein Weiser obendrein, weil er sie niemals gelesen hat. Dem trefflichen Manne verdanke ich einen ziemlich wasserdicht in Schweinsleder gebundenen Thomas a Kempis und der Lectüre dieses ehrwürdigen Schriftstellers die für meine Sommerfrische passenden Worte tröstlicher Beruhigung: „Was verlangst Du zu sehen, was Dir nicht erlaubt ist, zu haben? Die sinnlichen Begierden bewegen den Menschen zum Spazierengehen; wenn aber die Stunde vorüber ist, was wirst Du zurückbringen als ein beschwertes Gewissen und ein zerstreutes Gemüth? Ein freudiger Ausgang veranlaßt oft eine traurige Heimkehr. Was kannst Du anderswo sehen, was Du im Hause nicht auch siehst?“

Geräusch und Stille.

Es ist die Zeit, in welcher der Städter dem geräuschvollen Getümmel seines gewöhnlichen Aufenthaltes entflieht, um draußen in der freien Natur ihrer und seiner selbst froh zu werden. Unter den verschiedenen Beweggründen, die uns auf's Land hinaustreiben, mag das Bedürfniß nach ungestörter Ruhe nicht der letzte sein, wenn er auch bei Vielen nicht deutlich in's Bewußtsein tritt, oder doch nur nebenbei zur Erwägung kommt. Wer so glücklich ist, nach englischem Muster für sich und die Seinigen ein eigenes, ganz nach seinem Bedürfniß und Geschmack eingerichtetes Haus zu besitzen, das vielleicht, von alten, dichtbelaubten Bäumen umgeben, inmitten eines wohlgepflegten anmuthigen Gartens liegt, wird von der Sehnsucht nach Zurückgezogenheit, die Andere, minder Bevorzugte beschleicht, seltener berührt werden. Aber der Lärm des gewaltigen, ewig von der Arbeit zum Genuß und vom Genuß wieder zur Arbeit eilenden Menschenverkehrs dringt wohl auch in das entlegenste und abgeschiedenste Heim, und die unruhigsten Geister steigen, von der verschlossenen Thür abgewiesen, zum Fenster herein, um einen betäubten Flüchtling der Gesellschaft nachdrücklich daran zu er-

innern, daß es in der modernen Großstadt keine friedliche Clausur mehr gibt.

Wehe den Tausenden und Hunderttausenden von Unseligen, die, eingepferчht in die Abtheilung irgend einer geräumigen Zinskaserne, Stunde für Stunde, Tag für Tag, Jahr um Jahr vergebens nach Ruhe schmachten! Auf der Straße wälzt sich vom Morgen bis zum Abend mit Geschrei und Toben die geschäftige Menge, pfeift und klingelt die Pferdebahn, rollen die Fiaker, ächzen und rumpeln die Lastwagen; im Hofe ratschen und tratschen die Weiber, johlen und zetern die Kinder, sausen und klatschen die Klopfstöcke, meckern und jammern die Hausirer, gröhlen und orgeln die Leierkästen. Verzweifelt rennt man zwischen Vorder- und Hinterzimmer hin und her, bald der Straße, bald dem Hofe einen günstigen Augenblick abgewinnend, und schließt endlich ermattet das Fenster. Lieber auf freies Licht und frische Luft verzichten als dieses ohrenzerreißende Tohuwabohu länger anhören müssen! Doch, was thust du, Vergeßlicher? Weißt du nicht, daß du den äußeren Lärm der Straße nur mit dem inneren Rumor deiner Wohnung vertauschtest? Deine vier Wände haben nicht nur Ohren wie jede neugierige Wand, sondern auch Mäuler. Die Steine reden, und es klingt rings um dich her von Stimmen, welche, bald deutlich vernehmbar, bald undeutlich verworren, den Frieden deines Zimmers zerstören. Du bist der nothgedrungene Horcher an der Wand, der unfreiwillige Belauscher aller möglichen Familienangelegenheiten, die sich in Form einer geheimnißvoll an- und abschwellenden Schallmasse gleich einem in der Ent-

stehung begriffenen Oratorium für Chor und Soli deiner Einbildungskraft bemächtigen. Aehnlich wie in deinem gährenden Hirn muß es in der nach befreiender Gestaltung ringenden Seele eines Componisten zugehen, der den Untergang Pompeji's, den Thurmbau zu Babel oder das jüngste Gericht besingen will.

Doch was bedeuten diese verhältnißmäßig noch harmlosen und bescheidenen musikalischen Anläufe gegen die frechen und niederträchtigen Ueberfälle, mit denen dich die fertigen, ein für allemal in sich abgeschlossenen Gebilde der Tonkunst heimsuchen!? Sprech' ich es aus, das dreimal gottverfluchte Wesen, das selbst die Dämonen des Abgrunds nur mit Heulen und Zähneklappern nennen, sobald sie von den schärfsten Qualen der Verdammniß gepeinigt werden? Welchen Namen gebe ich der satanischen Erfindung eines von Gott abgefallenen Engels? Das mit tausend und abertausend arglistig abgestuften Graden der Pein ausgerüstete Folterwerkzeug, den von unsauberen Geistern der Plage wimmelnden Jammerbehälter, den gefühlsleeren, mitleids- und erbarmungslosen Seelenzwinger, die unerschöpfliche, eine Legion von Nervenübeln enthaltende musikalische Pandorabüchse, die von tönenden Dolchen starrende, jederzeit mit unentrinnbarer Umarmung drohende hölzern-eiserne Jungfrau, das fürchterliche Instrument, auf welchem der Teufel und seine Großmutter an Sonn- und Feiertagen vierhändig spielen um den Himmel zu verhöhnen und die Hölle noch heißer zu machen, ... wer erkennt in diesen schwachen, weit hinter der furchtbaren Wirklichkeit zurückbleibenden Bildern nicht das sogenannte H a u s c l a v i e r?

Rechts und links, oben und unten steht ein solches Ungeheuer auf der Lauer. Du brauchst nur ein Buch in die Hand zu nehmen oder dich an den Schreibtisch zu setzen, und es fährt, wie auf ein verabredetes Zeichen, sogleich auf dich los, bald von oben oder unten, bald von rechts oder links, oder auch nach allen Möglichkeiten der Permutation gekoppelt: Bum plamperamp, bum plamperamp, klimperimpimpim, klimperimpimpim u. s. w. in infinitum! Deine Gedanken purzeln erschrocken übereinander und nehmen Reißaus; eine längst verstorbene, weinerliche Opernmelodie, ein in den Fußgelenken gebrochener Walzer, ein verschnupftes Notturno, ein flügellahmes Lied, eine an unheilbaren rhythmischen und harmonischen Fehlern erkrankte Sonate dringt mit der Unverschämtheit einer Schmeißfliege auf dich ein, summt und brummt Dir um den Kopf, kriecht dann, nachdem du jeden Widerstand als nutzlos aufgegeben hast, durch das Ohr in dein Gehirn und setzt sich dort als fixe Idee fest. Du siehst, hörst, denkst und fühlst nichts mehr als bum plamperamp! Ah, plötzlich bricht das Spiel ab, es wird irgendwo ein Sessel gerückt, . . . was bedeutet die Bewegung? Das Ende der alten oder den Anfang einer neuen Qual? . . . O Gott, da kommt es schon, das längst gefürchtete und doch mit einer Art von stumpfsinniger Neugier erwartete Rondo! Es ist dir sicher. Sechsmal hintereinander mußt du es, Takt für Takt, Note um Note, auskosten mit allen den bösen und heimtückischen Varianten, welche das Widerspiel eines Anton Rubinstein oder einer Clara Schumann darin angebracht hat. Wird jenes dir ewig unbekannt bleibende namen-

und geschlechtslose Individuum, dessen Wiege auf der Schattenseite der Kunst stand, nicht wieder den fünften und sechsten Takt um je ein Viertel verlängern, nicht wieder mit dem zweiten Thema im doppelten Zeitmaße durchgehen, nicht wieder an der bestimmten Stelle den falschen Baß greifen? Fis, ungläubiges Geschöpf, Fis und noch einmal Fis, nicht F — dem Kreuze die gebührende Reverenz!

Deine Neugier ist gestillt. Du kannst ein für alle Mal auf F schwören; der Schwur ist richtig, die Harmonie bleibt falsch. In einer letzten heftigen Regung deines ohnmächtigen Willens greifst du nach dem Elephantenzahn, der dir als Falzbein dient, und schlägst wuthentbrannt den Viervierteltakt auf die Diele; aber diese pädagogische Anwandlung hilft nichts, und wenn sie bei dem Einen nützen würde, so sind noch immer drei Andere da, die, von dem Meere ihrer ohrenzerreißenden Klänge umwogt, nicht auf dich hören. Du hast es mit einer Bande von Falschspielern zu thun. Auch weißt du gar nicht bestimmt anzugeben, aus welchem Stockwerk und von welcher Seite her das vermaledeite Getöse erschallt. Bei der leichten Bauart unserer Wohnhäuser mit ihren kaum zwei Ziegel breiten, von eisernen Schallleitern durchzogenen Mauern hört man unter dem Dache, was im Keller vorgeht. Auch gibt es Leute, die sich nicht schämen, ihre musikalische Nothdurft bei offenen Fenstern zu verrichten, damit die Nachbarschaft nur ja keinen Ton davon verliere. Daß noch kein Bauherr auf den vernünftigen Einfall gerathen ist, claviersichere Häuser aufzuführen mit dicken Festungs- oder Klostermauern!

Daß noch kein Gesetzgeber das Hausclavier mit einer möglichst hochbemessenen Luxussteuer belegt hat! Daß noch kein auf das Wohl der Parteien bedachter Hauseigenthümer die Tastenwütheriche unter seinen Miethern veranlaßt hat, die Stätten ihrer musikalischen Tobsucht mit Seegras- oder Roßhaarmatratzen auszupolstern.

Nach dem Geräusche der Stadt thut die Stille des Landes doppelt wohl. Man traut anfangs kaum seinen froh aufhorchenden Ohren und begreift es gar nicht, wie aus Morgen und Abend ein Tag werden kann, ohne daß das verhaßte Rondo sich anmeldet. Und so groß ist die nichtswürdige Macht der Gewohnheit, daß Einem in der ersten Zeit etwas zu fehlen scheint, wenn das wohlbekannte Klimperimpimpim ausbleibt. Nur nichts berufen! Falls es etwa meinem derzeitigen Hausherrn, einem ehrsamen Wachszieher, der die vielen Kirchen der Umgegend mit stearinfreien, duftenden Kerzen versorgt, einfiele, das musikalische Licht seiner Töchter auf einem Pianino leuchten zu lassen, so wäre es aus mit dem Landfrieden. Denn, wo das Hausclavier beginnt, hört nach meinen Begriffen auch das Land auf, und es scheint mir eine der ersten Bedingungen einer gedeihlichen Sommerfrische zu sein, daß die von Wiesen- und Waldesduft gewürzte Athmosphäre völlig clavierrein ist. Liegt es nur an den, die Unruhe von Jugend auf gewöhnten, überreizten Nerven des Großstädters, oder ist es allgemein in der menschlichen Natur begründet, daß uns eine allzulange anhaltende Stille ebenso beklemmt und aufregt wie ein fortwährender Lärm? Gibt es überhaupt irgendwo in der Welt eine absolute Stille? Wohl nur da, wo

kein Mensch lebt, und auch nur da so lange, als kein lebendiges Wesen hinkommt, also nirgends. Im freien Weltraum herrscht angeblich unbedingte Stille, aber nur, weil kein menschliches Ohr sie vernimmt. Vielleicht auch empfinden höher und feiner organisirte Wesen die Schwingungen des Aethers, den Aufgang der Sonne und den Wandel der Sterne als Schall, die wir als Licht empfinden. Die Sphärenmusik der Pythagoräer und verwandte Stellen in Goethe's „Faust" wollen daran erinnern — „es drommetet und posaunet, Auge blinzt und Ohr erstaunet, Unerhörtes hört sich nicht." Wären unsere Gehörnerven noch zarter und vollkommener — Gott behüte uns davor! — so würden wir Alle das Gras wachsen hören, was bekanntlich nur die allerklügsten Leute im Stande sind. Wie es mit der Stille des ruhenden Meeres, der einsamen Gletscherhöhen, der sonnverbrannten Haide, des brütenden Waldes, der verschneiten Flur, der Bergwerkstiefen u. s. w. beschaffen ist, wissen wir auch nur aus der Erfahrung unserer beschränkten Sinne und können sie doch nicht als vollkommene Geräuschlosigkeit gelten lassen, so lange noch unser Herz in ihr pocht, unser Athem sie durchweht. Geräusch ist das Leben, Stille ist der Tod. Und so wenig von einer absoluten Stille, so wenig kann auch von dem Gefühl einer solchen die Rede sein. Was wir Stille nennen und als solche empfinden, ist etwas Relatives und Negatives im Gegensatze oder auch im Vereine zu dem überall vorhandenen stärkeren oder schwächeren Geräusch. Die Kunst allein, besonders aber die Musik, vermag auf dem idealen Wege der Vor-

stellung eine vollkomme Stille zu erzeugen: durch die Generalpause, welche das plötzlich unterbrochene Tutti der Instrumente zur Voraussetzung hat. In der Etymologie des Wortes Pause (von paúein, endigen, aufhören) ist das Hauptmerkmal der Stille gegeben; sie tritt ein, sobald das Geräusch aufhört. Unzählige Beispiele aus den Werken der beschreibenden Poesie, besonders der Romandichtung, lassen sich dafür beibringen, daß die Vorstellung der Stille sogar durch ein gleichzeitig mitwirkendes Geräusch noch gesteigert wird. Da heißt es etwa: „Weit und breit in dem ruhenden Walde kein Laut; nur das einförmige Hämmern des Spechtes und der ferne Gesang eines Hirtenmädchens waren zu hören" oder: „Von dem sonnigen Plateau des Gebirges war das letzte Leben entschwunden, nur manchmal drang der Donner fern abstürzender Lawinen oder das Rieseln eines in der Nähe abgebröckelten Steines an das Ohr des Wanderers" oder endlich: „Es war so still in dem einsamen Zimmer, daß man das Ticken des Holzwurmes deutlich hörte." Das Zirpen der Grille, der Gesang der Nachtigall, der Ruf des Kuckucks, der Schrei des Raubvogels, das Gebell des Hundes, der Pendelschlag der Uhr, das Dengeln der Sense, das Geläut der Glocken, ja selbst das Tosen der Brandung, das Klappern der Mühlräder und das Pochen des Eisenhammers gehören zu den beliebten Attributen der „Stille." So kann, wie man sieht, die Stille mitunter ziemlich geräuschvoll sein. Trägt doch nichts so dazu bei, uns die Ruhe unseres Zimmers behaglich zu machen, wie das Rauschen der Baumkronen oder das Plätschern des Springquells im

Garten! Sie zählen zu den angenehmen, weil elementaren Geräuschen, und ihr geregeltes Maß wie ihre anspruchslose Einförmigkeit wirken auf unsere Nerven als ein sanftes Mittel der Linderung und Heilung. Die Einfalt der Natur spricht aus ihnen und wir horchen aufmerksam in uns hinein, ob die Sprache unseres Herzens noch mit ihnen übereinstimmt. Ja, wir verstehen einander noch immer! Am offenen Fenster schießen lustig zwitschernd die dunkelblauen Schwalben vorbei, von der mit Pappeln besetzten Straße herauf tönt aus den frischen Kehlen der Dorfjugend ein rein gesungenes zweistimmiges Lied und das heitere Lachen der festlich geputzten Mägde. So harmoniren Geräusch und Stille auf das Beste, und weit und breit kein Hausclavier.

Lob der Aigener Sommerfrische.

Es gibt viele Ortschaften in dem schönen Lande Oesterreich namens Aigen, aber es gibt nur ein Aigen, das seine Besucher derartig zu fesseln weiß, daß sie sobald nicht wieder von da fort können, wenn sie auch wollten. Um sich vor unliebsamen Verwechslungen zu schützen, hat der im Mühlkreisviertel gelegene Markt bei dem nahen Prämonstratenserstifte Schlägl ein ideales Anlehen gemacht, und nennt sich in Folge dessen Aigen-Schlägl. Unter diesem nom de guerre taucht der fromme, züchtige Ort, sobald die ersten Lerchen schwirren und die befreite Psyche der Zimmermotte zum Entsetzen der Hausfrau über die Blumen der oft geklopften Teppiche hingaukelt, regelmäßig in den kleinen Anzeigen der Wiener Tagesblätter auf und empfiehlt sich dem geneigten Leser als beliebten Sommeraufenthalt. Das reizende, mit Naturschönheiten gesegnete Mühlthal, die gerühmte waldige Umgebung des Fleckens, seine ozonreiche, erquickende Luft, sein eisenhaltiges, blut- und nervenbelebendes Bad und seine civilen Preise, nehmen das gläubige Gemüth des fürsorglichen Familienvaters sofort gefangen, und die ernste Schicksalsfrage: „Wo

gehen wir heuer hin?" ist zu Gunsten des gepriesenen Aigen beantwortet.

Daß man nichts überstürzen und besonders unterwegs sich Zeit nehmen soll, ist eine gute und weise Regel, welche getreulich befolgt zu haben niemand bedauern wird. Um der athemlosen Hast und Unruhe des modernen Reisewesens keinerlei Vorschub zu leisten, hat die menschenfreundliche Direction der von Linz-Urfahr abzweigenden Mühlkreisbahn in ihrer Fahrordnung Alles, was auch nur im Entferntesten an einen Anschluß erinnern könnte, geflissentlich vermieden. Die kürzeste Frist, in welcher man von Wien aus nach Aigen-Schlägl gelangen kann, dauert daher genau einen ganzen Tag, das heißt, ebenso lange, wie beispielsweise die Fahrt nach Triest oder Innsbruck. Dankbar begrüßt der um die Stunde des gar gewordenen Kälbernen in der oberösterreichischen Landeshauptstadt eingetroffene Wanderer die willkommene Gelegenheit, seine alte Liebe wieder aufzusuchen, von der ein mißgünstiges Geschick ihn mehrere Jahre fern hielt. Unsere Bekanntschaft hat unzählige Semester hinter sich; denn sie rührt noch aus akademischen Tagen her und wurde später immer wieder erneuert, so oft ich einen Zug in Linz versäumte, — merkwürdiger Weise widerfährt mir das regelmäßig. Was wäre die „Donauperle" ohne die Krone aller Mehlspeisköchinnen? Sie blüht wandellos im ewigen Ruin und bereitet, wenn ich dem historischen Gefühle meiner Liebe trauen darf, schon seit Anbeginn der christlichen Zeitrechnung den besten Strudel und die sich eines Weltrufes erfreuenden unverfälschten Linzer Torten. „An der Donau ist es schön",

singt Martin Greif, der elementare Lyriker. Wer dort auf der luftigen Hôtelterrasse bei einem vorzüglichen Mittagmahle sitzt und ruhig den majestätischen Strom an sich vorüberfließen sieht, verzichtet gern auf die anderen fabelhaften Sehenswürdigkeiten der Stadt und hebt sich sogar den nicht dringend genug zu empfehlenden Spaziergang nach dem Bauernberg für schlechtere Tage auf. Zu meiner Beschämung sei es gesagt, daß ich richtig wieder, da ich in Linz sonst nichts zu versäumen hatte, den Zug versäumte. Es ist mir dies wahrhaftig nicht leicht geworden, und nur dem Umstand, daß ich mich zu tief in die feurigen dunkeln Augen eines Kirschenkuchens versenkte, habe ich die angenehme Verlängerung meines Aufenthaltes zuzuschreiben. Ein urerfahrener Ortskundiger rieth mir, als ich resignirt der eisernen Riesenschnecke nachblickte, die eben vorsichtig aus dem Bahnhofe von Urfahr hinauskroch, bis nach Schiffmühle, der nächsten, kaum zehn Minuten entfernten Haltestelle zu gehen und dort auf den Zug zu warten. Aber ich glaubte, der Urfahrer wollte meines Unglücks spotten, bis ich am nächsten Tage erkannte, daß ich den Braven fälschlich verdächtigt hatte. Es ist ein beliebter Sport der Linzer und Urfahrer Jugend, auf der Reichsstraße mit der Locomotive um die Wette zu laufen, und die trauernden Hinterbliebenen, denen ein theurer Angehöriger durch die Mühlkreisbahn schmerzlich aber langsam entrissen wird, pflegen ihm noch eine Strecke weit das Geleite zu geben, um mit ihm zu klagen und ihn zu trösten.

Aigen-Schlägl besitzt außer vielen anderen Vorzügen auch den, dem ehrgeizigen Streben der Mühlkreisbahn,

welche darauf pocht, „die stärkste Steigung einer gewöhnlichen Adhäsions-Eisenbahn in Oesterreich erreicht zu haben", als Endstation ein Ziel zu setzen. Daß die Bahn wirklich eine Adhäsionsbahn ist, merkt sogar der Laie, weil der Zug nicht vom Flecke kommt und auf der kurzen Strecke von kaum acht Meilen neunzehnmal hängen bleibt. Angesichts des bescheidenen Hügellandes, welches er durchquert, freut es den wohlunterrichteten Localpatrioten hinter der Station Saurüssel einer Erhebung des Schienengeleises inne zu werden, von der sich selbst Semmering und Brenner nichts träumen lassen, und der begeisterte Ausruf: 46 pro Mille! oder 1 : 22! entfährt unwillkürlich seinen bebenden Lippen. Für den entsagungsvollen Opfermuth der Bevölkerung aber spricht es, daß während der ganzen vierstündigen Fahrt und ihrer vielen Unterbrechungen nirgends der Versucher mit einem Krügel Bier in der Hand an den Reisenden herantritt. Hunger und Durst sind die treuen Begleiter, die uns den Weg zum Markte hinaufführen, und sie verabschieden sich erst vor der Gartenthür des in der stillen Glorie der untergehenden Sonne daliegenden Wirthshauses. Aigen thront inmitten eines breiten, von unzähligen kleinen Bodenanschwellungen durchsetzten Thalbeckens auf der kahlen Höhe eines langgestreckten Hügelrückens als eine uneinnehmbare Veste des Friedens, gegen alle feindlichen Ueberfälle von großstädtischem Luxus und weltsüchtigem Raffinnement geschützt durch seine bevorzugte Lage, wie durch den conservativen, urwüchsigen Sinn seiner biederen Einwohner. Ein Hang zu stiller Beschauung, Erbauung und Verdauung charak-

terisirt den Ort, der gewissermaßen nur als eine Uebergangsstufe zu dem seitwärts drunten im Thale gelegenen Kloster zu betrachten ist.

Den frommen Brüdern mochte es in dem von dem Ritter Chalchoch oder Caliogus von Falkenstein gegründeten Stifte Schlägl gar zu einsam geworden sein, und darum reuteten sie 1242 den Wald aus und fingen das Dorf auf dem Hügel zu erbauen an, nicht ahnend, daß das winzige Oertlein dereinst zu der gefeierten Zierde der Landschaft emporblühen werde, die es heute ist. Weit hinaus nach allen Gegenden des Himmels winkt sein schlanker Kirchthurm, und man weiß lange nicht, ob man besser thut, die blanken weißgetünchten Häuser aus der Ferne oder die Umgegend von einem sicheren, schattigen Punkte innerhalb des Dorffriedens aus zu betrachten. Denn eine unbezähmbare, eitle Neubegier treibt anfangs den nach der Lust der Felder und Wälder begehrenden Fremdling weit hinaus bis in's Böhmische oder Bayerische. Solcherlei thörichte, mit dem beharrenden Sinne des Aigners schlecht harmonirende Gelüste bestrafen sich von selbst. Denn ehe man noch den Saum eines Gehölzes, den Schatten eines Baumes oder eine der vielen aus Hafer-, Klee- und Roggenfeldern hervorlugenden Ansiedlungen, die des Moorbodens wegen alle auf steil ansteigenden Erdbeulen liegen, erreicht hat, triest man von Schweiß und ringt erschöpft nach Athem. Eine Woche hindurch habe ich den Kampf mit den Schwierigkeiten des Terrains muthig fortgesetzt und mich in einer heroischen Stunde sogar bis zur höchsten Zinne des unwirthbaren Bärensteines verstiegen, der für eine

der lohnendsten Partien der Gegend gilt, dann aber die Thorheit meiner leidenschaftlichen Wanderungen eingesehen und mir feierlich gelobt, auf keines der in der Ferne lauernden Naturwunder mehr zu reflectiren, sondern meine Aigener Tage, nachdem ich sie gezählt hatte, in Frieden zu beschließen. Allerdings war ich armer Pechvogel insofern vom Unglück verfolgt, als ich immer das schönste Wetter und überall die klarste Aussicht hatte. Bei bewölktem Himmel und umschleiertem Horizonte kann ein phantasievoller Bergsteiger ohne Zweifel dreimal so weit und zehnmal so viel sehen wie ich, der ich überall und immer dieselben blanken Häuschen auf denselben grünen Hügeln zwischen denselben gleich einer buntgeflickten Bauernjacke gemusterten Wiesen und Feldern erblickte. Auch den in blauem Märchendufte der Ferne verschwimmenden Höhenzug der Alpen vermag ein solcher beneidenswerther Günstling der Götter mit den Händen zu greifen, ja, ohne weitere Umstände darf er sich an den Gletscherwänden des Dachsteins die brennenden Fußsohlen kühlen.

Hier wäre nun der geeignete Augenblick, mit dem Aigener Verschönerungsverein anzubinden und ihm im Interesse aller aufrichtigen Naturfreunde den Standpunkt erbärmlich klar zu machen. Denn diese vor nichts Heiligem zurückschreckende Genossenschaft wühlerischer und umstürzlerischer Gemüther wollte sich nicht damit begnügen, durch verschiedene Wegmarken den gewitzigten Fremdling vor einem schwer zu erreichenden, bedenklichen Aussichtspunkte rechtzeitig zu warnen, sondern sie erlaubte sich auch durch einen frevelhaften Eingriff in die Rechte der

Vorsehung den Charakter der Landschaft willkürlich zu ändern und zu entstellen, indem sie einen der tausend sonnigen Wege mit einer Reihe von Stangen bepflanzte, die sich bei näherem Zusehen als junge Kastanienbäume erweisen. Zum Glücke hat diese einseitige hoffnungslose Anlage den Verein vor allen ähnlichen Versuchen abgeschreckt und ihn hinreichend darüber aufgeklärt, daß die Gegend keiner weiteren Verschönerung bedarf. Trägt sie doch ohnehin schwer genug an der den Schatten ebenfalls blos markirenden Pappelallee, die zum Kloster und zum Bade hinunterführt. Dort erfrischt sich Jedermann, der, gleich Hamlet zuviel Sonne hat, und da die wenigen Auskleidezellen immer besetzt sind, so läuft der nach Kühlung lechzende nicht Gefahr, allzu erhitzt in's Wasser zu gehen. Heiter und gekräftigt tritt er den beschwerlichen Rückweg an und erreicht, mit Gott, der Welt und sich zufrieden, das lohnendste Ziel aller Wanderungen: das Almesberger'sche Wirthshaus. Da ist Schatten, da ist Labe, da ist liebenswürdige Gesellschaft, und da gedeiht noch im Freien der zauberischen Mondnacht die exotische, mit edlen Feuchtigkeiten reichlich begossene Wunderblume aus dem Süden: das Tarok. Auch schwache Sterbliche, welche sich der Romantik Aigens nicht gewachsen fühlen und, kaum angekommen, von der Fülle der auf sie einstürmenden neuen Eindrücke überwältigt, gleich wieder abreisen wollen, bereuen es nicht, in dem soliden, von zuvorkommenden Wirthsleuten verwalteten Hause für kürzere oder längere Zeit eingekehrt zu sein. Allmälig werden auch die Widerspenstigsten zahm und kommen

hinter die Reize dieser unvergleichlichen Sommerfrische, die wie bei einem feinem Kunstwerke nicht an der Oberfläche für jedermanns Geschmack bereit liegen.

„Sie sollten doch noch einen Ausflug nach dem Dreisesselberg oder wenigstens an den Plöckenstein hin und zum Stifterdenkmal machen", mahnt der freundliche Herr des Hauses mit sanfter Stimme, und der joviale, weltmännische, in allen Künsten der Geselligkeit wohlerfahrene Herr Stationschef stimmt ihm mit seinem hellsten Lachen bei.

„Wie viel Zeit braucht man zu der Partie?"

„O, nur einen Tag, wenn Sie einen Wagen nehmen!"

„Und wann muß man aufstehen?"

„Um vier Uhr."

„Gut. Dann stehe ich auf, fahre aber lieber gleich mit dem Zuge, der um fünf Uhr abgeht, nach Linz. Ich will mich nur in aller Eile davon überzeugen, ob es wirklich die Alpen sind, die ich neulich vom Bärenstein aus gesehen habe."

Nur auf so hinterlistige Weise kommt man wieder von Aigen fort, ohne dem Schmerz der Trennung zu erliegen oder in Linz zum zweiten Male übernachten zu müssen.

Echo.

Wanderer: Hier im weichen Moose zwischen den frisch erblühten Alpenrosen und nickendem Farrenkraute will ich ausruhen vom steilen Abstieg. Unter mir rauscht leise der Hochwald, der sich im Dufte des Wiesenthales verliert. Ich höre das Hämmern des Spechtes, das Gurren der wilden Tauben und den Ruf des Kukuks. Neben mir summen die honigtragenden Bienen von Blüthe zu Blüthe, und bunte Falter gaukeln im Zickzackfluge vorüber. Wie kurze Zeit erst, daß kein Menschenwort mehr an mein Ohr drang! Vor dem Lärm der Gassen und dem Geschwätz der Stuben bin ich geflohen; und doch dünken mich die wenigen Stunden des Alleinseins schon allzu lang, und doch sehne ich mich wieder nach einem mitfühlenden Gefährten, der mir Rede steht und Antwort gibt im geselligen Zwiegespräch. Ist keine Seele mit Sinnen und Vernunft begabt, kein menschliches Herz, das mir entgegenschlüge, da?

Die Stimme: Da.

Wanderer: Die Luft gibt mir den Laut meines Mundes zurück. Zwischen den Felsen da drüben schläft der Wiederhall. Habe ich Dich aufgeweckt, gesprächige

Nymphe des Berges? Ich verstumme, und Du schläfst wieder ein.

Die Stimme: Nein.

Wanderer: Was höre ich? Das war nicht die bloße Welle der Luft, nicht der körperlose Hauch des grauen Gesteins! Klang es doch wie der Silberton einer Frauenstimme! Tritt hervor, unbekannte Freundin, damit ich Dein Antlitz sehe! Wer so entschieden Nein sagen kann, sagt unter Umständen auch Ja. O, wärest Du mehr als eine angenehme Täuschung meines Ohres, mit der mich meine Sehnsucht äfft!

Echo: Hier bin ich!

Wanderer: Ein schlankes Mädchen! Wie durchsichtig das lange, faltenreiche Gewand ihre knospenden Glieder umfließt! Wie ebenmäßig der Wuchs, wie vornehm und bescheiden die Haltung — ach, und wie bleich das Gesicht und wie brennend das dunkle Augenpaar! Wer bist Du, liebliches, verlorenes Kind?

Echo: Wie Du sagst, ein verlorenes Kind. Denn ich habe Heimat und Vaterland verlassen müssen, seit die heiteren Götter des Alterthums vertrieben wurden, und bin unter die Barbaren gerathen, die mich zwingen, ihre rauhen Worte und garstigen Redensarten nachzustammeln. Ich heiße Echo und wandere ruhelos mit dem Winde über Berge, durch Schluchten und waldige Thäler. Wenn Du erlaubst, setze ich mich ein wenig auf Deine Moosbank und plaudere mit Dir. Willst Du mir etwas vorsingen? Von einem guten Liede empfange ich am schnellsten frisches Blut und verjüngende Kraft. Nicht

immer bin ich blaß und traurig; ich kann auch scherzen und lachen.

Wanderer: Dir zu Ehren, liebliche Echo, will ich die halbvergessenen Erinnerungen an meine Gymnasialzeit hervorsuchen, und Dir zum Besten geben, was Dein griechisches Gemüth erfreuen soll. Also: „Ποικιλοθρον' αθανατ' Αφροδιτα" . . .

Echo: Um Apollons Willen, nur kein Griechisch, nur nicht die langweilige und abgedroschene Sapphische Ode! Du hast keinen Begriff davon, wie schauderhaft das in Eurem Munde klingt. Auch macht mich die Sprache der Heimat von Neuem traurig, und ich will lustig sein. Nebenbei bemerkt, war die vielgepriesene Sappho, welche als antike Dichterin und zehnte Muse gefeiert wird, ein ganz gemeiner griechischer Blaustrumpf. Sie ist zuerst mit einem schwindsüchtigen Kitharisten, der sie im elterlichen Hause zu Mitylene im Zitherspiel und Gesang unterrichtete, nach Sicilien durchgegangen, hatte dort, theils mit ihm, theils mit einigen seiner süditalischen Lieblingsschüler sieben lebendige Kinder, war aber trotzdem, was man eine unverstandene Frau heißt. An den Geschichten, die ihr zu Ehren erfunden werden, ist kein gerader, ehrlicher Faden. Allerdings verliebte sie sich, als der Zitherlehrer gestorben war, und sie wieder nach Mitylene zurückkehrte, noch im Alter von dreiundfünfzig Jahren in einen jungen Studenten, namens Phaon. Dieser ließ sich auch ruhig aushalten, ohne jedoch ihre Leidenschaft zu erwidern, und heiratete, nachdem er sein Doctorexamen gemacht hatte, das Stubenmädchen der Sappho. Aus Gram über ihr Mißgeschick

ergab sie sich dem Trunke und fiel, als sie einst der Flasche in der Schänke allzu stark zugesprochen hatte, auf dem Nachhausewege vom leukadischen Felsen in's ionische Meer. Nein, nichts weiter von Sappho! Singe mir lieber ein dem Eros geweihtes Lied von einem Eurer Deutschmeister, — so werden ja wohl die Musikanten bei Euch genannt.

Wanderer: Nicht doch, liebe Echo. Deutschmeister sind Soldaten. Unsere deutschen Componisten hören sich freilich alle gern Meister anreden, und ihre Bekannten thun ihnen den Gefallen, auch wenn jene nichts weniger als musikalische Hexenmeister sind. Zwischen einem magister militum, einem Heermeister, und einem magister artium aber ist ein großer Unterschied, oder sollte dies zum mindesten sein. Nun gieb Acht, ich werde Dir ein wirkliches Meisterlied singen: „Holder klingt der Vogelsang, wenn die Engelreine, die mein Jünglingsherz bezwang, wandelt durch die Haine . . .“

Echo: O, das war hübsch! Wer hat Dich das Lied gelehrt? Ich möchte ihn gleich dafür küssen!

Wanderer: Das geht nicht so leicht, liebes Kind. Wer weiß, in welchem sicheren Versteck der Sänger des Minneliedes sich verkrochen hat, um ein fürchterlich ernstes und schweres Werk, das ihn seit Jahren beschäftigt, zu vollenden. Ich verrathe Dir Namen und Aufenthalt nicht; Du könntest ihn bei der Arbeit stören, und da kämest Du schön an. Küsse lieber mich! Sehe ich doch zu meiner Freude, daß eine lebhafte Gluth Deine Wangen röthet, und daß Du Dich von Minute zu Minute reizender veränderst — So. — Und nun sage mir, wie

11*

es kommt, daß Du so mittheilsam bist und eine so flinke Zunge führst? Ich vermuthete, Du könntest nichts weiter als das alte Sprichwort bewähren: Wie es in den Wald hineinschallt, so schallt es wieder heraus. Als einer gebürtigen Böotierin hätte ich Dir manches zu Gute gehalten.

Echo: Gleich gibst Du mir den Kuß zurück! Der Uebermuth macht Dich unhöflich, mein Freund! Auch verkennst Du die Böotier. Erinnere Dich nur daran, daß gescheidtere Männer als Du, daß Hesiod und Pindar, Plutarch und Epaminondas meine engeren Landsleute waren. Insofern allerdings hast Du recht, als ich in der That für gewöhnlich meist sehr einsilbig bin, und es nur an wenigen Orten der Erde gelingt, mir ein paar Silben mehr zu entlocken. Wer möchte auch all das dumme Zeug nachsprechen, das mir von begeisterten Naturfreunden zugerufen wird? Es ist kaum zu sagen, was ich schon in meinem Beruf, als exilirte Nymphe, gelitten habe. Nur alle sieben Jahre ist es mir an einem stillen Frühsommertage einmal erlaubt, meine frühere Gestalt anzunehmen und mein Dulderherz im vernünftigen Gespräch mit einem Gleichgesinnten zu erleichtern. Bei Sonnenuntergang fallen mir dann die Augen zu, ich dämmere im Abendnebel dahin und werde wieder zu klagenden Stimme der Einsamkeit, die Jedem zu Diensten steht. Ueber eine Zeile von sechzehn Silben hinaus bin ich, Zeus sei Dank, zu nichts verflichtet; aber auch der vierte Theil fällt mir oft sauer genug, und wenn ich daran denke, wie man überall in mich hineintutet, jodelt, blökt, quaket, pfeift,

knallt und donnert, so wundere ich mich, daß ich nicht schon völlig verklungen bin. Schwer trage ich an meiner Unsterblichkeit, und grausam büße ich für mein Vergehen.

Wanderer: Was hast Du denn eigentlich begangen, süßes Plappermäulchen, daß Du zu einer so entsetzlichen Strafe verurtheilt worden bist? Beruht die unangenehme Geschichte, die Ovid im dritten Buche seiner Metamorphosen von Dir erzählt, auf Thatsache?

Echo: Wie magst Du nur an das Gefasel eines Dichters glauben! Sie sind alle Flausenmacher und brennen nur darauf, ihre abenteuerlichen Erfindungen in zierliche Wortgewänder zu kleiden. Vor poetischem Dusel wissen sie meist selber nicht genau, was sie reden und schreiben. Und noch dazu der abgeschmackte Ovidius, dieser lüsterne Pedant, welcher eigens auf die Welt gekommen zu sein scheint, um schwitzende Lateinschüler mit Vocabeln zu peinigen und vor den neugierigen Knaben dabei Dinge auszukramen, die sie lieber noch nicht verstehen lernen sollten! Was sagt denn der elende Distichenschmierer von mir? Führt er nicht seinen Beinamen Naso mit Recht, da er seine lange Nase in jeden Quark steckt, der ihn nichts angeht? Ich habe ihn einmal zu lesen versucht, bin aber schon über dem ersten Buche eingeschafen. Und das war obendrein seine „Kunst zu lieben!"

Wanderer: Ovid behauptet, theuerste Echo, Du wärest schon lange vor Deiner bedauerlichen Verwandlung eine lose Plaudertasche gewesen, die es nicht leiden konnte, daß andere ein ruhiges Wort sprachen, und in Alles hineinreden mußte. Er behauptet ferner . . .

Echo: Das ist eine nichtsnutzige Lüge. Seht mir einen solchen Kerl an! Er hätte froh sein müssen, daß man ihm nicht sein eigenes Lästermaul stopfte. Von ihm ist über Götter und Heroen mehr geklatscht worden als von hundert alten Waschweibern. Hat er nicht den geheimen Briefwechsel von allerlei bekannten Liebespaaren veröffentlicht, um sie in's Gerede der Leute zu bringen? Und doch weiß ich ganz genau, daß die Meisten unter ihnen weder lesen noch schreiben konnten. Eine Deïanira, die an ihren Hercules schreibt, — es ist zu lächerlich! Nein, plauderhaft war ich nie; auch habe ich niemals jemanden verlästert. Hast Du dergleichen vielleicht an mir beobachtet?

Wanderer: Gott bewahre! Nur sprich: wie kam es, daß Du bei Juno in Ungnade fielst?

Echo: Einzig aus schuldiger Erfurcht vor dem Vater der Götter und Menschen. Ach, das war ein lieber alter Herr, der große Zeus, und steckte immer voll amüsanter Einfälle. Leutselig und herablassend konnte er sein, besonders zu uns Mädchen vom Ballet. So oft wir Oreaden im Helikontheater tanzten, erschien er pünktlich in der Incognitologe. Manchmal machte er Ausflüge mit uns auf's Land, und wir spielten Blindekuh und Kämmerchen-Vermiethen mit ihm. Leider verdarb uns seine eifersüchtige Alte den Tanz. Frau Hera verstand absolut keinen Spaß. Zum Glück traf ich vor der Thüre des Restaurants, wo wir Alle zu soupiren pflegten, mit ihr zusammen — ich hatte mich verspätet — und es gelang mir, die Argwöhnische eine Zeitlang hinzuhalten, indem ich ihr von den neuen kostbaren Toiletten

Aphroditens und von einem zerrissenen Unterrocke der Pallas etwas vorplauschte, natürlich die blanke Wahrheit. Mittlerweile konnten die Anderen durch den Hof entschlüpfen, und ich empfahl mich ebenfalls. Es wäre Alles gut abgelaufen — Zeus blieb allein im Local zurück, in die Lectüre einer Zeitung vertieft — wenn nicht eine der Oreaden ihr Bracelet verloren und den Kopf in's Zimmer hineingesteckt hätte, just in demselben Augenblicke, da Frau Hera majestätisch über die Schwelle rauschte. Du kannst Dir denken, daß das Donnerwetter, welches nun sich über den bis dahin unbewölkten Zeus entlud, selbst diesen an Blitz und Hagel gewöhnten Gott niederschmetterte. Wer am übelsten dabei fuhr, war ich. Denn Hera verhängte mir, daß ich fortan immer nur die letzten Worte, die ich hörte, wiederholen durfte, im Uebrigen aber stumm bleiben mußte.

Wanderer: Arme, kleine Echo! Wie tief mußt Du unter dieser unbarmherzigen Qual gelitten haben!

Echo: Und diese jammervolle Geschichte hatte auch das größte Uebel zur Folge, das mich später ereilte. Ich entbrannte für den schönen, scheuen und eitlen Narkissos, der niemand lieben wollte wie sich selbst. Ohne Zweifel wäre es mir dennoch gelungen, sein sprödes Herz zu erweichen, wenn ich ihm nicht, als ich mich ihm endlich entdecken konnte, Alles hätte nachplappern müssen. Anfangs glaubte er, genau wie Du vorhin, sich selbst zu hören, und lauschte entzückt auf meine, aus geheimnißvoller Ferne ertönenden Antworten. Sobald ich aber zwischen den Bäumen hervortrat und ihn in meine Arme schließen wollte, nahm er schleunigst Reißaus — Du

Guter hast dies nicht gethan! — ohne mich eines Blickes zu würdigen, weil er sich einbildete, ich Unglückselige hätte ihn geneckt! Mein unverdientes Schicksal ging mir so sehr zu Herzen, daß ich vom Augenblick an siechte und dahinschwand. Bald waren nur noch Beine und Stimme von mir übrig, womit allenfalls eine fromme Tempelsängerin, nimmermehr aber eine lebenslustige Tänzerin ihr Auskommen finden mag, und ich war zuletzt froh, als ich auch die Beine verlor. Was hätte ich mit ihnen anfangen sollen? O weh! . . .

Wanderer: Du wirst bleich, liebe Echo, und Dein braunes Auge blickt ängstlich umher —

Echo: Sieh', schon nähert die Sonne des schönen Tages sich dem Horizonte, ihre schrägen Strahlen küssen die Gipfel vor uns. Thue auch Du wie die Sonne und küsse noch einmal mein Haupt, geduldiger Fremdling!

Wanderer: Echo, süße Echo, verweile noch ein wenig! Noch funkelt es golden von den Firnen der Berge. Sage noch nicht Ade!

Die Stimme: Ade!

Der Einsiedler von St. Georgen.

In mancher meiner weltfeindlichen Stunden habe ich dem sehnsüchtigen Gedanken nachgehangen: der mir zeitweilig von Grund aus verleideten menschlichen Gesellschaft einmal entschlossen den Rücken zu kehren und an irgend einem stillen, abgelegenen Orte in seligem Verschollensein ein neues, der Beschaulichkeit geweihtes Leben zu beginnen. Wenn ich gleichwohl nichts dazu that, um die Träume meiner Sehnsucht zu verwirklichen, so hielt mich nur die traurige Furcht zurück, daß ich niemals finden würde, was ich suchte. Und doch schien mir die Erfüllung langgehegter Wünsche wider alles Erwarten nahe gerückt, als ich, einer höheren Eingebung folgend, mich entschloß, meinen Sommersitz abseits der großen Verkehrsstraße in einer dem heiligen Georg geweihten Ortschaft aufzuschlagen, von deren Existenz unter den für das Salzkammergut, Tirol, die Schweiz und andere ungesunde Vergnügungsmassenquartiere schwärmenden Modereisenden niemand eine Ahnung hat. Was mich in dem Vorhaben, jenes Eldorado der Einsamkeit aufzusuchen, mächtig bestärkte, war die anheimelnde Kopfvignette, mit welcher die Briefbogen der gräflichen Schloßverwaltung verziert sind: ein Holz-

schnitt, der die Naturschönheiten von St. Georgen mit wahrhaft rührender Bescheidenheit verheimlicht. Keine himmelhohen Bergriesen mit eisbedeckten Gletscherhäuptern, die zu halsbrecherischen Hochgebirgswanderungen herausfordern, sondern zwei einander parallel laufende Hügelreihen, deren scheinbar mit dem Lineal gezogene Conturen für die schüchterne Selbstüberhebung des Erdbodens gleichsam um Entschuldigung bitten; keine üppigen Weidengründe und lachenden Wiesenmatten, sondern ein schlichter Krautgarten mit gurkenfreundlichen Mistbeeten; keine auf reizenden Anhöhen gelegenen stilisirten Villen, sondern ein gefängnißartiger, vielfenstriger, schmuckloser Winkelbau, über welchen das spitze Giebeldach und der abgestutzte Thurm einer Kirche scheu herüberblicken, als fürchteten sie, von unberufenen Besuchern aus ihrer gottseligen Schläfrigkeit aufgescheucht zu werden; keine romantisch verworrenen Wälder und lauschigen Haine, sondern eine wohlconditionirte, die widerspenstige Natur schulmeisternde Pappelallee und dahinter ein schmaler bettlakenähnlicher, weißer Streifen, in welchem das geübte Auge des wohlwollenden Beschauers so etwas wie einen Karpfenteich zu erkennen vermag. Dieses Bild gefiel mir ausnehmend; denn ich ging von der sehr wahrscheinlichen Vermuthung aus, diesen meinen originellen Geschmack ganz für mich allein zu besitzen, und freute mich schon darauf, in dem Genusse des Hügeldammes, des Zellengefängnisses, der Mistbeete, der Pappelallee und des Karpfenteiches von keinem Dritten gestört zu werden. Aber es sollte ganz anders kommen.

Das sanfte idyllische Bild, welches in seinen Einzelheiten eine so erquickende ehrliche Langeweile ausathmete, stellte sich in der schnöden Wirklichkeit leider als die abgefeimteste aller hinterlistigen Spiegelfechtereien heraus, und ich suche vergebens den unheimlichen Verdacht zu unterdrücken, daß es mit demselben auf eine geistreiche Täuschung der Fremden abgesehen ist. Entweder will man sie dadurch anlocken, daß man sie abschreckt, oder man will sie, was ebenfalls denkbar wäre, abschrecken, indem man sie anlockt. Ich für meinen Theil habe gegründete Veranlassung, mich als einen Märtyrer der ersten Kategorie zu betrachten. Schon als ich in dem lieblichen Launsdorf, zwischen Friesach und Klagenfurt, ausstieg, erfüllte mich der imposante Anblick des auf steilem Felsen thronenden Schlosses Hochosterwitz mit bangen Ahnungen. Aber ich tröstete mich schnell mit dem beruhigenden Bewußtsein, daß das Ziel meiner Reise von dem gefährlichen „lohnenden" Aussichtspunkte noch ziemlich weit entfernt sei. Aber kaum hatte ich meine Gemüthsruhe wiedergewonnen, als ich von der letzten Biegung des Fahrweges aus plötzlich mein friedliches St. Georgen mir sehr verdächtig zu Füßen liegen sah. Im Kranze seiner grünen waldigen Höhen glich es einem von Smaragden eingefaßten Brillanten und nur der altmodische Schliff des Solitärs könnte diesen geringwerthiger erscheinen lassen, als er thatsächlich ist. Die Strafanstalt für gemaßregelte Sommerfrischler entpuppte sich als ein comfortabel eingerichtes ehemaliges Frauenstift, daß nach seiner Säcularisirung zu Ende des vorigen Jahrhunderts in einen stattlichen Herrensitz

umgewandelt worden war. Aus dem von drei Seiten mit mehrstöckig übereinandergereihten Arkaden eingefaßten, baumreichen, kühlen Hofe, in dessen Mitte ein Springbrunnen plätscherte, stieg ich in die mir zugewiesene geräumige luftige Zelle empor und warf einen argwöhnischen Blick in den leuchtenden Sommernachmittag hinaus. Himmel, was sind das für fürchterliche Berge, welche im Süden den Horizont begrenzen? Ist jener Schneegipfel nicht der Triglav, an den sich Weinasch, Mittagskogel, Manhart und Dobratsch anschließen? Ja, ja, sie sind's, die unglückseligen Karawanken, und da haben wir die Bescherung! Wo es ein Gebirge gibt, da gibt es auch nothwendig Leute, welche unter dem Vorwande, die Aussicht bewundern zu wollen, sich in dichten Haufen zusammenrotten. Doch nein, kränken wir nicht voreilig das stille Nonnenkloster durch Zweifel und Mißtrauen, gehen wir in den schweigenden Garten hinab und recognosciren wir das Terrain!

Auf den langen gewölbten Bogengängen der Arkaden scheinen nur Schwalben und Fledermäuse zu verkehren; laut und befremdlich hallte der Schritt des Wanderers von den Wänden wieder. Mein Ohr berauschte sich förmlich an dieser dröhnenden Einsamkeit, und ich trat fester auf, als es nöthig war, um die Musik der mit Steinfliesen gepflasterten Corridore zu verstärken. Keine Seele begegnete mir auf Flur und Treppen; vergnügt schnalzte ich vor jeder Thür, an welcher ich vorbei kam, mit den Fingern, denn sie blieben alle verschlossen, — in den zahllosen Zimmern wohnte offenbar Niemand. Ueber eine Freitreppe gelangte

ich in die dunkelgrüne, dichtverwachsene Wildniß des alten Schloßparkes, der wie sich leicht erkennen läßt, um die Wende des Jahrhunderts angelegt worden ist. Herrliche Bäume breiten ihr undurchdringliches Blätterdach schützend über die vielfach gewundenen, mit lustigem Unkraut besetzten Wege und verhindern jeden vorwitzigen Sonnenstrahl, in die Geheimnisse der anmuthigen Ruheplätze und zierlichen Rondeaux einzudringen. Zwischen aufgeschichteten Hügeln führt eine baufällig gewordene Brücke über einen imaginären Abgrund zu irgend einem Tempel der Liebe oder Freundschaft. An dem zur Erinnerung an verlorne schöne Stunden aufgerichteten Memento eines Säulenstumpfes vorbei wo ein steinerner, mit Moos überzogener Amor umsonst auf Beute lauert, geht es bis zu einem längst versiegten, künstlich abgeleiteten Felsenquell, welcher ehemals als niedlicher Katarakt zwischen Farnkräutern und Schlinggewächsen herabrieselte. Ich glaubte in einem empfindsamen Romane der damaligen Zeit zu blättern und von Leidenschaften zu lesen, welche den ellenhohen Wasserfall und dem mehrere Schuh tiefen Abgrund entsprechen und triumphirte.

Aber was ist das? Von einer Lichtung des Parkes winkt mir ein Blockhaus mit Glockenthurm und allerlei heiligem Geräth entgegen. Das aus rohen Fichtenstämmen gezimmerte Kreuz, Bank und Betschemel mit Rinde bedeckt, verkünden den frommen Zweck des einfachen Etablissements. Gehört die Einsiedelei zu den Bequemlichkeiten meines Sommeraufenthaltes, und steht es mir frei, mein Lager daselbst aufzuschlagen, falls ich der Aussicht, welche ich von der Höhe meines Zimmers

genieße, überdrüssig werde? — Eben wollte ich mich an die Musterung des ansehnlichen Bücherspindes machen, von welchem ehrwürdige Folianten in Schweinsleder verheißungsvoll herabglänzten, da bemerkte ich zwei Personen, die von einem, wenige Schritte höher hinauf gelegenen Sommerhause her mich zu beobachten schienen. Wie erschrak ich, als ich bei näherem Zusehen den Einsiedler und seinen dienenden Gefährten, einen riesigen schwarzen Bären, der in aufwartender Stellung ihm zur Seite stand, erkannte! „Gott grüß' Euch, ehrwürdiger Vater, ist es erlaubt, Euch ein wenig Gesellschaft zu leisten?" — Auf meinen respectvollen Gruß erfolgte keine Antwort. Der Alte schien sich in die Lecture seines Breviers zu vertiefen und der dienstbeflissene Bär verwandte keinen Blick von ihm. Beide rührten sich nicht, und der Einsiedler ließ es sich gefallen, daß ich, ungeduldig geworden, ihm das Buch aus der Hand riß. Es war von Holz, wie Herr und Diener, und auf seinen leeren Blättern prangten die Worte: „O tempora! O mores! Adspicio librum, sed semper cogito in orbem!" Schlechtes Latein, das so viel heißen soll wie: O Zeiten! O Sitten! Ich schaue in's Buch, aber mit meinen Gedanken bin ich immer in der Welt." War das nicht ein passendes Symbol meiner ascetischen Gelüste? Hatte ich doch während meiner Streiferei mich bereits mehrere Male zu meiner aufrichtigen Betrübniß auf dem geheimen Verlangen ertappt, einen und den anderen Genossen dieser himmlischen Einsamkeit zu begegnen! Nun stellte ich auch eine eingehende Prüfung der im Blockhause befindlichen Bibliothek an, die zu höchst sonderbarem

Ergebnisse führte. Es zeigte sich nämlich, daß das gelehrte Rüstzeug des scheinheiligen Klausners nur die gemalte Verkleidung eines Schrankes war, in welchem der witzige Stifter der frommen Anstalt wahrscheinlich ein wohlversehenes Lager nahrhafter Speisen und gehaltreicher Getränke aufzubewahren pflegte. Nicht wenig that es mir leid, die theologische Bibliothek auch im Uebrigen leer zu finden. Da ich mein hungriges Herz nicht mit Gerechtigkeit sättigen konnte, wollte ich wenigstens dem Magen etwas zukommen lassen. Ich wendete mich also nach dem Kloster zurück, um das Refectorium aufzusuchen und mich mit den dienenden Schwestern der Küche in ein befriedigendes Einvernehmen zu setzen. Offen gestanden, schmeckt es mir nicht, wenn ich allein essen muß, und es wäre mir recht gewesen, wenn in Ermanglung eines anderen menschlichen Wesens wenigstens die vor alten Zeiten wegen Verletzung ihres Keuschheitsgelübdes lebendig eingemauerte Nonne, die noch jetzt hier umgehen soll, sich als Tischnachbarin bei mir eingefunden hätte. Für diese Gedankensünde sollte ich sofort auf das Gefälligste gestraft werden.

Denn kaum hatte ich den Park verlassen, als ich ein halbes Dutzend Kellner mit sausenden Frackschößen auf mich losstürzen sah, welche meine Befehle für das Nachtmahl einholen wollten. Freudig zu Tode erschrocken starrte ich in ihre erwartungsvollen Gesichter und traute meinen Augen nicht, als ich die zauberschnelle Veränderung gewahrte, welche während meines kurzen Gartenspazierganges mit dem ruhigen Kloster vorgegangen war. Auf dem Hofe tummelte sich mit Lachen und Schreien

eine große Schaar von Kindern, unter den Arkaden promenirten Arm in Arm städtische Schöne, welche die ländliche Zurückgezogenheit zu einem unerhörten Aufwande verführerischer Toiletten benutzten, elektrische Hôtelklingeln läuteten mit den Abendglocken des Kirchthurms um die Wette, zweispännige Equipagen fuhren durch das Portal ein und brachten Gäste von der Bahn und von Ausflügen heim, im zweiten Stock spielte jemand die C-dur-Phantasie von Schumann auf einem Privatclavier, daneben sang ein hoher Sopran das Brahms'sche „O versenk, o versenk, Dein Leid, mein Kind", während im eigentlichen Musikzimmer zu ebener Erde die Geister von Wagner und Chopin heraufbeschworen wurden. Thüren flogen auf und zu, aus den hundert luftigen Bogen nickten ebenso viele Gesichter und von einem Ecktischchen erscholl die Verkündigung eines Pagat Ultimo. Noch lebhafter ging es in dem Restaurationslocale zu. Wie ein Bienenschwarm flogen die Gäste ein und aus, gruppenweise standen plaudernd und lachend elegante Herren, liebenswürdige Frauen und Mädchen umher, und an einer langen Tafel, in welcher ich mit gemischten Empfindungen eine moderne Table d'hôte erkannte, war ganz unten hinter pensionirten Feldmarschällen, verabschiedeten Ministern, in Ruhestand versetzten älteren Jungfrauen und andern hohen Würdenträgern ein Ehrenplatz für mich reservirt. Der Wechsel der Situation vollzog sich so jäh, so unvorbereitet und plötzlich, daß ich anfangs an einen übernatürlichen Spuk der Hölle glaubte und mir vorkam wie Meyerbeer's Robert von der Normandie. Wenigstens wäre ich

nicht im Geringsten überrascht gewesen, wenn die ganze Gesellschaft während des besten Schmausens vom Teufel geholt worden wäre. Erst als ich am nächsten Morgen in den blaugrünen, außerordentlich durchsichtigen Fluthen des freundlichen Längssees, zu welchem der harmlose Karpfenteich des früher erwähnten Holzschnittes sich ausgewachsen hatte, von mehreren anmuthigen Schwimmerinnen neckisch umkreist wurde, lernte ich an die beglückende Realität des Wunders glauben. Ueberdies erfuhr ich zu meiner völligen Beruhigung, daß ich das Schloß rein zufällig während seiner täglich Gottlob nur eine halbe Stunde währenden Siesta überrumpelt hatte, und ich erhielt dazu die Versicherung, daß ich in Zukunft mich über die Qualen des Alleinseins gewiß nicht mehr zu beklagen haben würde. Es blieb mir also nichts Anderes übrig, als alle Gelübde wieder zu revociren, die ich etwa voreilig gethan haben mochte, und mit dem Einsiedler von St. Georgen Brüderschaft zu trinken. Hoffentlich ist es dem ehrwürdigeu Pater so wohl bekommen wie mir!

Die Kreugerschlösser.

Zu den kühnsten Luftschlössern, welche in der Phantasie der Sommergäste des weiland hochberühmten Benedictinerinnenstiftes zu St. Georgen am Längssee eine hervorragende Rolle spielen, gehören die sogenannten Kreugerschlösser. Denn obgleich sämmtliche hier ansässigen Feriencolonisten einig darüber sind, daß besagte, wirklich vorhandenen Ritterburgen an romantischer Schönheit fast Alles übertreffen, was in dem mit altersgrauen historischen Bauwerken reich gesegneten Kärntner Lande zu finden ist, so wollte es doch bis auf den heutigen Tag ihrer Keinem gelingen, des unmittelbaren Anblickes jener gepriesenen Herrlichkeit froh zu werden. Während der besonnenere, männliche Theil der vom Hause aus auf das Beschauliche angelegten St. Georgener über die Mauer des Klostergartens sich kaum hinauswagt, ist die unternehmungslustige weibliche Jugend bisher noch immer auf halbem Wege in dem nahegelegenen Städtlein St. Veit hängen geblieben. Daselbst gibt es nämlich ein treffliches Wirthshaus, wo auch die liebenswürdigen, dort stationirten Officiere vorzusprechen pflegen. Seitdem nun gar einer der letzten dieser unglücklichen idealen Ausflüge mit einer realen glücklichen Verlobung in der

ehemaligen Landeshauptstadt beendet worden sein soll, zählt ein Spaziergang nach den Kreugerschlössern zu den besten und lohnendsten Partien der Umgegend; er kommt niemals zustande und wird gerade deswegen besonders von den Müttern heiratsfähiger Töchter angelegentlich protegirt.

Kaum hatte ich von dem Vorhandensein dieser ewig unerreichbaren Sehenswürdigkeit erfahren, als auch sofort der heftige Wunsch in mir entbrannte, in die Geheimnisse der verwunschenen Schlösser einzudringen. Ich sagte mir, daß mir als dem jüngsten Entdecker und Besucher derselben unverhoffte Lorbeeren winkten, die ohne Zweifel leichter zu verdienen wären, als der unsterbliche Ruhm eines Hochtouristen, welcher bei der ersten und letzten Besteigung einer für unüberwindlich geltenden Felswand den Hals bricht. Mein brennender Ehrgeiz drohte mir den Schlaf zu rauben, und als ich eines schönen Morgens schon um vier Uhr aus schweren, von einer abendlichen Erdbeerbowle gezeitigten Träumen erwachte, verließ ich in aller Stille meine klösterliche Zelle und machte mich auf den Weg. Da es trotz der frühen Stunde sehr warm war, nahm ich nichts weiter mit, als meine historischen Kenntnisse, an denen ich ausnahmsweise einmal schwer zu tragen hatte. Denn ganz so leicht wie Amthor's „Kärntnerführer“ wollte ich die Sache nicht abthun. Der Treffliche weiß von den beiden Burgen nur zu berichten, daß sie Altkreug und Neukreug heißen und, durch eine Wasserleitung verbunden, zu beiden Seiten einer dunklen Gebirgsschlucht auf hohen Felsen einander gegenüber liegen. Ehe ich mich von der unzweifelhaften

Richtigkeit dieser Angaben überzeugen konnte, verflossen mehrere Stunden, und ich schwitzte so stark, als ob ich gefürchtet hätte, in der Prüfung, welche ich in der Specialgeschichte Kärntens vor mir ablegte, durchzufallen. Aber ich bestand sie glänzend. Nicht umsonst war ich in Klagenfurt auf der Bibliothek gewesen und hatte studirt, was Andere in älteren Jahrgängen der Zeitschrift „Carinthia" wieder von Anderen abgeschrieben haben. Auch die für derartige ernste Fälle höchst empfehlenswerthe „Topographia Archiducatus Carinthiae" von Valvasor sollte meinem durchdringenden Forscherblicke nicht entgehen. Dieses vor zweihundert Jahren in Nürnberg erschienene Bilderwerk eignet sich deshalb ganz besonders für den modernen Historiker, weil es nicht, wie sein Titel vermuthen läßt, lateinisch, sondern deutsch abgefaßt ist, so daß es selbst von denjenigen noch mit Nutzen wird gelesen werden können, welche eine von den classischen Sprachen völlig gesäuberte Gelehrtenschule der Zukunft absolvirt haben. Nur möge man den biederen Valvasor auch fernerhin lateinisch anführen, so wie ich es vorhin gethan habe; das kostet nichts und nimmt sich sehr hübsch aus.

Die etymologische Herkunft und Deutung des Wortes Kreug ist schwer festzustellen, da die Schreibart zwischen Kreug, Kreyg, Kraig, Kreygd, Kriuvig, Chreich, Kreygen und Kreig wechselt. In den ältesten Urkunden werden die Kreuger „Herren von Krei" genannt, und Einige identificiren sie mit den Khuenringern von Oesterreich, deren Urahn der Held Azzo von Gobatsburg war. Ihr Geschlecht gelangte im Laufe der Zeiten

zu hohem Ansehen, und sie bekleideten schon im zwölften Jahrhundert unter Herzog Bernhard dem Sponheimer das Truchsessenamt. Bei weitem der mächtigste, ritterlichste, tapferste und weiseste aller Kreuger war Konrad I. Der mächtigste, weil er seine Herrschaft von Kärnten über Krain und Steier verbreitete; der ritterlichste, weil er ein treuer Vasall seines Lehnsherren war und Gut und Leben für die verpfändete Ehre einsetzte; der tapferste, weil er gegen die Ungarn, Preußen und Lithauen mit kräftigem Erfolg kämpfte, und der weiseste, weil er an der goldenen Regel, nur größeren Herren Geld zu leihen, bedachtsam festhielt. Herzog Rudolf der Stifter ernannte ihn 1365 zum Landeshauptmann von Kärnten, und zwölf Jahre später begleitete er den Herzog Albrecht auf der Kreuzfahrt gegen die heidnischen Preußen. Wie unbestritten und hoch über jeden Zweifel erhaben der Ruf dieses Ritters ohne Furcht und Tadel bei seinen edlen Genossen stand, bezeugte die Thatsache, daß bei dem großen Banket, welches der Hoch- und Deutschmeister Winrich von Kniprode in Königsberg veranstaltete, Konrad von Kreug unter den zwölf Paladinen, die von Gold und Silber gespeist wurden, den ersten Platz an der Tafel einnehmen durfte. Sein Sohn, ebenfalls Konrad genannt, lernte als Hofmeister des Königs Wenzel die Schattenseite des Herrendienstes näher kennen, als ihm lieb war. Von den wüthenden Hunden, mit denen der König sich zu umgeben pflegte, übel zugerichtet, kehrte er in die Trösteinsamkeit seines waldigen Bergsitzes zurück und verbrachte den Rest seines Lebens mit kühlen und frommen Betrachtungen

über den wunderlichen Lauf der närrischen Welt. Er ist auch der Stifter der Probstei Neu-Kreug. Der letzte Sproß des stolzen Geschlechtes schlug leider aus der Art, wie sein Beiname, „der Blödsinnige", kurz und unverblümt bestätigt. 1564 traten die stammesverwandten mährischen Grafen von Hardegg das Erbe an, nach deren Aussterben die Herrschaft der herzoglichen Kammer zufiel, von welcher wieder die Freiherren von Khevenhüller sie um den stattlichen Preis von fünfzigtausend Goldgulden erstanden. Nach ihnen waren die Herren von Grotta und Cronegg im Besitze der Burg. Als die Letzteren ihren Aufenthalt nach Hungerbrunn verlegten, wurde das von Konrad I. erbaute Schloß Neukreug dem Verfalle preisgegeben, gleich der gegenüberliegenden Veste Altkreug, die schon in Valvasor's Landbeschreibung als Ruine abgebildet ist, während das neue Schloß im Jahre 1688 noch vollständig erhalten war. Um nichts Wichtiges zu vergessen, erwähne ich noch, daß die ältere Burg im dreizehnten Jahrhundert von König Ottokar von Böhmen belagert und eingenommen worden ist. Sie mochte dem an Glanz und Reichthum gewöhnten Sinne des gewaltigen Konrad und den gesteigerten Ansprüchen seines üppigen Haushaltes nicht länger genügen, und darum begründete er sein neues Stammschloß auf der bequemer zugänglichen und breiteren Felsenhöhe. Daß eine aus dem harten Urgestein herausgebohrte Quelle nicht ausreichte, um die zahlreiche Einwohnerschaft des Schloßes mit Wasser zu versorgen, bekümmerte den Burgherrn wenig. In vier hochgespannten, mit mächtigen Steinquadern fundirten Rundbögen führte er einen groß-

artigen Aquäduct auf, der das Thal überbrückte und das Wasser vom jenseitigen Berge zu ihm herüberleitete.

Obgleich Valvasor und Andere mich auf dieses kühne, durch seine Anlage und Ausführung imponirende Bauwerk vorbereitet hatten, wurde ich doch von dem seltsamen Anblick überrascht, als ich das Ziel meiner Wanderung erreichte. Schlucht und Felsen ruhten noch in tiefem Schatten, nur die zum Himmel aufstarrenden Schloßruinen glänzten oben im Sonnenlicht, und zwischen ihnen zog die pechschwarze Mauer mit ihren weit geöffneten Wölbungen hin, wie eine viergliedrige Reihe von riesigen Thoren, welche das enge Thal öffneten oder schloßen. Wahrscheinlich hatte der Aquäduct außer seinem Haupt- noch einen nicht minder wichtigen Nebenzweck. Viereckige, in den Pfeilern der Brücke befindliche Löcher deuten darauf hin, daß die Wasserleitung zugleich zur Thalsperre diente, welche den Zugang zu den ehemaligen Silber- und Goldbergwerken der Gegend verwehrte und die Eintreibung des Mauthgeldes — dieser Haupteinnahmequelle vieler stolzen Burgherren — sehr wesentlich erleichterte. Von der ehemaligen Fahrstraße, die unter dem mittleren Brückenbogen durchging, ist nichts mehr übrig als ein schmaler, vielfach überwachsener Fußsteig, der sich im schwellenden Wiesengrunde verliert. Auf halber Höhe des von Unkraut überwucherten Burgweges liegt ein stattliches Gehöft, gleich der Mehrzahl der kärntnerischen Bauerngüter durch seinen mit einer gewissen behäbigen Eleganz gebauten Stall und Heuboden ausgezeichnet. Ueberall im Lande sieht man diese geräumigen, massiven, einstöckigen, hellgetünchten Häuser

mit ihren rothen Ziegeldächern und bogigen großen Luftfenstern aus dem Grün hervorschimmern; die eigentlichen Bauernwohnungen verschwinden daneben in ihrer bescheidenen Unansehnlichkeit. Der Mensch besitzt hier den größten Respect vor dem Vieh und behandelt es demzufolge besser als seinesgleichen, so daß man ohne Uebertreibung sagen kann: der Bauer haust oft wie ein Schwein und das Schwein wie ein Bauer. Links von den hochgethürmten, weit ausgedehnten Burgruinen winkt von steilem, senkrecht zur Tiefe abstürzenden Felsen ein kleines Gotteshaus empor, in welchem noch jetzt von Zeit zu Zeit Messen gelesen werden; es ist die ehemalige, dem heiligen Johannes geweihte Burgcapelle, zu welcher hinter dem äußern Thor mehrere Stufen hinaufführen. Der Rundgang um das einfenstrige, kegelförmig gedeckte Tonnengewölbe, das sein Licht von einem kleinen seitlichen Anbau empfängt, ist der entzückenden Fernsicht wegen dankbar, bei seiner niedrigen, kaum fußhohen Einfriedigung aber gefährlich für jeden, der nicht vollkommen schwindelfrei ist. Ein Landschaftsmaler würde hier erwünschte Ausbeute für seine Studienmappe, ja sogar mehrere fertige, geschmackvoll componirte Bilder finden, die er ohne Kopfzerbrechen frisch von der Natur wegstehlen und auf die Leinwand setzen könnte. Die Capelle mit ihrem Unterbau wäre ein solches Bild; ein anderes, noch schöneres bietet sich in der Perspective des ersten Burgthores dar, das mit seinem schwarzen Rundbogen gleich den passenden Rahmen mitgebracht hat. Ein Stück blauen Himmels dient als Hintergrund; davor erhebt sich über einem Meere von

goldig grünem, sonnendurchleuchtetem Blättergewoge auf felsiger Höhe die einsame Warte der älteren jenseitigen Burg. Die ungewöhnlich reiche Abwechslung aller möglichen Laub- und Nadelholzarten gibt der Landschaft eine Fülle persönlichen und intimen Reizes, an welchem das Auge sich nicht satt sehen kann. Von dem Schloße stehen fast nur noch die äußeren Umfassungsmauern der winkeligen Gebäude und dicken Thürme. Alle inneren Stockwerke — der Palas zählt deren vier — sind mit dem Gebälke der Decken zusammengestürzt, und über die hügelig aufgeworfenen Schuttmassen hat die Natur ihren grünen, mit vielfarbigen Blumen durchwirkten Pflanzenteppich hingebreitet. Fenster und Thüren des Hauptgebäudes, welches die herrschaftlichen Zimmer enthielt, waren mit kunstgerecht behauenen Einlagen aus weißem Marmor gefüttert, wie die im hohen Gras zerstreut umherliegenden Trümmer und ein noch vollständig erhaltenes Fensterkreuz erkennen lassen.

Daß die fürchterlichen Verließe, an denen es auch in Kreug nicht fehlt, der Phantasie des Volkes Stoff zu allerhand grausigen Gespenstergeschichten gegeben haben, versteht sich von selbst. Rappold erzählt in seinen „Sagen aus Kärnten" von dem eifersüchtigen Hartwig, der seine tugendhafte, fälschlich der Untreue beschuldigte Gemahlin im unterirdischen Gefängnisse bei Wasser und Brod schmachten ließ und dem redlichen Förster, der sich der Eingekerkerten erbarmte, den Kopf vor die Füße legte. Als Hartwig später aus dem gelobten Lande, wohin ihn die Reue über seine Blutthat getrieben hatte, wieder zurückkehrte und durch einen Traum von der Unschuld

seiner Frau überzeugt worden war, flog eine weiße Taube, die Seele der vor Gram Gestorbenen, aus dem Burgfried auf. Das blutige Haupt des Ermordeten aber kehrte, so oft man es auch begrub, immer wieder in das Schloß zurück und rollte in dessen Gängen umher. Eine andere, weniger tragische Geschichte erklärt den räthselhaften Zweck dreier in höchster Höhe des obersten Thurmes an der Außenseite desselben angebrachten mannshohen gothischen Mauernischen. Dort mußten zwei Tage und drei Nächte hindurch die böse Frau, die zänkische Schwägerin und die ränkesüchtige Schwiegermutter eines übelverheirateten ehrenfesten Kreugers zwischen Himmel und Erde an die Wand gedrückt sitzen, bis sie reumüthig Besserung gelobten und hielten. Es fragt sich nur, wie der verzweifelte Ritter seine drei häuslichen Quälgeister dort hinaufgebracht hat; das Mittel jedoch ist, wenn auch umständlich, so doch probat. Rappold erwähnt nichts von dieser romantischen Sage. Um zu jenem Frauenthurm, welcher bei einem Sturm auf die Burg die letzte zuverlässige Vertheidigungsstätte bedeutete, zu gelangen, muß man sich durch Kräuticht und Gebüsch einen schwierigen Weg bahnen. Dafür aber wird man mit einer großartigen Rundschau belohnt, die bis zu den Schneehäuptern der Hochalpen reicht, und kann sich an unzähligen, von der Sonne gereiften Erdbeeren gütlich thun. In den Schatten einer dem Gemäuer entwachsenen harzduftigen Fichte gestreckt, hing ich den unfruchtbarsten meiner Lieblingsträume nach und stellte mir die Annehmlichkeiten einer mittelalterlichen Belagerung nach meinem Sinne vor. Ich gehöre natürlich zu den vom

Feinde Eingeschlossenen. Die letzte Brücke, welche den Bergfried mit der Burg verbindet, ist abgebrochen; aber wir drinnen sind fröhlichen Muthes und senden einen Hagel von Pfeilen von den Zinnen des Thurmes auf die Angreifer nieder, in welchen ich mit Vergnügen alle meine persönlichen Widersacher, lästigen Besucher, unermüdlichen Briefschreiber und andere langweiligen Querulanten erkenne. In dem kühlen Verließe unter uns befindet sich ein Lager der feinsten Rheinweine, und in der Waffenkammer hängen lauter zartgeräucherte Schinken und Gothaer Würste. Ein Felsenbrunnen liefert das erforderliche Waschwasser, und die Damen der Burg verbinden unsere Wunden. Laß' sie nur draußen vor der Mauer toben, lärmen und schießen! Gelingt es ihnen wirklich, uns auszuhungern, so findet ein braver Knappe zu guter Letzt einen geheimen unterirdischen Gang, der eine Meile weit durch den Berg geht und vor dem Wirthshause des friedlichsten aller Seitenthäler ausmündet . . .

Die unvorsichtige Mittheilung dieses poetischen Traumes hat mich bei der Table d'hôte von St. Georgen leider um das bischen Wohlwollen gebracht, das mir meine verwegene und eigenmächtige Expedition zu den Kreugerschlössern noch übrig gelassen hatte. Warum mußte ich auch diese Luftschlösser zerstören?

Natur- und Kunstgenüsse.

Ohne durch ein Eisenbahnunglück dazu genöthigt zu sein, stieg ich eines Morgens in Greifenburg an der Drau aus, um den Weißensee zu besuchen, der mir als die Perle aller Kärntner Bergseen gerühmt worden war. „Der Aufenthalt an demselben ist wie geschaffen für Sie" — hatte die gütige Fee gesagt, die ihn mir rühmte — „er bietet Alles, was Sie suchen: ländliche Einfachheit, paradiesische Schönheit, hohe Lage, Ruhe, reine Luft u. s. w."

Was konnte ich Gescheidteres thun, als still beglückt und dankbar dahin abdampfen, wohin ich verschickt worden war? So fuhr ich also nach Greifenburg, einem hübschen, am Fuße des waldgrünen Gebirges gelegenen alten Neste. Der nahrhafte und beschauliche Sinn seiner Bewohner hat in den stattlich gerundeten Formen eines ehernen Bildes seinen monumentalen Ausdruck gefunden, das den Wanderer gleich beim Eintritt in den Marktflecken anheimelnd begrüßt. Es stellt einen im Bezirke gebornen Kirchenfürsten dar, und der Künstler verewigte den geistlichen Streiter offenbar in seiner besten, versöhnlichsten Stimmung, so etwa zwischen dem dritten und vierten Gange eines von keiner Skepsis angekränkelten

Diners. Ehrlich gestanden, wäre ich am liebsten, wenn nicht im Schatten dieses Denkmals, so doch in der kühlen Sommerlaube des bürgermeisterlichen Wirthshausgartens beim Frühstück sitzen geblieben. Denn eine flinke Kellnerin trippelte beständig zwischen Garten, Küche und Keller hin und her, und was sie auftrug, fand an dem sauber gedeckten Stammtische eine weihevolle, beifällige Aufnahme. Die Honoratioren von Greifenburg legten dabei ein durchaus großstädtisches, stilles und gesittetes Benehmen an den Tag. Sie grüßten artig, besahen sich das Innere ihrer Biergläser und schoben auf der nahen Kegelbahn möglichst geräuschlos alle Neune. Mit Schmerz riß ich mich von der erlesenen Tafelrunde los, setzte mich in ein kleines Korbwägelchen, daß seiner schlichten Beschaffenheit gemäß ursprünglich für vierbeinige Passagiere eingerichtet zu sein schien, und eilte über Stock und Stein durch's Thal hinab auf das jenseitige Gebirge los. „O ihr armen Kälber", seufzte ich, „welche Stöss' und Schleudern des Geschickes habt ihr zu ertragen, ehe ihr vom Sein zum Nichtsein befördert werdet!" Nur gut, daß ich außer meinen Knochen keine zerbrechlichen Gegenstände mit mir führte; bei der Wucht und Schnelligkeit, mit welcher ich zwischen den Wänden des Wagens hin- und hergeworfen wurde, wäre Alles entzwei geschlagen worden.

Bald ließ das rasende Tempo der Thalfahrt nach, der Weg ging aufwärts, und schon freute ich mich darauf, während des Moderato's mit gesammelten Gebeinen in einer Ecke des Wagens auszuruhen, als mich der rauhe Rosselenker aussteigen hieß. Den steilen, hohen Berg

hinauf sei es rathsamer zu gehen; erst neulich sei ein übermüthiger Einspänner in zwei Theile auseinander gefallen, so daß die Insassen nach beiden Seiten den Abhang hinunter geflogen seien. Gegen derlei triftige, mit zerschmetterten Gliedmaßen zu belegende Gründe war vernünftigerweise nichts einzuwenden. Daher keuchte ich zu Fuße mit dem Braunen um die Wette hinan; die Sonne brannte uns scharf auf Kopf und Rücken, und der Schweiß floß in Strömen. Auf dem etwa dreitausend Fuß hohen Sattel des Berges — er führt den bezeichnenden Namen Kreuzberg — durfte ich wieder in den Korb hinein, und das anfängliche Presto wurde von Neuem aufgenommen. So glich die Fahrt einem dreitheiligen symphonischen Scherzo, dessen elegisches Trio von zwei munteren Außensätzen in die Mitte gefaßt wird. Je näher wir dem Weißensee kamen, desto weniger war von ihm zu sehen. Zuerst schimmerte ein bläulicher Streifen im Hintergrunde des Hochplateaus verlockend zwischen den unwegsamen Bergeshöhen hervor. Dann jedoch zog der Wasserspiegel sich zu einem schmalen Becken zusammen, dessen Ufer durch eine geländerfreie hölzerne Brücke sich verbunden zeigten. Mehrere Häuschen, Hütten, Ställe und Stadel, in der reiz- und schattenlosen Niederung verstreut, schienen anzudeuten, daß hier oben an der Grenze der Cultur alle Gemüthlichkeit aufhörte. Vor einem dieser unansehnlichen Gebäude hielt mein Kutscher an. Ein Mann erkundigte sich mißtrauisch nach meinen Wünschen und wies, als ich unerschrocken erklärte, zu Mittag speisen zu wollen, boshaft lächelnd auf einen kleinen geschlossenen Glas-

pavillon. Darinnen drängte sich ein Haufe ländlich verkleideter Stadtmenschen in qualvoller Enge um zwei Tische herum; ihr majestätisches Wesen zeigte, daß sie die Herren im Hause waren, und ihre leidenschaftliche Unruhe verrieth die unmittelbare Nähe der Fütterungsstunde. Die Kellnerin wollte mich anfangs ignoriren und drehte mir als einem frechen Eindringlinge, der die Ordnung der vollständig besetzten Arche störte, hartnäckig den Rücken. Endlich fand ich Gnade vor ihren Augen, und sie erklärte mir sanft, aber entschieden, erst müßten die Sommerparteien abgespeist werden; auch wisse sie jetzt noch nicht, ob es dann noch etwas zu essen gebe. Bei dem Riesenappetit, den die Schaar der Auserwählten entwickelte, lag die Gefahr freilich nur zu nahe, daß alles halbwegs Genießbare auf zwei Meilen im Umkreise verschlungen werden würde. Trotzdem erhielt ich nach einer Stunde doch noch ein Schnitzel, dessen Temperatur mit der in dem Glaskäfig herrschenden so ziemlich übereinstimmte.

Um zum Nachtisch etwas frische Luft zu schöpfen, trat ich hinaus in's Freie. Lange irrte ich in der fürchterlichen Hitze umher, bis ich endlich auf einen Prellstein vor einer halbverfallenen Scheuer niedersank. Aber auch auf diesem einzigen schattigen Plätzchen des Ortes war meines Bleibens nicht, weil bei längerem Verweilen die unter dem Dache nistenden Schwalben und Tauben mir das tragische Los des Tobias bereitet haben würden. So wankte ich denn in dumpf hinbrütender Verzweiflung zur Brücke, um mich wenigstens an den Schönheiten der Natur zu erlaben. Die Natur kam mir auch insofern

entgegen, als ein Rudel männlicher Eingeborner vom jenseitigen Ufer her unter durchdringenden Geschrei die Brücke betrat. „Sollten diese Wilden", fragte ich mit Beben, „sich auf dem Kriegspfade befinden und es auf die Scalpe der drei alten Jungfern abgesehen haben, die von Zeit zu Zeit zwischen den Düngerhaufen und Schweinekoben am Horizont auftauchten, um dann immer wieder in räthselhafter Weise hinter ihnen zu verschwinden?" Die Jünglinge waren nämlich nicht allein kupferfarben wie die Indianer, sondern auch ganz so nackt wie diese. Da sich ihnen indessen die Bleichgesichter der Sommerparteien furchtlos näherten, so bemerkte ich zu meiner Beruhigung, daß die Eingebornen nichts Grausames im Schilde führten. Im Gegentheil versuchten sie sich in die Seele der anwesenden Damen hinein zu schämen, was ihnen, die von der Vorsehung weder mit einem Fächer, noch mit einem Taschentuch ausgestattet waren, hinter welchem sie ihre Scham hätten verbergen können, nur mangelhaft gelang. Es blieb ihnen daher nichts übrig, als in den See hinabzuspringen. Die von oben Zuschauenden, deren Sinne wohl durch die vielen Reize der erhabenen Alpennatur schon etwas abgestumpft waren, sahen in alledem nichts Unziemliches, so daß die Schwimmer sich ermuntert fühlten, immer wieder auf die Brücke zu klettern und in's Wasser zu springen.

Solcherart war ich endlich von der paradiesischen Schönheit des Weißensees und seiner Umgebungen hinlänglich durchdrungen und ich konnte an die Rückfahrt denken. Zwar versicherte mir ein wohlwollender Herr, der mich bekümmert umherschleichen sah, daß der See

eine halbe Meile weiter oben, wo es leider noch keinen Fahrweg gebe, seinen „tiefernsten Charakter" zu beweisen beginne, und ich fand diese Bemerkung auch später in einem Reisehandbuche wörtlich bestätigt. Aber ich widerstand der Beredtsamkeit dieser schönen Mannesseele und sagte, ich wolle mir den unvergeßlichen Eindruck, den der heitere Charakter des unteren Sees bei mir hervorgebracht habe, nicht durch den Anblick des oberen verwischen. Meine rathgebende Fee hatte mich doch überschätzt: für diesen Aufenthalt fühlte ich mich nicht geschaffen. Mit dem schmerzlich bittern Gefühl, fünfzig Jahre zu früh auf die Welt gekommen zu sein, um der Sommerfrische am Weißensee froh werden zu können, und in Folge dessen mein Leben verfehlt zu haben, nahm ich Abschied von der Perle aller kärntnerischen Bergseen. Die Wunden, die mir die Natur geschlagen, konnte nur die Kunst heilen.

Pünktlich traf ich zur Theaterzeit in Greifenburg ein. Eine dort gastirende Schauspielergesellschaft hatte für den Abend das Stück eines mir unbekannten Dichters: „Student und Kunstreiterin" als Novität angekündigt. Trotzdem ich in Folge vieljährigen Burgtheaterbesuches ein Vorurtheil gegen alle Schauspielnovitäten habe, wollte ich doch die Première nicht versäumen: vielleicht war es mir vorbehalten, hier in dem unscheinbaren Greifenburg den Dramatiker der Zukunft zu entdecken. Vorsichtshalber beabsichtigte ich mir bei dem Bürgermeister außer dem Nachtmahl auch ein Billet auf den ersten Platz zu bestellen; aber er meinte, wie ich Zeit zum Essen, so würde ich auch Raum zum Sitzen finden.

Es habe sich noch niemand über Platzmangel beklagt, und das Spiel beginne nicht sehr pünktlich. In fieberhafter Erwartung verzehrte ich das ausgezeichnete Mahl und stürmte die Gasse zum Tirolerwirth hinauf, wo schon die Auffahrt der Wagen zu beginnen schien. Ach, es war nur ein leerer Mistwagen, der um die Ecke rumpelte; sonst weit und breit nichts zu sehen! Mit Herzklopfen betrat ich den dämmerigen, gewölbten Vorsaal des alten Wirthshauses. Im Gastzimmer saßen zwei Männer bei den Karten. Der freundliche Wirth führte mich in's Herrenstübel, zündete Licht an und brachte Wein. „Wird denn hier nicht Comödie gespielt? Ich bin wohl schon zu spät gekommen?" fragte ich. — „Das Theater ist oben im Saal", erwiderte der Wirth, „aber es ist niemand da." — „Auf dem Zettel steht doch: Beginn der Vorstellung Punkt 7½ Uhr." — „Jawohl; aber es fragt sich noch, ob heute losgelegt wird. Man spielt hier nur nach Bedarf, und ob die Vorstellung zustande kommt, läßt sich mit Sicherheit immer erst fünf Minuten vor Anfang derselben berechnen." — „Und wann fängt das Theater an?" — Das ist eben unbestimmt. Das erfährt man, wie gesagt, erst fünf Minuten vorher."

Ich suchte meine Ungeduld mit einigen Vierteln rothen Tirolers zu beschwichtigen. Mittlerweile war es acht, halb neun, neun, halb zehn geworden. Der Wirth ging einige Male in das Gastzimmer hinaus und steckte flüsternd mit den Kartenspielern den Kopf zusammen. „Es sind die Schauspieler", raunte er mir zu. Mir riß endlich die Geduld und so versessen war ich auf „Student

und Kunstreiterin", daß ich dem Wirth sagte, es käme mir nicht darauf an, ein halbes Dutzend erster Plätze für mich zu nehmen.

Wie durch einen Zauberschlag wurde plötzlich Alles lebendig. In dem Hause, das ausgestorben schien, wimmelte es von Menschen, die Alle eine steile, finstere Treppe hinaufstolperten. Ich schloß mich ihnen an. Vor der Thür droben bei einer Talgkerze saß ein spärlich gelockter Greis und händigte mir mit treuherzigem Handschlage gegen ein paar Guldenzettel sechs nummerirte Zettel ein. Hinter mir, der ich auf einem wackeligen, mit Kattun überzogenen Polsterstuhl platzgenommen hatte, saßen noch einige Greifenburger, die wie Freiburger aussahen, auf Holzsesseln, und eine Barrière trennte uns von dem Stehpublikum des Zehnkreuzerplatzes. Wo die verhältnißmäßig große Menge von Leuten in der Geschwindigkeit hergekommen oder genommen war, bleibt ein Geheimniß der Eingeweihten; denn daß in der Hauptsache ich die Regiekosten bestritten und die Tageseinnahme gesichert hatte, unterlag keinem Zweifel. An die Saaldecke war das Porträt eines schön frisirten, rothbackigen Mannes gemalt, der lächelnd aus einem zerfetzten Papierbogen herniederschaute und wie ein mißlungenes Bild des Hofschauspielers Hartmann aussah. Auf dem Theatervorhange wünschten drei buntbekleidete, spindeldürre Weibspersonen bewundert zu werden, die mit einem dickwadigen, blondhaarigen Jünglinge einen Ringelreihen tanzten. Zwei andere lagen verloren im Grünen und schlugen die Zither dazu. Ehe ich mich noch recht zu sammeln vermochte, ging der Vorhang auf; ein

junger Mann hüpfte vor die vier Lampen, verbeugte sich vor mir und sagte: „Eingetretener Umstände wegen kann das angekündigte neue Stück „Student und Kunstreiterin“ nicht gegeben werden. Dafür beehren wir uns, den . . . (folgte ein Name, der wie „Mazeppa“ klang) einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum vorzuführen.“ Welche Enttäuschung! Der gesammte erste Platz erhob sich wie Ein Mann, um Protest einzulegen; aber hinter den Coulissen wurde ein Duett von Guitarre und Violine angestimmt, das mich in den Sessel zurücksinken ließ. So entsetzlich niederschmetternd klang der falsche Lanner'sche Walzer mit seiner Begleitung, die nur über zwei Accorde gebot. Die Gesellschaft war also leider auch musikalisch!

Als die Gardine wieder in die Höhe schnellte, trat ein heftig gestikulirender grüner Steirer auf, der dem Moserwirth, seinem Concurrenten, das Haus anzuzünden drohte. Ein dicker, oberösterreichisch redender Trottel löste ihn ab und hielt ebenfalls einen Monolog . . . Das konnte doch unmöglich die dramatische Einführung des Kosakenhetmans sein!? Sie war es auch nicht. Der Trottel entpuppte sich als Held des Stückes: nicht Mazeppa, sondern Gmoansepp ward er genannt. Wenn auch dieser Cretin als solcher die Sympathien des Publicums vom ersten Augenblick an für sich hatte, so glaubte der eigensinnige Dichter dennoch sich die dramatische Pferdearbeit von acht oder neun Acten nicht schenken zu dürfen, um seinen Sepp ein Kind aus dem Feuer retten, den Brandstifter entlarven und einen reichgewordenen Bruder wiederfinden zu lassen.

Zur Ehre der Schauspieler sei gesagt, daß sie auch sonst die Zuschauer nicht verkürzten. War das „eingetretener Umstände" halber entfallene Stück eine Novität, so war der „Gmoansepp" es gleichfalls, und zwar eine Novität nicht nur für das Publicum, sondern auch für die Darsteller. Keiner wußte ein Sterbenswort von seiner Rolle, und Jeder sprach pflichtgetreu nach, was ihm vorgesagt wurde. Nur der biedere Moserwirth, in dem ich froh bewegt einen alten Freund begrüßte — ich hatte sofort in ihm den spärlich gelockten Cassengreis wiedererkannt — emancipirte sich vom Souffleur und offenbarte dadurch, daß er die vorgesagten Worte mit Synonymen vertauschte, sein Originalgenie. Alle aber bewiesen, solange sie auf der Bühne standen, daß sie ehrliche Leute seien; denn sie waren absolut keiner Verstellung fähig . . .

Nie habe ich eine angenehmere Nachtruhe gehabt, als nach diesem, der Natur und Kunst gewidmeten Tage. Ich schlief königlich, ja kaiserlich, beim Herrn Bürgermeister. Der große Kaiser Josef II., der, wie die Inschrift eines über dem Bett aufgehängten alten Oelporträts besagt, einmal in demselben Zimmer übernachtete, kann auch nicht besser geschlafen haben.

In der Krankheit.

Man lebt heiter und geschäftig in den Tag hinein, ißt und trinkt, plaudert und lacht, geht spazieren, macht und empfängt Besuche, schreibt und arbeitet wohl auch ein wenig, nimmt ein Bad, studirt die Zeitungen, streitet und versöhnt sich mit der Gattin, begießt die Blumen, spielt mit den Kindern — kurz, man erfreut sich des Lebens auf dem Lande und denkt gar nicht daran, daß es jemals anders werden könne. Da, eines Abends — ich komme sehr stolz von einer heißen Kegelpartie nach Hause, bei der ich zwei Naturkränze und drei Mal alle Neun geschoben habe — fühle ich einen merkwürdigen Druck unter der Herzgrube, der sich von Minute zu Minute verstärkt und endlich in heftigen Krampf ausartet; ich habe die nichts weniger als angenehme Empfindung, als ob im ausgehöhlten Innern meines Körpers ein großes Feuer angezündet worden sei, um welches zweiunddreißig Teufel herumsitzen, sich die Füße wärmen und meine Eingeweide langsam am Spieße braten. Nun beginnt es auch im Kopfe zu rumoren, das Blut hämmert gegen die Schläfe, eine wahnsinnige Hitze strahlt vom Scheitel über die Stirn zu den Augen hernieder; die Teufel im Leibe scheinen

aufzuspringen und eine Art von Freuden- oder Siegestanz zu beginnen. Ich verliere das Bewußtsein.

Wie ich dann wieder zu mir komme, sehe ich, daß ich entkleidet im Bette liege; meine Frau sitzt am Fußende desselben und gibt sich alle Mühe, so harmlos und unbefangen wie möglich dreinzuschauen; neben mir aber sitzt ein fremder Herr, der mit ruhigen forschenden Augen in mein Gesicht blickt, während er mit Daumen und Zeigefinger mein Handgelenk umspannt hält und mir den Puls fühlt. Trotz meiner wüthenden Schmerzen bemühe ich mich aus angeborner Höflichkeit ihm einen Gruß zuzulächeln und beginne zu einer weitläufigen Beschreibung meines Befindens auszuholen, die mir indessen nur in abgebrochenen Worten gelingt. Ich weiß, daß ich den Arzt an meiner Seite habe, und ich lese es ihm von den menschenfreundlichen Augen und von der in Falten gezogenen, sanftgewölbten Stirn ab, daß ihm mein Unfall mindestens ebenso nahe geht, wie mir selber. Er ist einer der wenigen Glücklichen und Auserwählten seines Berufes, denen das Vertrauen des Kranken von selber zufliegt, die durch ihre bloße Gegenwart beruhigend wirken, ohne überflüssige Redensarten klar und entschieden das Richtige anordnen, sich ein schnelles Urtheil nicht allein über die Natur des Uebels, sondern auch über den intellectuellen Charakter des Patienten bilden, letzteren selbst weder mit allzumilder Nachsicht verwöhnen, noch durch rücksichtslose Grobheit und Strenge einschüchtern, keine unnützen Besorgnisse, aber auch keine voreiligen Hoffnungen erregen — also in jeder Beziehung ein Musterexemplar seiner vielfach entarteten und gefürchteten Gattung.

Das Ideal eines Heilkünstlers zieht aus einem kleinen schwarzen Lederfutteral ein zierliches Instrument von Glas hervor, welches in eine nadelförmige stählerne Spitze ausläuft, bohrt das Ding in jenen Körpertheil, der seit der Kindheit pädagogischen Weihestunden von jeder unsanften Berührung verschont blieb, und setzt sich dann ruhig wieder auf seinen Stuhl. Kaum habe ich Zeit, für diese zarte Aufmerksamkeit, eine Morphium-injection, die, wie ich höre, mir bereits in zweiter Auflage verabreicht worden ist, gebührend zu danken. Denn schon fallen mir die Augen zu, und meine Glieder überschleicht eine Mattigkeit und Schwere, die mir durchaus nicht unangenehm ist. Ohne zu schlafen, gerathe ich in einen traumartigen Zustand, der sich vom wirklichen Traum nur dadurch unterscheidet, daß ich Alles bemerke und vernehme, was um mich her vorgeht und gesprochen wird. Merkwürdig sind die optischen Erscheinungen, die sich im inneren Gesichtsfelde des geschlossenen Auges darstellen. Eine unendliche Perspective thut sich wie durch purpurnen Nebel vor mir auf. Ich glaube in dem Weltraum hinauszusehen, durch welchen kreisrunde Sonnen paarweise wie bunte Feuerräder hin- und herfliegen. Dann verdichten sich diese Weltnebel zu einem himmelweit entfernten, ungeheuren Vorhange, der in der nämlichen Weise wie ein Theatervorhang von Unten nach Oben mittels einer unsichtbaren Kurbel gedreht und aufgerollt zu werden scheint, nur daß weder Anfang noch Ende des Vorhanges abzusehen ist, und daß die Bilder, welche in ihn hineingewebt sind, fortwährend wechseln. Erst tauchen Milliarden von eirunden,

wie Glasperlen aneinander gereihten bunten Kügelchen auf, die bald wieder kaleidoskopartig nach verschiedenen Richtungen fortgeschnellt werden und symmetrisch geformte Muster bilden, aus ihren Kreuzen, Sternen und tausendfach gezackten Vielecken gestalten sich räthselhafte Blumen und Bäume, die sich zu wunderbaren Landschaftsbildern mit Strömen, Bergen, Schlössern und Städten zusammensetzen, bis endlich lange Züge von Reisigen, gepanzerten Rittern, Processionen mit wehenden Fahnen und goldenen Baldachinen, ja ganze Völkerschaften in geordneten Gruppen auftreten und verschwinden.

Dabei fühle ich, daß mir von Zeit zu Zeit feuchtwarme Tücher um den Leib geschlagen und eiskalte Compressen auf die Stirn gelegt werden, und höre, wie der Doctor die ängstliche Wißbegierde meiner Frau mit einem außerordentlich wohlklingenden lateinischen Doppelnamen beschwichtigt und ihre Besorgnisse mit dem schmeichelhaftesten Hinweis auf meine kräftige Constitution zerstreut. Es gelingt mir denn auch ohne jede Anstrengung seiner günstigen Diagnose gerecht zu werden, und schon am nächsten Morgen befinde ich mich erheblich wohler. Nur ein stechender und brennender Schmerz in der rechten Seite erinnert mich an meine Krankheit und mahnt mich zu Vorsicht und Geduld. Aufrichtig leid thut es mir, daß ich den unmenschlichen Durst, dessen ich mich erfreue, nicht in der meinen Grundsätzen entsprechenden Weise ausbeuten und verwerthen kann. Ich probire im Geiste alle edlen Getränke durch, vom Münchener Hofbräuhausbier bis zu Marcobrunner und

Rüdesheimer Cabinetweinen; zu meinem Aerger muß ich jedoch die betrübende Wahrnehmung machen, daß mir keines meiner sonstigen Lieblingsgetränke munden will. Schließlich ergebe ich mich mit Seelengröße in Gießhübler, Selterswasser und Teplitzer Sauerbrunnen, zwischen denen ich die bange Wahl habe, und schütte sie in Strömen in mich hinein. Acht Tage lang verspüre ich, wahrscheinlich in Folge dieses nichtsnutzigen, kameelmäßigen und jeder idealen Grundlage entbehrenden Wassertrinkens nicht die geringste Lust, irgend etwas zu essen; der bloße Gedanke an grüne Bohnen mit Hammelfleisch und Matjeshäringen — eines meiner vielen Lieblingsgerichte — erregt mir Widerwillen, und es wäre mir eine Kleinigkeit, mich zu einem vielbewunderten Hungerkünstler auszubilden. Am neunten Tage aber tritt der Versucher in Gestalt einer Tasse voll Hühnerbouillon an mich heran, und ich widerstehe ihm nicht länger.

Von nun an beginnt für mich und meine Umgebung eine verhängnißvolle Phase: die Periode der Trübung und Prüfung. Der Arzt muß mich von Tag zu Tag, von Woche zu Woche hinhalten und mit Versprechungen meines baldigen Aufstehens trösten. Er kommt anfangs zweimal täglich, dann einmal, dann erst immer über den anderen Tag. Ich bin ungehalten, wenn er kommt, und rasend, wenn er nicht kommt. Ich mache ihm ironische Complimente über seine Wissenschaft und schelte ihn seiner Wortbrüchigkeit wegen. Ich verschwöre es jemals wieder eines seiner Opiumpulver zu schlucken, und finde es unbegreiflich, wie ein Mann

von Verstand und Logik es über sich gewinnt, dem Patienten erst den Leib zu verstopfen, um ihn dann mit scheußlichen Oelen, Mixturen und anderen schnöden Gewaltmaßregeln künstlich wieder zu öffnen. Ich rücke meiner armen Frau die Mangelhaftigkeit ihrer Küche vor, wünsche, daß sie mir die Krankenkost selber bereite, und will sie doch keinen Augenblick aus meiner bedrohlichen Nähe lassen. Immer und ewig Hühner- und Taubenbrühe, immer und ewig Fricassé mit Blumenkohl! Die verteufelte gelbe Sauce, welche bald zu süß, bald zu sauer, bald zu wenig, bald zu viel gesalzen ist! Hat denn der Allmächtige in seiner Weisheit nicht meinen speciellen Fall vorgesehen, daß er unter dem schnatternden, piepsenden, gackernden und gurrenden Gesindel der Arche Noah nur das blöde Huhn und die fade Taube mit einer weichen, leicht verdaulichen Brust begabte? Das nenne ich mir eine Teleologie! Meine Frau will mich besänftigen und bringt mir lächelnd die Tarokkarten an's Bett, um ein „Strohmandl" zu Zweien mit mir zu beginnen — ein infames, von ein paar alten Jungfern erfundenes Kartenspiel. Wir einigen uns nach vielem Hin- und Herreden über die Bedingungen: zehn Kreuzer das einfache, zwanzig das angesagte, dreißig das verlorene Spiel und einen Gulden der „Pagat Ultimo". Mit dreizehn Tarokblättern in der Hand will ich „Pagat" machen; aber meine Frau deckt als letzte Karte ihres „Strohmandls" den „Tarok-Zweier" auf, und „Ultimo" sammt Spiel sind verloren. Um den Schaden auszugleichen, verdopple, verdreifache, verzehnfache ich die Einsätze. Meine Partnerin nimmt alle Vorschläge an,

gewinnt ununterbrochen, und nach einer Stunde habe ich mich ruinirt. Zuletzt als meine Wuth keine Grenzen mehr kennt, bietet mir die Unglückliche ein Spiel um dreitausend Gulden an und weiß es so einzurichten, daß ich dreimal hintereinander gewinne. Aber ich merke die Absicht und nenne sie eine elende Betrügerin. Am liebsten spränge ich aus dem Bett, würfe die Tarokkarten in den ehemaligen Wallgraben, der meinen alten Landsitz umgibt, und mich hinterdrein. Aber es ist dafür gesorgt, daß ich mich schone. „Bleiben Sie nur immer auf dem Rücken liegen und wenden Sie sich nie nach der Seite", — das ist eine der weisen Verhaltungsmaßregeln des Arztes, natürlich die überflüssigste von der Welt, weil ich mich absolut nicht rühren kann und bei der geringsten Bewegung die grimmigsten Schmerzen erleide.

Nach weiteren acht Tagen des in ohnmächtiger Empörung still auf dem Rücken Liegens ist die bedenkliche Periode der Heimsuchung überstanden, und ich trete in das Stadium der Klärung, philosophischen Einkehr und Resignation. Zahm und mürbe geworden, beginne ich den trefflichen Doctor wieder zu lieben, denke nicht mehr daran, mich von meiner guten Frau scheiden zu lassen, ruhe gern um die Mittagsstunde an dem schmackhaften Busen der mir dahin geopferten Hühner und Tauben aus, trinke Himbeerwasser und Ricinusöl, richte mich immer gemüthlicher in meinem Bette ein, denke gar nicht mehr an's Aufstehen und finde meinen Zustand angenehm, unterhaltend, beneidenswerth, göttergleich. Einen nicht geringen Trost gewährt es mir, daß

man jetzt in Wien das elende Werk eines mir dringend empfohlenen Componisten und Dichters aufführt, welches ich nicht anzuhören, geschweige denn zu besprechen brauche. Gleichmüthig gewinne und verliere ich fabelhafte Summen im Tarok, lasse mir Novellen von Zschokke, Zeitungen und Briefe, die auf keine Antwort warten, vorlesen und ergötze mich an dem holdem Geplauder der Kinder, welche mir früh und abends einen kurzen Besuch abstatten dürfen. Mein dreijähriges Bübchen glaubt, daß ich die Beine verloren habe, weil ich gar nicht aus dem Bette will und bittet den lieben Gott, daß er mich recht bald wieder gesund werden lasse. „Gelt, Papa, wenn der liebe Gott nicht mehr gehen kann, so kauft er sich neue Beine? Und Dir wird er auch welche kaufen." Das fünfjährige Töchterlein gibt mit ihren Puppen eine feierliche Gesellschaft mir zu Ehren, bringt mir jeden Abend Cyclamen und Thymian, die sie für mich gepflückt, und singt mir ihre Lieblingslieder vom „Sandmännchen" und „Guten Abend, gut' Nacht" mit zitternder Stimme vor. Die Mama steht sehr stolz dabei und strahlt von Glück und Hoffnung.

Gern auch liege ich stunden- und halbe Tage lang allein und träume zufrieden vor mich hin. Ein eigenes Vergnügen gewährt es mir, aus den geschmacklosen Phantasieblumen der Kattungardinen eine ganze Galerie männlicher und weiblicher Carricaturen herauszustudiren, grinsende und weinerliche Fratzen von verwegenem Gesichtsausdruck. Weder die Gardinen noch anderen vom Trödel aufgelesenen Zierrath des Zimmers hatte ich jemals zuvor bemerkt, da ich so glücklich veranlagt

bin, über Unschönes und Garstiges hinwegzusehen, ohne es zu wissen. Sobald die grünen Jalousien vor der blendenden Morgensonne geschlossen werden, fesselt die dämmerige Lichtsäule, welche schräg durch eine Ritze fällt, meine Aufmerksamkeit. Die tausende von kleinen Sonnenstäubchen, welche aus dem Dunkel emporwirbeln und nach ihrem kurzen, hastigen Fluge durch's Licht wieder in's Dunkel zurückkehren, sind mir ein anschauliches Bild des Universums mit seinen unzähligen großen und kleinen Welten. Was bist Du sammt Deiner Erde mehr als eines dieser Atome? Ich lasse es mir nicht ausreden, daß jedes einzelne Stäubchen ein Individuum ist, so gut wie das Blatt am Baume, die Milbe im Käse, das Insect, der Vogel, das Säugethier, der Mensch, und erfinde die Theorie der Luftinfusorien, welche die Athmosphäre anfüllen, wie die vom Mikroskop aufgezeigten Lebewesen im Wassertropfen. Viele unter ihnen mögen die lebendigen Erreger und Träger verheerender Epidemien sein, und schon so manchen Heros, vor dessen Stirnrunzeln die Völker erzitterten, mag ein solches winziges Stäubchen zu Boden gestreckt haben.

„Wissen Sie," frage ich den Doctor, der mir meine Genesung verkündigt, „wozu der Mensch die Schleimhäute seiner Nasenhöhlen mit Haaren bedeckt erhalten hat? Der Schönheit wegen gewiß nicht. Wohl aber um jene heimtückischen Dingerchen, die da so lustig herumschwirren, aufzufangen und zu verhindern, daß sie durch die Athmungswege in's Blut übergehen." — „Es ist Zeit," entgegnete er, „daß Sie ihren gewöhnlichen Berufsgeschäften wiedergegeben werden. Sie stellen

mir sonst noch ein neues naturwissenschaftliches System auf, welches der ohnehin von Bacillen, Maden und Finnen aller Art hart zugesetzten Menschheit das Athmen völlig verleidet. Die frische, würzige Wald- und Bergluft wird Sie hoffentlich bald auf bessere Gedanken bringen."

Die Hosen des Andreas Hofer.

Zu den vielen historischen Problemen, über welche ich niemals nachgedacht habe, gehörte bis vor Kurzem die verfängliche Frage nach Standort und Beschaffenheit der Hosen des tirolischen Freiheitshelden Andreas Hofer. Wenn mir ein Professor der Geschichte damit in's Gesicht gesprungen wäre, hätte ich beschämt gestehen müssen, daß selbst in meinen eigensinnigsten Grübeleien der Gedanke an jenes interessante Kleidungsstück durchaus keine Rolle spielte. Wohl erinnerte ich mich, mit Wehmuth und Bewunderung die Hosenträger Hofer's betrachtet zu haben, welche neben dem Degen und der Büchse des Sandwirthes im Ferdinandeum zu Innsbruck aufbewahrt werden. Aber durch den Anblick jener theuern Reliquien vollkommen beruhigt und zufriedengestellt, hatte ich nicht den mindesten Forschungstrieb empfunden, die übrige Garderobe des Helden auszukundschaften und der so naheliegende geniale Einfall, daß die Hosenträger mit zwingender Logik auf das Vorhandensein von Hosen hinwiesen, war mir in meiner dumpfen Beschränktheit nicht gekommen. Deshalb hielt ich es für eine persönliche Aufmerksamkeit und einen beherzigenswerthen Wink des Schicksals, als der inzwischen verstorbene Wiener Bild-

hauer Heinrich Natter mit meinem Freunde Anton Edlinger in Meran bei mir eintrat und mich aufforderte, an einer wissenschaftlichen Expedition theilzunehmen, welche uns auf geradem Wege in das unerforschte Innere der Hofer'schen Beinkleider geleiten sollte.

Natter hatte damals gerade den Auftrag erhalten, das große, in Erzguß auszuführende Denkmal zu schaffen, welches das Kaiserjäger-Regiment und die Innsbrucker Bürgerschaft dem „Blutzeugen Tirols" auf dem Berge Isel errichtet hat. Der Künstler hat seinem Helden die Fahne in die linke Hand gedrückt und läßt ihn mit der Rechten gebieterisch auf die Stadt weisen, als ob er seine Leute zum Ausfall gegen den Feind hinuntercommandire. Das kräftige und lebensvolle Modell des Standbildes sollte bei seiner Ausstellung in Innsbruck den hauptstädtischen Kunstkennern hinreichend Gelegenheit geben, eine nicht immer parteilose und gerechte Kritik zu üben, und in einem der vielen, vom heiligen Geiste direct inspirirten tirolischen Winkelblätter war der schwerwiegende Zweifel ausgesprochen zu lesen, ob derselbe Bildner, welcher den ketzerischen Schweizern das prächtige Zwingli-Monument gesetzt hat, für berufen anzusehen sei, auch den strenggläubigen Tirolern einen frommen Hofer auf den Berg Isel zu setzen? Denn die orthodoxe Stumpfnase des Tirolers wird von einem ganz anderen Spiritus regiert als das skeptische Schnüffelorgan des Schweizers, und es ist ein großer Unterschied zwischen katholischer und protestantischer Bronze. Auch die Adjustirung des Natter'schen Modells vom Gürtel abwärts bot willkommenen Anlaß zu grim-

miger Entrüstung und herzzerreißender Klage. Entsprach doch die allzu moderne und gleichgiltige Behandlung der Beine nicht völlig der gepriesenen vorväterlichen Einfalt, Strenge und Reinheit der Sitten, welche in nichts sich deutlicher erweist als in der leitenden Grundidee und Struktur von Hosen, Strümpfen und Stiefeln aus dem heiligen Jahre 1809! Natter erkannte die Berechtigung dieser und ähnlicher Vorwürfe dankbar an, obwohl er auf die Darstellungen seiner Vorgänger, vor Allem auf den Hofer Defregger's sich hätte berufen können, und da er als geborner Vinstgauer seinen engeren Landsleuten zu einem in jeder Art rechtschaffenen, möglichst authentischen Nationalhelden verhelfen wollte, blieb ihm nichts weiter übrig, als den Rucksack über die breiten Schultern und den Stecken in die nervige Faust zu nehmen, um guter Dinge in die Heimat Andreas Hofer's zu wallfahrten.

Das Passeier Thal ist unter den größeren Gebirgsthälern, welche bei Meran einmünden, das unwirthlichste und ärmste. In seiner ganzen Länge von dem reißenden Wildbache der Passer durchströmt, die im Laufe weniger Wegstunden mehr als tausend Fuß gegen die Etsch herabfälllt, und auch der Breite nach an vielen Stellen fast völlig von dem steinigen Bette des tückischen Gewässers ausgefüllt, bietet das vermuhrte, mit Geröll besäete und von den Fluthen zerrissene Land nur spärlichen Raum für den Ackerbauer und dessen Ansiedlungen. Die Passeirer haben sich vor den Verwüstungen des Baches auf die Berglehnen seines rechten Ufers in die Höhe gezogen, treiben dort, in einzelne Gehöfte zerstreut,

Viehzucht und Holzhandel und kümmern sich weder um ihre eigene Berühmtheit, noch um die Wohlfahrt wißbegieriger Fremder, welche auf den elendesten Wegen über Stock und Stein zu ihnen hinaufkeuchen müssen. Eine Fahrstraße gab es und gibt es auch heute noch nicht; wer zum Sandwirth will, kann sich nur auf seine eigenen Füße verlassen und hat die bange Wahl zwischen dem mit Hindernissen gepflasterten Saumpfade, der an der Zenoburg vorbei über Griffian nach Saltaus führt, und einem schmalen Wasserleitungswege, welcher sich an den Abhängen von Schönna in verwegenen Windungen zur Passer hinabschlängelt. Dort kann man die Beine, hier den Hals brechen, — wir zogen mit einem Anfluge romantischer Schwärmerei die letztere Eventualität vor und pilgerten Einer hinter dem Andern in den grauen Morgen hinein.

Es war gut, daß es die Nacht vorher geregnet hatte, denn wir hätten sonst wahrscheinlich unter der heißen Sonne des Südens arg gelitten; aber es war nicht gut, daß es am Tage weiterregnete, denn wir wurden trotz unserer wetterfesten Mäntel schon nach einer Stunde bis auf die Haut durchnäßt, und nur die Hoffnung auf den Wind, der uns die scharfen Tropfen in's Gesicht blies, trieb uns zum Weitergehen an. Edlinger, der als wohlunterrichteter Journalist diesen Wind zu kennen behauptete, phrophezeite das schönste Wetter und bekräftigte seine Verheißung mit überzeugenden Juchezern; Natter, welcher zu tief von seiner künstlerischen Aufgabe durchdrungen war, um zu merken, daß ihm das Wasser in die Stiefel lief, sang abwechselnd

„Zu Mantua in Banden“ und „Als der Sandwirth von Passeier“, wobei er einen angenehmen, „in der Mittellage etwas verschleierten Baß“ entwickelte, und meine Wenigkeit suchte sich mit dem menschenfreundlichen Gedanken, wie gut ein solcher Regen einem armen Wüstenreisenden thäte, zu trösten und zu erwärmen. Die einsam gelegene Hütte eines Wasserwächters bot uns für einige Minuten Obdach. Ihr Einlieger kam vom Oberboden auf der Leiter herabgeklettert und betrachtete uns mit jenem Gleichmuthe, welcher den vielerfahrenen Mann von Welt kennzeichnet. Es kommen doch sonderbare Existenzen da droben in den Bergen vor, von deren Beschaffenheit ein städtischer Thalbewohner sich kaum eine Vorstellung machen kann! Dieser Einschichtige, ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, hockt Tag und Nacht in seinem Heu, ohne sich um die übrige Menschheit zu kümmern, die sich auch uuı ihn nicht kümmert. Sein Amt ist, darauf zu achten, daß das zur Befruchtung der Wiesen über den Berg geleitete Wasser ungefährdet fortfließe. Vor seiner Hütte, die nur einen einzigen bewohnbaren Raum von etwa vier Schuhen im Geviert enthält, befindet sich ein kleines Rad, welches einen hölzernen Hammer in Bewegung setzt, — man glaubt ein Kinderspielwerk vor sich zu sehen. Der einsame Wächter hört den monotonen Schlag des Hammers nicht mehr, der in kurzen Zwischenräumen auf ein Stückchen Eisenblech fällt, so wenig wie der Müller das Klappern der Räder hört; aber er vernimmt die Stille, welche eintritt, sobald der Hammer seine gleichmäßige Bewegung unterbricht, und sie schreckt ihn aus dem

tiefsten Schlaf empor. Dann eilt er hinaus, um zu untersuchen, an welcher Stelle die Leitung Schaden genommen und das Hinderniß zu beseitigen. So gehen ihm Monde und Jahre vorbei, bis einmal der Hammer im Herzen den Dienst versagt, und ein Anderer den stillen Mann von seinem Posten ablöst. Auf unsere Frage nach den Aussichten der Witterung gab der Wasserwächter die des Delphischen Orakels würdige Antwort: „Der Wind wär' schon gut, wenn er der rechte wär'.“ Er war aber nicht der rechte, und es goß nach wie vor in Strömen unendlichen Wassers vom Himmel hernieder, was es konnte.

Im Zöllnerhause von Saltaus, gab es nicht nur zähen, geräucherten Speck und unverfälschten, sauern Bergwein, sondern auch ein paar genagelte rindslederne Weiberschuhe, in welchen die Urahne der Zöllnerin mit den Riesen zum Tanze gegangen sein mochte. Ich tauschte seelenvergnügt meine städtischen Stiefletten dafür ein, und wir wateten neugestärkt auf unergründlichen Kothpfaden unserem Ziele zu, immer dem stark angeschwollenen Wildbache zur Seite, der seine schmutzig-braunen Wogen mit gelbem Gischt wuthschäumend uns entgegenwälzte. Kein Juchezer mehr ließ sich hören, und auch der angenehme Baß war verstummt; dafür wurden von Zeit zu Zeit unterschiedliche, kräftige Flüche laut, die indessen niemand etwas halfen, so wenig wie mir die rindsledernen Fußkähne. Die Widerstandsfähigkeit derselben war allerdings über jeden Zweifel erhaben, aber das feindselige Element, welches von unten und an den Seiten nichts mehr ausrichten konnte, drang jetzt von oben bei den Knöcheln

ein. Unter Umständen wäre es gewiß ein Vergnügen gewesen, mit den Füßen im Wasser zu plätschern, aber die beiden nachgiebigen Bottiche rieben mir die Gelenke wund und erschwerten durch ihr zwanzigpfündiges Gewicht mein irdisches Fortkommen sehr beträchtlich, wie sie andererseits eine so treue Anhänglichkeit an den vaterländischen Boden bewiesen, daß ich etlichemale Gefahr lief, definitiv stecken zu bleiben. Ich wünschte die Schuhe der Zöllnerin sammt den Hosen des Andreas Hofer zu allen Teufeln.

Nach einem etwa sechsstündigen Marsche langten wir auf dem Sande an und sahen schon von Weitem das alte, buntbemalte Merkzeichen des Gasthauses, die von grünem Laub umkränzte Krone einladend uns entgegenwinken. Der Sandhof steht hart an der Straße, ein alterthümliches einstöckiges Gebäude mit steinbeschwertem Dache, das von drei breitästigen Pappeln traulich beschattet wird; er trägt die Nummer 146 und ehrt das Andenken seines ehemaligen Eigenthümers mit einer schlichten Tafel, auf welcher zu lesen steht: „Andreas Hofer's Geburts- und Wohnhaus 1767—1809." Ein geräumiger laubenartiger Vorplatz, zu welchem mehrere Stufen hinaufführen, fordert mit Tisch und Mauerbänken den Wanderer zu Einkehr und Rast auf. An warmen Sommerabenden mag dort gut sein zu sitzen und hinauszuschauen auf den munteren Bach und die ragenden Bergeshöhen, wenn die Sonne durch das zitternde Blättergewirr blinzelt und das dunkle Roth in der bauchigen Flasche zu purpurner Gluth entzündet. Rechts und links von der Eingangsthür liegen zwei ansehnliche dreifenstrige

Eckzimmer, welche von jeher den zusprechenden Gästen zum Aufenthalt gedient haben mögen. Hinter dem Vorsaal unter der Treppe verlieren sich weitläufige Kellereien, Vorraths- und Küchenräume in geheimnisvolles Dunkel, alle massiv gemauert und gothisch überwölbt. Im oberen Stockwerke befinden sich die Wohnstuben der Familie — — und da stehen wir auch endlich vor dem gläsernen Wandkasten, in welchem die alten, berühmten, sehnsüchtig erwarteten ledernen Hosen des Sandwirths hängen! Wären wir von dem trübseligem Wetter nicht mit Blindheit geschlagen worden, sondern hätten wir die Begeisterung, in welcher wir am Morgen ausrückten, fleißig mit Gesang und Getränk angeschürt, daß sie nicht auf dem langen, trostlosen Wege verdampfte, so würde ohne Zweifel irgend ein Wunder geschehen sein. Vielleicht hätten die Hosen im Schreine magisch zu leuchten begonnen oder wären beim Herannahen des Künstlers, der ihnen seine Verehrung darbrachte, in ein freudiges geisterhaftes Schlottern gerathen. So aber ging der erhabene Augenblick, in welchem Heinrich Natter, der berufene Schöpfer des Hofer-Denkmales, seine Meisterhand nach dem heiligen Kleidungsstücke ausstreckte, ohne sichtbare Weihe vorüber. Nur das silberne, fröhliche Kinderlachen, mit welchem die rothwangige, blonde Marie Haller, das reizende Urenkeltöchterlein des theuren Helden, den denkwürdigen kunstgeschichtlichen Act begleitete, machte sich angenehm bemerkbar und versetzte die Anwesenden in eine behagliche Stimmung.

Wir haben uns die Hosen von vorn und hinten besehen und dabei die belangreiche, culturhistorisch außer-

ordentlich wichtige Entdeckung gemacht, daß die Passeirer im Anfange des Jahrhunderts von den Neuerungen und Bequemlichkeiten, welche mit einem vollständig abzuknöpfenden, viereckig ausgeschnittenen Vorderlatze verbunden sind, noch nichts wußten, sondern in ihren natürlichen Berufsgeschäften, Leibes- und Lebensgewohnheiten sich auf „Halbluk" gesetzt sahen. Diese, näher nicht zu beschreibende Einrichtung hat zwar allerlei Unbequemlichkeiten und Uebelstände zur Folge, gibt aber dafür den Hosen einen Anstrich von Einfachheit, Strenge und Pflichtgefühl, die sich bis zur stoischen Zurückhaltung und selbstvergessener Opferfreudigkeit des Helden steigern lassen. In diesen Hosen, sagt man sich, kann ein Heros füglich nichts anderes thun, als siegen oder fallen, und wenn der schwarze, breite, mit Pfauenfederstielen gestickte Leibgurt nebst den grünen, in einen römischen Fünfer auslaufenden Tragbändern, sich daran schließen, so bekommt das Ganze ein antikes Gepräge von monumentaler Schlichtheit und Größe, welches den Schneider zur Verzweiflung bringt, den Künstler aber zu freieren Regionen des Schauens und Schaffens hinaufträgt.

Erschüttert von dem niegeahnten Gesehenen, fanden wir das Gleichgewicht unserer Seele erst wieder, als wir beim Strobl in St. Leonhard Forellen und Brathühner aßen und Glühwein dazu tranken. Heinrich Natter beschloß, an einem der nächsten Tage über den Jaufen nach Sterzing und von da nach Wien in sein Atelier zu gehen, wo er mit dem Idealbilde seines echten Hofer's wohlbehalten angekommen ist. Wir wanderten nach Meran zurück im fürchterlichsten Wetter,

welches die ganze Gegend außer Rand und Band brachte, Berge versetzte, Hügel hinfallen ließ und Ströme entfesselte. Als wir auf einem schwanken, regenglatten Brett über den letzten rasenden Bach hinwegbalancirten, der uns von Schönna trennte, machte ich die Bemerkung, daß mir das Hemd doch näher am Leibe sitzt als die Hosen des Andreas Hofer.

Von der Waldbank.

An der waldfrischen Lehne des Marlinger Berges, die im Süden steil nach dem grünen Thalboden abfällt, steht zwischen den alten, mit Moosflechten bebärteten Lärchtannen und Wildfichten eine hölzerne Bank. Dort verbringe ich meine stillen, beschaulichen Vormittage. Sie sind einförmig und abwechslungsreich, dauern lange und vergehen doch so schnell! Bald nachdem die Sonne über das Haflinger Hochplateau emporgestiegen ist, um dem Vinstgau und dem zwischen den drei Thälern des ältesten Tirol gelegenen Meran die ersten warmen Strahlengrüße zuzusenden, wandere ich auf einsamen Steigen nach meinem Lieblingssitze. Mit keinem Königsthrone möchte ich die aus rohen Brettern zusammengenagelte Bank vertauschen. Und bin ich hier etwa viel weniger als ein König? Ich genieße die Freuden und Annehmlichkeiten der hervorragenden souveränen Stellung, die ich als unumschränkter Herrscher meines friedlichen Reiches inne habe, ohne von Sorgen um das Wohl widerspänstiger Unterthanen oder von Furcht vor den Ränken eifersüchtiger Nachbarn beschwert zu werden. So weit das immer von neuem entzückte Auge reicht, nenne ich Alles mein: mit erobernden Blicken habe

ich das Land meiner Wahl gewonnen, und ich werde es nie wieder verlieren. Denn nur was wir uns persönlich aneignen, was wir mit unseren Gedanken und Empfindungen festhalten, gehört uns wirklich, und dieses unverkäufliche wie unveräußerliche Eigenthum ist unser wahrer Besitz, der mit uns lebt, besteht und vergeht.

Wer will mir die Götterburg, die in den phantastischen Zacken und Zinnen der Dolomitenkette aus dem Höhendufte hervordämmert, streitig machen, wenn ich sie mit dem zahlreichen Gefolge meiner Träume besetze? Wer darf mich aus dem Feengarten des von der Etsch in mäandrischen Krümmungen durchströmten Thales vertreiben, wenn ich dort von Hain zu Hain, von Schlucht zu Schlucht, von Bach zu Bach eile, so leicht und schnell, daß mich der auf dem Bahndamme längs des Flusses einherkriechende feuerspeiende Wurm nicht einholen kann, was übrigens bei dem bedächtigen Tempo der Bozen-Meraner Zweigbahn wenig heißen will!? Ja, an besonders hellen, zu gewagten Unternehmungen herausfordernden Tagen schwinge ich mich sogar an der drohenden Felsennase der hohen Mendel vorbei, lasse mich auf den weißen Eiskuppen der Trientiner Berge nieder und schmiede an Plänen zu neuen Raubzügen, die ich in die dahinter liegenden Schatzkammern der Schönheit veranstalten möchte. Noch ergiebiger aber, als derartige in die märchenblaue Ferne fortstrebende Excursionen sind die kurzen Ausflüge in meine allernächste Nähe. Schon der Weg, der sich zu meinem Sitze durch den Wald heraufschlängelt, verdient und lohnt ein eingehendes Studium. Stunden lang

könnte ich ihn anstarren und würde nicht müde werden, die ewig wechselnden Licht- und Schattenspiele zu beobachten, welche das am strahlenden Sommerhimmel im Bogen fortrollende Tagesgestirn hervorzaubert, indem es durch das vom Winde bewegte Gezweige hin- und wieder zittert. Auf dem weichen rothbraunen Teppiche, den die dürren Nadeln des Holzes ausgebreitet haben, schwankt es von gaukelnden Figuren und Charakteren, eine mit Arabesken verzierte Runenschrift des Waldes, die kein Gelehrter enträthselt.

Und die Spaziergänger, welche den geheimnißvoll bewegten Waldpfad kreuzen? Glücklicherweise sind ein paar neugierige Eichkätzchen, die das regungslos vor ihnen dahockende menschliche Ungethüm erstaunt und ungläubig beäugeln, zwitschernde Vögel und summende Insecten, sowie unzählige kleine Ameisen die einzigen. Letztere aber, obwohl sie nicht die geringste Notiz von Unsereinem nehmen, würden es sich doch ernstlich verbitten, für nichtsthuerische Bummler angesehen zu werden. Sie haben quer über den Weg eine eifrig begangene Verkehrsstraße angelegt, die ihren riesigen, aus Tannennadeln geschichteten Haufen mit einer hundertjährigen, ziemlich entfernt stehenden Fichte verbindet. Der Baum ist ihr Ernährer, ihr Herbergsvater, ihr Hoflieferant, ihr Gott. Von ihm schleppen sie mit unermüdlicher Geduld und unsäglicher Mühe herbei, was sie zur weiteren Arbeit in den Kammern ihres künstlich und sinnreich eingerichteten Berges gebrauchen, und bis zu dem höchsten Wipfel empor treibt sie ihre unverdrossene Geschäftigkeit. Der ganze Haufe ist musterhaft organisirt, ein Staats-

wesen, in dem Gesetz und Ordnung heilig respectirt werden. Jedes thut seine Pflicht und achtet die Rechte des Andern. In dieser Hinsicht betragen sich die Ameisen würdiger und angemessener als die Menschen, die am liebsten alle Rechte für sich beanspruchen, alle Pflichten aber dem Nächsten aufladen möchten. Ob sie nicht auch sonst in vielen Dingen uns überlegen sind, wäre noch die Frage. Daß sie untereinander Verständigungsmittel anwenden, die sich unserer Kenntniß verschließen, steht fest. Ach, wie viel mag uns entgehen, wovon wir uns in unserem Dünkel und Selbstgefallen nichts träumen lassen! Die Erfahrung, die uns mit Mißtrauen erfüllen sollte, macht uns übermüthig, und der allwissende Naturforscher schwört nicht höher, als bei dieser seiner gepriesenen Empirie. Sie ist aber, genau genommen, ebenso viel werth, wie die leidige Speculation, vorausgesetzt, daß wir nicht vorziehen, uns innerhalb der Grenzen unserer Erkenntniß so gemüthlich, wie es eben gehen will, einzurichten. Das ist ohne Zweifel weitaus das Bequemste. Was ich nicht höre, tönt nicht; was ich nicht sehe, leuchtet nicht; was ich nicht mit Händen greife, existirt nicht.

Wie müßte der selbstzufriedene Pächter materialistischer Weisheit stutzen, wollte er bei einer Ameise in die Lehre gehen! Versuche es doch einmal Einer, sich einem solchen Geschöpfchen mitzutheilen! Selbst die größten unter ihnen, die vereinzelt und scheu dahinschießen, als ob sie kein ganz sauberes Gewissen hätten, oder an Verfolgungswahn litten, reagiren nicht auf die deutlichsten Beweise unseres Vertrauens, das sie ehren sollte. Die

Organe, uns wahrzunehmen, fehlen ihnen, wie hoch im Uebrigen ihre Intelligenz entwickelt ist. Wir, die wir klüger und doch nicht so klug sind wie sie, bedeuten ihnen schmählicher Weise nichts als ein schwieriges Verkehrshinderniß, über das sie, wenn es sein muß, hinweggehen, und wenn sie uns ein wenig in die Haut zwicken, so thun sie dies nicht, um den Menschen ihre Bosheit fühlen zu lassen, sondern in der trügerischen Hoffnung, Geschmack an ihm zu finden. So sicher wir nun von der erhabenen Staffel aus, die wir auf der unendlichen Stufenreihe der Wesen behaupten, die Ameisen nebst allen niedriger organisirten Geschöpfen übersehen, sie nach Wissen, Meinen und Gefallen uns zurechtrücken und benützen können, ohne daß jene auch nur den geringsten Begriff von dem zu haben brauchen, was mit und über ihnen vorgeht; ebenso sicher wird es auch auf derselben vielsprossigen Himmelsleiter Wesen über uns geben, die, um Vieles vollkommener als wir, uns gegenüber in der gleichen, bevorzugten und doch zugleich mißlichen Lage sich befinden, wie wir in unserem Verhältnisse zu den Ameisen. Vielleicht sind auf der Leiter nur etliche Sprossen ausgebrochen, vielleicht sind sie von Genien besetzt, die nicht mehr an Raum und Zeit, als an die Formen des menschlichen Denkens, gebunden oder auch dem Gesetze der Schwerkraft, von welchem wir mit Allem, was auf Erden lebt, abhängen, nicht mehr unterworfen sind. Wäre eine Lücke vorhanden, so brauchte sie nicht einmal größer zu sein, als die zwischen dem Menschen und dem Affen gähnende Kluft. Solche höher beanlagte Wesen würden sich

eventuell auch keinen Scrupel daraus machen, mit uns nach Gutdünken zu verfahren und sie könnten uns beispielsweise ruhig todtschlagen, wie die Fliegen, falls wir ihnen so lästig erscheinen, wie diese uns. Auch ist es nicht unmöglich, daß dies in Wahrheit geschieht, so daß dann etwa böse Infectionskrankheiten, wie Cholera, Typhus und Blattern, auf die Wirkung eines überirdischen Zacherlin zurückzuführen wären . . .

Ein von der Höhe mit ausgespannten Schwingen majestätisch sich herablassender Schmetterling lenkt meine Aufmerksamkeit ab. O, wäre er der Sendbote einer höheren Welt, eines besseren Planeten, von einem mitleids- und verständnißvollen Gotte geschickt, um uns die Gesetze der Unendlichkeit in einer hübschen, runden, mathematischen Formel wie in einer reifen Nuß zu überbringen! Es ist ein Apollofalter, der schönste unter den mitteleuropäischen Tagschmetterlingen; seine breiten, weißen, an den Rändern durchsichtigen Flügel, die mit kohlschwarzen Tupfen und purpurrothen Augenringen verziert sind, vereinigen Kraft und Anmuth und erweisen sich jeder Flugart fähig. Die Lichtung vor mir, der er seinen Besuch abstattet, ist nicht sein eigentliches Revier. Dieses liegt eine halbe Stunde höher auf der anderen Seite des Berges, wo man ihn mit seines Gleichen in fröhlicher Gemeinschaft antreffen kann. Hier dagegen erscheint er als alleinreisender, vornehmer Gast. Jene rothvioletten Blumen, die zwischen den wehenden Fächerwedeln des üppigen Farnkrautes ihre schweren Köpfe wiegen, haben den Fernwitternden mit ihrem bescheidenen Dufte von drüben herbeigelockt;

die Aussicht, von einer Scabiose zu naschen, die er dort nicht haben kann, war zu verführerisch! Wie edel er von dem kleinen Geschmeiß absticht, das ihm den Aufenthalt auf der Blume verleiden möchte! Da ist eine dicke Hummel, die mit der ihrer Gattung eigenen plebejischen Unverschämtheit sich herzudrängt, und da sind zwei mit Blutstropfen besprengte grüne Cygänen, verschlafene kleine Dämmerungsfalter, die noch von der Nacht her schwerfällig an dem Blumenkelche hängen. Ein Apollo kann warten. Er bemerkt ohne Groll, daß er der gemeinen Hummel absolut nicht imponirt, flattert an der Laubwand einiger Buchen hinauf und kehrt erst zurück, nachdem die prosaische Feindin mit Brummen das Feld geräumt hat. Unter der Last seines Körpers biegt sich der schlanke Stengel der Blume jäh zu Boden; einer der beiden Nachtschwärmer plumpst in's Gras, der andere schwirrt taumelig davon. Nun ist der Falter allein mit seiner Blume und trinkt gierig den Nektar, den sie ihm darbietet. Ein dreister Perlmutterfalter rempelt den Apollo an und scheint ihm ein zärtliches Flugduett anzubieten. Aber diesem Aristokraten wird es niemals beikommen, mit irgend Einem, der nicht seines Stammes ist, sich einzulassen, und während die ganze Halde, auf welcher es von bunten Augen- und Scheckenfaltern wimmelt, durcheinander spielt, schwärmt und liebt, hält er sich in gebotener Reserve. Und auch dieser schöne, wählerische Sonderling, diese von Blume zu Blume hinschwebende stolze Seele, die wir um die Schwungkraft ihrer Flügel beneiden, ist nur ein blödes Insect,

das nichts von den Gedanken weiß, die es in uns erregt! . . .

Im Westen erhebt sich ein plötzlicher Wind und treibt eilig immer dichteres Gewölk herauf. Weiße Dunstbälle ziehen voran, dunkle Massen folgen hinterdrein. Hinter dem Berge rollt dumpfer Donner, das Gewitter kommt. Im grauen Regengeriesel verschwimmen Nähe und Ferne, und die Herrlichkeiten meines Reiches gehen unter. Meine Waldbank wird gewaschen.

E. T. A. Hoffmann im Ringtheater.

Am Morgen vor der schrecklichen Brandkatastrophe, die das Wiener Ringtheater in eine Stätte der Verwüstung und des Grauens verwandeln sollte, überraschte mich mein junger Freund P. mit seinem Besuche und brachte mir Grüße aus der norddeutschen Heimat. Wir hatten uns vor Jahren in Berlin kennen gelernt in der berühmten Weinstube bei Lutter & Wegner, Ecke Charlottenstraße und Gensdarmenmarkt, nach einer Vorstellung im Schauspielhause. Es war gerade eine schlechte Theaterzeit zu Beginn des Hochsommers, da schon alles in die Bäder verreiste, und außer uns beiden befand sich niemand in dem geräumigen Zimmer, das von einer flackernden Gasflamme nur schwach erhellt wurde. Wir saßen uns am Tische gegenüber, jeder bei seinem Glase und sahen einander eine Weile schweigend in's Gesicht. Die weiße, leuchtende Stirn meines vis-à-vis und das leicht gekrauste Haar, das sich über ihr in sanften Wellen erhob, dazu der ungewöhnlich träumerische Ernst seines sinnenden Blickes machten mir den stillen Gast bald sympathisch; der Künstler sah ihm aus den dunklen Augen, und unwillkürlich mußte ich daran denken, wie in demselben Zimmer und an demselben

Tische vor einem halben Jahrhundert allnächtlich bis in die Morgenfrühe hinein ein großer Tragöde und ein genialer Dichter zusammen gesessen und beim schäumenden Champagner oder der dampfenden Punschbowle ihre dämonischen Geister entfesselt hatten. Unsere Gedanken waren einander begegnet, denn plötzlich ergriff mein vis-à-vis sein Glas, hielt es mir entgegen und sagte: „Lassen Sie uns das Andenken der beiden Todten ehren, deren Bilder von der Wand auf uns herniederblicken."

„Es gilt!" erwiederte ich, weihen wir den Manen Ludwig Devrients und Ernst Theodor Amadeus Hoffmanns diesen Trunk!" Wir leerten andächtig die Gläser und hatten bald Freundschaft geschlossen. Unser Gespräch drehte sich ausschließlich um die beiden Unsterblichen, und ihre Vergangenheit stieg lebendig vor unseren aufgeregten Sinnen empor. Mein neuer Freund war ein junger Schauspieler, der sich den großen Ludwig zum Vorbilde genommen; er kannte alle seine Eigenheiten und war auch mit Hoffmanns Schriften auf das innigste vertraut. Seine Verehrung für den Dichter der „Phantasiestücke" und des „Kater Murr" ging in's Grenzenlose, und als höchstes Heiligthum verwahrte er eine Haarlocke und ein Autograph Hoffmanns in seiner Brusttasche. Da auch ich mich zu den Liebhabern jener phantastischen Dichtungen bekannte, geriethen wir allmälig in jene exaltirte oder „exotische" Stimmung, in welcher Devrient und Hoffmann so oft ihre Abende verbrachten. Nicht wenig fehlte daran, und wir hätten jene wahnwitzig burleske Scene wiederholt, in welcher der kleine Kammergerichtsrath und der lange Bühnenkünstler

um den Tisch herum einem flüchtigen Tintenklex, der dem Dichter aus der Feder entlaufen sein sollte, nachjagten. Nach einigen Wochen vertraulichen Verkehrs mußte ich von Berlin und meinem Freunde P. Abschied nehmen, und ich hörte nichts mehr von ihm, bis er jetzt wieder bei mir eintrat.

„Wissen Sie, warum ich hier bin?" rief er mir entgegen, „ich bin auf einen Tag zu Ihnen nach Wien gekommen, um Offenbachs Oper: „Les contes d'Hoffmann" zu hören. Ich will doch sehen, was der fatale Jacques aus unserm Dichter gemacht hat, jedenfalls ein niederträchtiges Zerrbild. Möge der Himmel es ihm verzeihen! Aber sehen muß ich es. Hoffmann auf den Brettern — ein verrückter Einfall!"

„Sie thun dem armen Jakob schweres Unrecht", entgegnete ich, „hier haben Sie den Clavierauszug, überzeugen Sie sich, daß die „Contes d'Hoffmann" kein so übles Werk sind, in welchem der Dichter zwar eine poetisch schlechte und gewagte, aber durchaus nicht unwürdige Rolle spielt. Ich muß Ihnen gestehen, daß auch ich mit übler Voreingenommenheit zur Generalprobe, mit um so aufrichtigerer Freude aber in die erste Aufführung gegangen bin; ich habe eine recht angenehme Ueberraschung erlebt, wenn man so sprechen darf bei einem Werke, welches die dunkle Seite unsers psychischen Lebens und seine schauerlichen Empfindungen uns vor Augen rückt."

Bald hatten wir uns am Clavier in das wunderliche Werk versenkt. Mein Freund war gleich Feuer und Flamme, und mit Vergnügen bemerkte ich, daß er

noch der alte liebenswürdige Phantast von damals war. Er konnte sich nicht genug über Offenbach verwundern und apostrophirte den Componisten: „Guter, armer Jacques, wie haben die wohlbekannten Züge deines Antlitzes sich verändert! Wo ist die sorgenfreie kecke Stirn geblieben, wo der satanische Blitz deines schlau zwinkernden Auges, wo der faunisch verzogene Mund, von dessen Lippen so viele muntere Schnödigkeiten in die Welt flogen?

Du hast die Götter und Menschen verhöhnt, dein fröhliches, gallisches Lachen hat den Olymp erschüttert und ist bis in die Unterwelt gedrungen; du hast dem Jupiter seine Donnerkeile, dem Pluto den Dreizack aus der Hand gewunden, hast die Homerischen Helden nach den pikanten Rhythmen deiner Piccoloflöte springen lassen, hast Könige und Fürsten verspottet, Feldherren und Minister beleidigt, den hohen Adel und ein verehrungswürdiges Publicum an ihren sehr respectabeln Nasen herumgeführt . . . Alles war dir erlaubt, denn alles lachte mit dir und konnte vor Lachen in keinen ernstlichen Zorn gerathen.

Nun bist du gestorben an irgend einer häßlichen Krankheit, der die Aerzte einen gelehrten Namen gegeben; als Schatten stiegst du zu den anderen Schatten hinab, und deine Seele schmollirt vielleicht gerade mit Hans Styx.

Aber nicht Krankheit und Tod, nicht das Grab konnte dich so verändern . . . was mag den fröhlichen Jacques so ernst gestimmt haben, daß er eine große Oper componirt hat?“

„Wer weiß es?“ unterbrach ich den Redestrom des Leidenschaftlichen. „Sie kennen jetzt das Werk und werden es in wenigen Stunden noch besser kennen lernen. Eilen Sie und besorgen Sie sich einen Parquetsitz. Es ist heute ein Feiertag, und das Theater wird ausverkauft werden. Ich würde sie begleiten, müßte ich nicht in's Concert. Nach der Vorstellung aber erwarte ich Sie bei mir. Sie können mir dann bei einem Glase Wein berichten, wie es Ihnen gefallen hat.“

Mit dem Clavierauszuge unterm Arm lief Freund P. davon.

Es war sieben Uhr abends, und ich wollte gerade in's Concert gehen, als mich ein rother Schein über den Dächern der Stadt stutzig machte. An dem lauten Rufen der eilig Vorübergehenden merkte ich, daß etwas Ungewöhnliches sich ereignet habe. „Am Schottenring brennt es . . . das Theater brennt!“ erscholl es plötzlich von allen Seiten. Als ich auf die Unglücksstätte kam, schlugen eben die hellen Flammen aus dem Dach, und eine glühende Feuergarbe, die zum grauen Winterhimmel emporloderte, streute Millionen von Funken über Häuser und Straße. Mir schlug das Herz bis an den Hals hinauf, eiskalt lief es mir über den Rücken, und meine Glieder zitterten. „O Gott, das herrliche Haus, die unglücklichen Menschen und mein lieber Freund P.!“ war alles, was ich mir im ersten Augenblick dachte. Ich hörte das Wehklagen der Hunderte, die sich mit kummervollen Gesichtern zusammendrängten, und schauderte. Ich sah das furchtbar entfesselte Element, wie es in erhabener Gleichgiltigkeit das Werk der Zerstörung verrichtete, sah die ersten

Leichen vorübertragen, sah den ohnmächtigen Kampf der zur Rettung Herbeigeeilten, die ihr Leben an eine verlorene Sache setzten, und meine Faust ballte sich.

Immer schrecklicher und deutlicher lauteten die von allen Seiten herandringenden Unglücksnachrichten, und die Hoffnung, daß die allgemeine Verwirrung und die fieberhafte Erregung der Massen die Thatsachen übertrieben haben könnten, erwies sich als ein leerer, thörichter Wahn. Droben inmitten des brandenden Feuermeeres stand mit erhobener Lyra die goldene Statue des Apoll, als wollte der Gott mit unsterblichen Klageliedern den Untergang seines Tempels begleiten. Ein nie gefühlter Haß stieg gegen den Führer der Musen in mir empor, und er war mir nicht mehr der milde Vater friedlicher Künste, sondern ein blutgieriges Scheusal, das mit eingelerntem Singsange den Todesschrei seiner Opfer zu übertönen sucht. Nero und der Brand Roms schwebten mir vor. So stand ich festgebannt und achtete nicht der Zeit, die im Fluge vorüberstrich. Erst als die Straße sich etwas lichtete, schickte ich mich zum Heimwege an. Meinen Freund, dessen Spuren ich vergeblich nachgeforscht, gab ich verloren.

Mitternacht war nahe, als ich zu Hause ankam. Keine Nachricht von P. Ich stellte zwei Kerzen auf den Tisch und verlor mich in düstere Gedanken. Die Stille meines Zimmers schien mir unerträglich. Die Wanduhr tickte einförmig fort, ich öffnete das Fenster und horchte auf das Geräusch der vorüberfahrenden Wagen. Im Kopfe summte mir dabei unaufhörlich eine süß einschmeichelnde Melodie, die mich beinahe zur Verzweiflung

brachte. Wo hatte ich das Lied doch gehört? Ueber leisen Harfenaccorden erhob sich der Gesang; eine volle, tiefe Altstimme hatte ihn begonnen, ein weicher Sopran gesellte sich zu ihr, in schmelzenden Intervallen umschlangen sich beide Frauenstimmen und lösten einander ab, gleich steigenden und sinkenden Wellen, die einen Kahn schaukeln, und ein voller Chor, geheimnißvoll und ruhig, wie der schlafende Meeresgrund, unterstützte den zarten Gesang mit weichen Harmonien. Hatte das Lied seine Heimat nicht in Venedig? Jetzt klangen Worte aus dem Gesange hervor und ich vernahm deutlich: „Belle nuit, o nuit d'amour souris à nos ivresses, nuit plus douce que le jour, o belle nuit d'amour.“ . . O Gott, das war ja die Barcarole aus dem dritten Acte der Offenbach'schen Operette! Noch gestern hatte sie das volle Theater entzückt und mußte da capo gesungen werden . . . und heute?

Die Uhr schlug zwölf; ich setzte mich an den Tisch und hielt mir beide Ohren zu, als hätte ich den Gesang ausschließen können, der doch in meinem Inneren forttönte. Ein leichter Schlag auf die Schulter weckte mich aus meinen Traumgedanken. Da steht mein Freund P. vor mir und betrachtet mich mit seinen dunklen Augen, die noch tiefer leuchteten, als sonst. Auf meine anstürmenden Fragen gab er nur ausweichende Antworten und setzte sich mir gegenüber, wie damals in Lutters Weinstube. Er schenkte sich von dem Getränk ein, das vor uns stand, stieß an das Glas und sagte: „Allen guten Geistern und unserem herrlichen Hoffmann! Sie sehen, ich halte Wort, wenn ich mich auch etwas verspätet habe. Man verläuft sich

leicht in der fremden Stadt, aber ich habe Sie doch endlich wieder ausfindig gemacht in Ihrer Burg. Dem braven Offenbach bitte ich alles ab, was ich jemals gegen ihn gefrevelt habe. Seine Musik macht zwar starke Anleihen bei Meyerbeer und den modernen Franzosen, aber sie ist doch anständig und zum großen Theile von der besten Wirkung. Uebrigens werden Sie das selber wissen."

„Aber sagen Sie mir nur um des Himmelswillen, wie Sie aus dem Theater gekommen siud. Die Vorstellung hat ja gar nicht stattfinden können, weil . . . ."

„Sie meinen doch nicht des kleinen Unfalls wegen, der zu Anfang passirte, noch ehe der Vorhang in die Höhe ging? Eine Couliſſe war in Brand gerathen, weil sie den Alkohol nicht vertragen konnte. Das war alles. Die Studenten haben ihren Punsch etwas zu feurig gebraut. Aber so ein leicht reparirtes Malheurchen genirt einen eingebrannten Theatermenschen nicht. Ich habe mich ganz ausgezeichnet unterhalten."

„Treiben Sie doch mit so furchtbar ernsten Dingen keinen frivolen Scherz, lieber P. Wie können Sie in solchem Tone von einem Unglück reden, das die ganze Stadt in die schmerzlichste Aufregung versetzt? Die Menschen, welche erdrückt und verbrannt . . ."

„Also haben doch einige daran glauben müssen? Nicht möglich? Ja, es war ein heilloser Spectakel, als ein paar Dummköpfe anfingen, „Feuer" zu schreien. Das verträgt freilich auch das gesittetste Publicum nicht. Mir selbst wäre es beinahe schlecht ergangen. Ich hatte keinen Parquetsitz mehr bekommen und war, wie ehedem

als junger Bursch, auf den Olymp in den vierten Stock hinaufgestiegen. Als die Leute auf einmal anfangen zu stoßen und zu drücken wegen des bischen verbrannter Leinwand, springe ich auf die Bank und gebiete Ruhe und Ordnung, aber man reißt mich zu Boden, mein Nachbar bearbeitet meinen Rücken mit seinen genagelten Stiefeln in sehr unverantwortlicher Weise, so etwas wie eine Ohnmacht wandelt mich an, da mir ein malitiöses Damenstiefelchen auf den Hals tritt. Aber ein freundliches Männchen hilft mir wieder auf die Beine. „Sie werden sogleich, mein Liebwerthester", krähte es mit einer dünnen, näselnden Stimme, „dort unten ein höchst merkwürdiges Schauspiel sehen, an dem auch ich einigen Antheil habe. Belieben Sie nur gütigst, sich ruhig wieder auf die Bank neben mich zu setzen und sich nicht stören zu lassen, daß es ein weniges dunkel im Hause geworden ist, ich werde sogleich Licht machen." Aus der hinteren Tasche seines langen, altmodischen Rockes holte der Kleine ein Steinfeuerzeug hervor und schlug mit dem Stahl, daß die Funken lustig sprühten. Wie ein Sternschnuppenregen flog es im ganzen Raume umher und entzündete Kronleuchter, Gasflammen und Lampen, während der Vorhang in die Höhe schnellte und das Orchester einen flotten Studentenmarsch intonirte."

„Sie wundern sich gewiß, Hochtheuerster, und werden sich noch weiter wundern", begann mein Nachbar wieder, „daß dieser lockere Offenbach auf seine alten Tage noch ein solides Haus geworden ist. Das hat denn auch seine eigene Bewandtniß. Mein Gevatter Tod war so höflich gewesen, dem Pariser Componisten einen seiner Boten

voraus zu schicken. Es war dies ein blasses, schmächtiges Kind mit blauen Augen und blonden Locken; das kam direct aus dem Dome des alten heiligen Köln, der Vaterstadt des Jakob Offenbach, in welchem es als frommes Bild verehrt wurde. Und es legte ihm ein vergilbtes Buch und einen Veilchenstrauß auf das Clavier und sagte zu ihm: „Das schenke ich dir, wenn du mich küssest!" Da küßte der gute Jacques das artige Mädchen und fragte es: „Wie heißest du denn?" „Ich heiße das deutsche Heimweh", antwortete das blasse Kind und verschwand. Dem französischen Componisten aber war der Kuß verzehrend bis in's Herz gedrungen, der Veilchenduft betäubte seine Sinne, und das Buch legte sich ihm wie ein Stein auf die Brust. Er bekam ein böses Fieber, componirte die Geschichten seines Landsmannes Hoffmann und starb."

„Mir fing", erzählte Freund P. weiter, „mein Nachbar an unheimlich zu werden, und ich faßte ihn schärfer in's Auge. Ich erschrak heftig, denn ich glaubte einen Bekannten zu sehen; das eingetrocknete faltige Gesicht mit dem scurrilen Lächeln und dem nervösen Muskelspiel, die kleinen stechenden Augen und der bis an die Mundwinkel gezogene dünne Backenbart waren mir schon früher einmal aufgefallen. Inzwischen nahm die Vorstellung ihren Fortgang, der kleine Mann redete manchmal heftig hinein und schnitt die verzweifeltsten Grimassen. Zugleich aber setzte er mir den Sinn des Ganzen auseinander, der nicht leicht zu fassen war, und begleitete jeden Act mit treffenden Bemerkungen. Als der Schauspieler, welcher den Dichter vorstellte, auf die Bühne

trat, seufzte der Kleine: „So hübsch habe ich nie ausgesehen und auch so jung war ich nicht mehr, als ich bei Lutter meinen Wein trank“, und dann fuhr er ergrimmt fort: „Die Franzosen sind doch nichtsnutzige Kerle; einen wohlbestallten königlich preußischen Kammergerichtsrath in so schlechte Gesellschaft unter betrunkene Studenten zu bringen und aus der aristokratischen Weinstube einen gemeinen Bierkeller zu machen.“ Dann brummte er über die Verhunzung von Klein Zaches, den Herr Barbier, der Verfasser des Libretto's, höchst wahrscheinlich gar nicht gelesen habe. Aber als der zweite Act mit der barocken Polonaise kam und der weibliche Automat sein gespenstisches Wesen trieb, applaudirte er wie rasend mit funkelnden Blicken und sagte, das hätte er selbst nicht besser machen können. „Sie kennen doch den Sandmann, Verehrtester, und auch die Geschichte vom verlorenen Spiegelbilde aus den „Abenteuern der Sylvesternacht?“ Dort kommen schon meine geliebte Giulietta und der verhaßte Dapertutto, der sie mir weggekapert hat.“ Die Barcarole wurde gesungen, „eine verdammt hübsche Melodie“, meinte der Kleine“ — — —

Hier unterbrach ich den Bericht meines Freundes P., dem ich mit wachsendem Staunen gefolgt war. „Aber der dritte Act konnte ja im Ringtheater gar nicht zur Aufführung kommen, da er zum größten Theile gestrichen und mit dem vierten Acte zusammengezogen worden ist.“

„Hören Sie mich doch erst zu Ende und gönnen Sie mir die Freude eines außerordentlichen Erlebnisses“, fuhr P. unerschüttert fort und schenkte sich das ausgeleerte

Glas wieder voll. „Schade, daß ich den kleinen Herrn nicht mitbringen konnte, damit er Ihnen die unverbrüchliche Wahrheit meiner Aussage bestätige. Auch Sie würde seine Bekanntschaft in hohem Grade interessirt haben. Ich bin auf eine eigenthümliche Vermuthung gekommen, die zur Gewißheit werden sollte, als am Schlusse des vierten Actes sich ein Fall ereignete, der allgemeines Aufsehen machte und mich ebenso erschreckte wie belustigte. „Das ist aus der Einleitung zu den „Serapionsbrüdern", geneigtester Gönner", sprach mein Nachbar zu mir, als der Rath Krespel und Antonia erschienen. „Was will aber der schwarze Kerl, welcher aus einer Callot'schen Zeichnung entsprungen ist? Laß deine verruchten Finger von der holden Antonia, verdammter Quacksalber, sie wird ohnehin an ihrer schönen Stimme, die eigentlich nur die Seele einer alten Geige von Stradivari ist, sterben, auch ohne deinen abscheulichen Todtentanz.

Aber er tanzt gut, der Schwarze, und versteht sein Instrument zu spielen! Ich sehe es vielen von den Zuschauern an, daß er sie am Fiedelbogen mit fortschleppen wird, diesen Tönen können wenige Stand halten . . . Ha, nun begreife ich den teuflischen Textdichter", krächzte er nach einer Weile weiter, „er will mir den Spiegel meines Lebens vorhalten. Sein Doctor Miracolo soll der feindliche Dämon meines Glückes sein, der nur die Gestalt wechselt, um mich als Coppelius, Lindorf und Dapertutto zu umgarnen. Und auch Olympia, Giulietta und Antonia sind nur eine Person. Sehen Sie doch, Theuerster, da kommt sie eben wieder als Donna Anna

aus Mozarts „Don Juan“ zum Vorschein! Sie kennt die Stelle, wo ich sterblich bin. Mein allerliebstes Fräulein Stella, ich bitte Sie, singen Sie ja nichts, denn nicht Don Juan, sondern Donna Anna wird vom Teufel geholt. Wie? Sie wagen es, Ihren holdseligen Mund zu öffnen, gegen meinen innigsten und allerunterthänigsten Wunsch? Leben Sie wohl, geschätzter junger Mann, ich muß hinunter auf die Bühne, hören Sie nicht, wie die Flammen singen, sie rufen mich; ich komme, ich komme. Adieu, ich bin der Dichter Hoffmann! „Die letzten Worte hatte er mehr geschrieen als gesprochen, und das Publicum wurde von neuem unruhig. Hoffmann aber faltete die Schöße seines brauen Tuchrockes auseinander und schwebte wie ein großer Nachtschmetterling hinunter auf die Bühne. Alles applaudirte diesem überraschenden Schlußeffect, und ich verließ voller Entzücken das Theater.“

„Sie verließen“, fragte ich mechanisch, „das Theater und haben dort die „Contes d'Hoffmann“ gehört? Das kann nicht sein, nie und nimmermehr, besinnen Sie sich, theuerster Freund“ — — —

Da fuhr ich empor. Vom geöffneten Fenster strömte ein kalter Luftzug, der Morgen graute. Ich war allein am Tische eingeschlafen. Der Wein stand unberührt, die Kerzen waren bis in die Leuchter hinabgebrannt. Von meinem Freunde P. warte ich noch heute vergebens auf ein Lebenszeichen.

Vom Wörthersee.

Seit der Ruf von den natürlichen Reizen des Wörthersees über den Michaelerplatz und Schottenring in Wien hinaus zu fremden Menschen und Ländern gedrungen ist, entwickelt sich an seinen einladenden Ufern ein internationaler Verkehr, der von Jahr zu Jahr großartigere Dimensionen annimmt und dessen bald keine Beschreibung mehr spotten wird. In dem unscheinbaren Sekirn — dieser Ortsname wird in wohlunterrichteten Kreisen nicht von dem so naheliegenden Zeitwort „Sekiren", sondern von dem ziemlich weit hergeholten Seekirchen abgeleitet — haust schon den zweiten Sommer ein amerikamüder Yankee, welcher es sich nicht nehmen läßt, seine Ferienreise über den Atlantischen Ozean anzutreten, um eine Million Dollars kreuzerlweise zu „verzitzeln". In Maiernigk hat man dieser Tage einen bis an die Zähne mit preiswerthen Dolchmessern bewaffneten Bosniaken gesehen und in Krumpendorf endlich ist ein britischer Lord ausgestiegen, allerdings um nach flüchtiger Localbeaugenscheinigung gleich wieder einzusteigen, da er noch am Abende Venedig erreichen wollte.

Derartiger Errungenschaften ungeachtet, gerieth ich bei meinem Antrittsbesuche, den ich, auf die Undurchdringlichkeit meines Inkognito's vertrauend, in Pörtschach machte, doch gänzlich außer Fassung, als ich auf dem schmalen Kieswege, welcher die feindlichen Wirthshäuser von Werzer und Wahliß verbindet, einen Trupp von wilden Männern auf mich zukommen sah, die offenbar der afrikanischen Race angehörten. Obwohl sie nicht völlig unbekleidet waren und auch sonst schon einigen europäischen Schliff sich angeeignet zu haben schienen — Einer von ihnen trug ein Monocle — hatten sie doch ein so kannibalisches Aussehen, daß ich ihnen vorsichtig auswich. Von ihrem chokoladefarbigen Antlitz stach das blendende Weiß der Augäpfel unheimlich ab, die behaarte Mannesbrust ragte aus einem kurzen, tiefausgeschnittenen, trikotartigen Leibchen breit hervor, mit den mehr oder weniger muskulösen braunen Armen schwangen sie lanzenförmige, in große Löffel auslaufende Holzstangen, und dabei stießen sie ein ohrenbetäubendes kriegerisches Geheul aus, das entfernt an kärntnerische Volksweisen erinnert. Während sie näher auf das Gebüsch losgingen, hinter welchem ich mich nur nothdürftig verborgen hielt, fletschten sie die Zähne und wechselten bedeutungsvolle Winke und Blicke. Schon fürchtete ich, zum Opfer ihres Blutdurstes auserkoren zu sein, und wollte mich eben durch schleunige Flucht seitwärts in das Restaurant retten, auf die Gefahr hin, dort ein kostspieliges Mittagsmahl einnehmen zu müssen, da sprang die schwarze Horde in drei oder vier vor See liegende Canoes und fuhr unter Juchhegeschrei mit

schnellen Ruderschlägen davon. Merkwürdigerweise zeigten sich mehrere am Strande versammelte Damen durch das aufregende Schauspiel nicht im Geringsten erschreckt; offenbar waren sie den schaudervollen Anblick schon gewohnt, und gewisse untrügliche Anzeichen deuteten sogar darauf hin, daß zwischen ihnen und den Wilden eine auf gegenseitige Werthschätzung gegründete entente cordiale bestand. Von einem Ortskundigen erfuhr ich dann zu meiner großen Beruhigung, daß die vermeintlichen Congoneger oder Nubier den achtbarsten Wiener Familien angehörten, und daß ihre Wildheit nur die Folge einer in der heißen Jahreszeit an vielen größeren fashionablen Wasserplätzen epidemisch auftretenden neuen Seekrankheit sei.

Da mich das Uebel, welches am Wörthersee besonders zahlreiche Opfer fordert, interessirte, habe ich mich seither eingehend mit demselben beschäftigt und bin zu folgenden bemerkenswerthen Ergebnissen gelangt. Die Incubationsdauer ist in der Regel eine dreitägige und zieht sich nur bei besonders widerstandsfähigen Individuen auf eine Woche hinaus. Zu den ersten Symptomen des Contagiums gehört eine dumpfe Eingenommenheit des Kopfes und eine nervöse Unruhe in den unteren Extremitäten. Der Patient versucht Briefe zu schreiben, aber es fällt ihm nichts ein; er läuft in's Café, um Zeitungen zu lesen, aber selbst seine Lieblingslectüre, die Wiener Witzblätter, fesselt ihn nicht; noch weniger fühlt er sich von den neuen französischen Romanen angesprochen, die er aus der Stadt mitgebracht hat, um seine Bildung zu vervollkommnen; er rennt wie ein

Besessener alle möglichen Strandpromenaden auf und ab und bleibt endlich immer wieder in tiefes Nachsinnen verloren vor einer Bude stehen, in welcher gelbe Lederschuhe, roth und blau gestreifte Trikotleibchen und weiße, buntgenähte Kappen zum Verkauf ausgeboten werden. Ohne recht zu wissen, wie und warum, hat er plötzlich seinen soliden Philisterhut gegen ein solches frivoles Mützchen vertauscht, und er findet in seinem Fieberwahne, daß ihn das Ding gar nicht übel kleide: verleiht es doch auch dem langweiligsten Gesicht einen unternehmenden jockeymäßigen Ausdruck! Ist aber der arme Narr erst einmal unter seine Kappe gebracht, so nimmt die Krankheit ihren weiteren unaufhaltsamen Verlauf. Zu der Kappe gesellen sich folgerichtig die gelben Ruderschuhe, die weißflanellenen Oberhosen, sowie der mit den Farben der Unschuld, Liebe und Hoffnung renommirende Seelenwärmer; das Ganze aber wird durch einen seidenen Leibgurt zusammengehalten, an welchem bald die geraubten Herzen schöner Weiber wie die Scalpe erschlagener Feinde zu Dutzenden hängen sollen. Die nächste Sorge des Patienten ist es jetzt, seinem zappeligen Leibe jenen dauerhaften Chocoladenüberzug zu geben, welcher jedes noch so unbedeutende Bleichgesicht in einen unwiderstehlichen, waschechten Nubier verwandelt. Die Procedur ist eine ziemlich langwierige und beschwerliche, da es gilt, unausgesetzt zu rudern und zu schwimmen, und führt auch nicht immer zu dem geträumten Erfolge. Manche bilden sich in ihrem hochgradigen Paroxismus zu Fettschmierern heran, das heißt, sie bearbeiten Gesicht, Brust und Arme mit Speckschwarten

und geben dann ihren sorgsam einbalsamirten Leichnam den versengenden Strahlen der Sonne preis, bis ihre Haut so schwarz und glänzend ist, daß sie sich, ohne vor Neid gelb zu werden, unter den Bevorzugten vor den wählerischen Augen ihrer Damen sehen lassen können. Wie jedes schwerere Leiden, füllt auch die Pörtschacher Seekrankheit das Dasein ihres Patienten vollständig aus, und er braucht sich den schwachen Kopf nicht weiter darüber zu zerbrechen, womit er die leidige lange Zeit todtschlagen soll.

Ueberhaupt scheint das wahrhaft tropische Klima des nördlichen Seeufers, welches die Gluthen des heißen Mittags wie in einem Ofen auffängt und festhält, die sonderbarsten Erscheinungen im Gefühls- und Geistesleben des Menschen hervorzurufen. Bei Frauen zum Beispiel ist eine starke Trübung des Erinnerungsvermögens häufig beobachtet worden. Während die Einen sich soweit vergessen, daß sie nur noch an Cavallerie-Officiere denken, können die Andern sich absolut nicht erinnern, jemals einen Gatten besessen zu haben, obwohl sie diesem in Wien, Graz, Prag oder Budapest vegetirenden Unglücklichen alle acht Tage der Wahrheit gemäß schreiben, daß es ihnen sehr gut geht, daß sie möglichst zurückgezogen leben, und daß sie sich in ihrem ländlichen Aufenthalte glücklich fühlen. Einer meiner Wiener Bekannten, der nicht gerade mit hervorragenden geistigen Gaben gesegnet ist, behauptete, daß die Hitze nachtheilig auf sein Gehirn einwirke, und äußerte besorgt, er werde in Pörtschach noch „ganz dumm“ werden. Zu seinem Troste konnte ich ihm betheuern, daß ich gar

keine Veränderung an ihm bemerkt habe, und er war mit dieser wenig schmeichelhaften Versicherung vollständig beruhigt. Komisch ist es, daß die Pörtschacher außer sich gerathen, wenn man es nicht „himmlisch kühl“ oder doch wenigstens „recht angenehm“ bei ihnen findet. Sie wischen sich dabei ächzend den Schweiß von der Stirn und fächeln sich Luft zu. Allerdings können sie sich auf ihren Herrn und Meister berufen, welcher seinen Gästen in einem dunkeln Sammetanzuge, das stattliche Haupt mit einem ebensolchen Barret bedeckt, als Gott der Sommerfrische und leuchtendes Beispiel männlichen Opfermuthes vorangeht. Wer ihn so stolz einherschreiten sieht in dem Bereiche seiner für zureisende Enkelgeschlechter der Zukunft angelegten Villenstadt, könnte leicht glauben, nicht nur den speculativen Gründer eines der großartigsten Hoteletablissements, sondern den künstlerischen Schöpfer der prächtigen Seeaussicht, welche sich vom Parterre der mittleren Villa aus den Augen des Zuschauers eröffnet, in allereigenster Person vor sich zu haben. Die Aussicht gleicht einer Bühnendecoration; sie ist so geschickt angeordnet und so gut gestellt mit ihrem von hohen Bergen abgeschlossenen Seeprospect und ihren waldgrünen Seitencoulissen, daß man beim ersten Anblick sich versucht fühlt, Bravo zu rufen und zu applaudiren. Ich für meinen Theil liebe derartig künstlerisch componirte Effectstücke nicht, sobald sie in der Natur vorkommen; sie erwecken den Verdacht, als habe irgend ein armer Teufel von Theatermaler unserem Herrgott in's Handwerk gepfuscht, um bequemen Menschenkindern etwas Fertiges zu geben, damit ihnen das eigene Denken

und Dichten erspart werde. Die Natur soll nicht das Licht wieder auslöschen, das sie sich im Menschen über sich selbst so herrlich angezündet hat, sie soll auch nicht menschlich empfinden und schaffen wollen, außer im Menschen, der sie mit den ihm eingebornen ewigen Ideen in Einklang setzt, wenn er nicht etwa auf den albernen Gedanken verfällt, sie abschreiben und nachstümpern zu wollen.

Ueber dieser philosophischen Betrachtung war ich mechanisch weitergegangen und ich nahm mir eben vor, den versteckten Unsinn und die inneren Widersprüche des Naturalismus einmal gründlich nachzuweisen, als ich von einer sanften Stimme gefragt wurde: „Wünschen Sie nicht lieber eine blaugenähte? Sie wird Ihnen noch besser stehen.“ Instinktiv griff ich mir an den Kopf. All' Ihr Ewigen, was war mit mir geschehen!? Richtig hatte ich so eine verwünschte, nichtswürdige Narrenkappe auf den Ohren sitzen. Wie sie dorthin gekommen, wird mir stets ein Räthsel bleiben. Voller Entsetzen fingerte ich nach dem Mandarinenknopfe in ihrer Mitte, erwischte ihn glücklich, schmiß das abscheuliche Ding auf den Ladentisch, daß es klatschte, und hörte nicht mehr, was die verwunderte Verkäuferin hinter mir drein rief. Erst nachdem mich ein rüstiger Schiffer jenseits des Sees in dem anspruchslosen Maria-Wörth in Sicherheit gebracht hatte, kam ich wieder zur Besinnung und ermaß die Größe der Gefahr, der ich noch rechtzeitig entronnen war. Ich lobe mir diesen idyllischen, vollkommen seuchenfreien Ort, wo ich zwar ruhmlos als Bleichgesicht, aber unangefochten dahinlebe zwischen wohlerzogenem einge-

borenen Rindvieh und wenigen guten Leuten, die ebenfalls ruhig ihrer Wege gehen. Mit dem auf dem Wörth unterhalb des lieben, alten gothischen Kirchleins gelegenen Gasthause verkehre ich täglich einmal durch mein Schiff und lasse mir's daselbst vortrefflich schmecken. Es bekümmert mich nicht, daß das Geflügel, welches ich zu Mittag speise, es für ein Gebot der Höflichkeit achtet, sich Tags zuvor persönlich vorzustellen, jungen Künstlerinnen gleich, die einem erbarmungslosen Kritiker aufwarten, und wenn ein paar ungeschlachtete Schweine sich bis in die Nähe meines Tisches wagen, so höre ich aus ihrem feindseligen Grunzen doch nur ihr Ave! Morituri te salutant. Und wie schön, von allen Genüssen und Freuden der sommerlichen Hochsaison nur durch einen Streifen Wassers getrennt zu sein, dennoch aber nicht hinüberzufahren!

Hochwasser.

Für den reiselustigen Sommergast, der sein Standquartier an der belebten von Tarvis in's nahe Wälschland führenden Reichsstraße aufgeschlagen hat und nur darauf wartet, von guten Kameraden „umgestoßen" zu werden, gehört ein Ausflug über die Krainer Grenze nach dem prächtigen Veldesersee, dem „Juwel Krains", zu jenen alltäglichen Unternehmungen, über welche man kein Wort weiter verliert. Man trinkt wie gewöhnlich auf dem von blühenden Hopfenranken umrahmten Balkon seinen häuslichen Morgenkaffee, holt den getreuen Wanderstab aus der Ecke hervor, geht an der von zwei alten spitzen Vertheidigungsthürmen flankirten gothischen Kirche vorbei zu dem freundlichen Stationsgebäude von Ober-Tarvis, fährt zum Hauptbahnhofe hinüber, steigt dort in den Laibacher Zug ein und kommt nach einer gemächlichen und kurzen Eisenbahnfahrt durch das breite, zwischen waldigen Vorbergen sanft sich hinschlängelnde Savethal gegen zehn Uhr Vormittags vergnügt in Lees-Veldes an. Es bedurfte daher nur eines einladenden Winkes von befreundeter Seite, um mich nach Veldes hinüberzulocken. Bald saß ich unter lauter lieben Wiener Gesichtern auf der kühlen Veranda der reizendsten, mit allem städtischen

Comfort ausgestatteten Villa und ließ es mir wohl sein bei einer Flasche edlen Johannisbergers, den die sachkundige Herrin des Hauses in irgend einem nur ihr zugänglichen Weinkeller entdeckt hatte. Fast freute es uns, daß der Himmel die Pointen einer auf das Wohl der Hausfrau ausgebrachten Tafelrede mit donnerndem Beifall begleitete, wenn auch das heillose Gewitter, welches gleich nach meiner Ankunft mit rasender Gewalt über den See und seine Ufer losbrach, das festliche Programm des Tages zum größten Theil umwarf. Wir hatten zu dem wie eine große Wasserrose aus den Fluthen des Sees auftauchenden Inselchen rudern und die Wunschglocke läuten wollen. Dort auf dem kleinen Felseneiland streckt eine einsame Kirche ihren schlanken weißen Thurm aus den grünen Wipfeln der Bäume empor. Inmitten des stillen Gotteshauses aber hängt von der Decke ein langes Seil herab, das eine besondere Glocke in Bewegung setzt. Wer gläubigen Herzens am Strange zieht und sich etwas Unausgesprochenes dabei wünscht, darf auf die sichere Erfüllung seines Wunsches rechnen. Der blecherne Klang der Glocke, die begreiflicherweise fast unausgesetzt in Thätigkeit ist, ermahnt symbolisch den freiwilligen Küster, nichts Unmögliches zu begehren. Deshalb hatte ich mir vorgenommen zu wünschen, daß wenigstens Eine der vielen im Burgtheater für die nächste Saison vorgemerkten Novitäten Erfolg haben möchte. Kann man bescheidener und selbstloser in seinen Ansprüchen sein? Wenn also sämmtliche neuen Stücke auch diesmal wieder durchfallen sollten, so wissen wir warum, und die enttäuschten Autoren werden gut thun,

sich künftighin beizeiten persönlich an den Strick der Veldeser Wunschglocke zu hängen!

Außer dieser illusorisch gewordenen frommen Wallfahrt war ein Besuch der am unteren Ende des Sees befindlichen Lufthüttencolonie projectirt gewesen. In der scheinheiligen Maske eines zur Entäußerung des letzten Hemdes entschlossenen Riklianers wollte ich als geschworner Apostat der bekleideten menschlichen Gesellschaft mich so, wie Gott mich geschaffen, an den Busen der Mutter Natur werfen und unter der erleuchteten Schaar gleichgestimmter Sonnenbrüder meiner körperlichen und geistigen Wiedergeburt, barfuß vom Scheitel bis zur Sohle, entgegengehen. Jeden Morgen lächelt die Sonne auf das sonderbare Schauspiel herab, welches ihr in heiliger Frühe von den Graskuppen einiger schamhaft vom See abgewendeter Hügel dargeboten wird. Dort, wo sonst nur Wesen, an deren geistiges Vermögen niemand besondere Anforderungen zu stellen pflegt, ihren Berufsgeschäften nachleben, wo das breitstirnige Rind und das schmalnasige Schaf den kräuterreichen Boden abweiden, dort grast jetzt der gedankenvolle Philosoph, der sich an den Problemen des Daseins zu Schanden gedacht hat, zusammen mit dem durch die niedrigen Curse in nervöse Aufregung versetzten Besucher der Börse, während abseits vielleicht ein unglücklich Liebender seinen thränenfeuchten Schmerz an der Sonne trocknet. Und kein äußeres Abzeichen, keine Sonderbarkeit, kein modisches Merkmal verräth seinen Mann; vor dem allsehenden Gestirn des Tages, vor den Augen des Naturarztes und vor einander sind sie Alle gleich, eine

brüderlich einträchtige Gemeinde culturmüder Adamssöhne, die sich keine Blöße mehr geben können, weil sie ganz nackt sind. Ob das Zusammenleben der auf einem noch entfernteren Sonnenhügel die irdische Brust im himmlischen Aether badenden Evastöchter ebenso idyllisch verläuft, und ob die holden Frauen so viel Kraft der Selbstentäußerung besitzen, um sich von den Künsten des Schneiders vollständig emancipiren zu können, wage ich nicht zu entscheiden. Doch möchte ich darauf schwören, daß eine und die andere Sonnenschwester trotz alledem ihre Morgentoilette à la Rikli sich im Stillen bereits zurecht gemacht hat, mit welcher sie sämmtliche Nebenbuhlerinnen auszustechen hofft. Auch habe ich einige im Verdacht, daß sie nur barfuß gehen, um ihren hübschen kleinen Fuß zu zeigen.

Was aber fangen die Bewohner der Lufthüttencolonie an einem Tage wie demjenigen an, der mich um das Vergnügen ihrer persönlichen Bekanntschaft gebracht hat? Geben sie den abgehärteten Leib den wüthenden Elementen preis und lassen sie sich wie Jo von Zeus in den Wolken umarmen? Die Inschrift, welche Herr Rikli als Aushängeschild in Riesenlettern auf sein Gesundheitswirthshaus gesetzt hat: „Wasser thut's freilich — höher noch stehet die Luft, am höchsten das Licht" spielt wohl nur in kühner Umschreibung auf die Seebäder an, nicht aber auf die Regentaufe, obgleich das contradictorisch verkehrte Citat aus dem Luther'schen Katechismus („Wasser thut's freilich nicht") gerade von dem Sacramente der Taufe redet. Herr Rikli mag ein großer Heilkünstler sein, einen Dichter oder auch nur einen logischen

Denker verräth sein Sprüchlein nicht. Ich fürchte, daß letzteres einen Hexameter vorstellen soll — das rhythmisch erweiterte „stehet" bringt mich auf diese traurige Vermuthung — und dann hätte der an einem unheilbaren Fußübel leidende Vers zwei Silben zuviel. Doch, ob Hexameter oder nicht, wenn die Luft noch besser hilft als das Wasser, und das Licht wieder noch besser als die Luft, so wäre auf die Frage: „Wie kann Wasser solche große Dinge thun?" mit dem Katecheten zu antworten: „Wasser thut's freilich nicht", und dann fortzufahren: „sondern die Luft oder das Licht, so mit und bei dem Wasser ist." Ein Rikli will eben höher hinaus oder hinauf als ein gewöhnlicher Wasserdoctor; er singt nicht mit Pindar: „Das Beste ist das Wasser", sondern mit Hölderlin: „Ihr wandelt droben im Licht, selige Genien." Es ist immerhin möglich, daß Rikli's Colonisten, sobald es ihnen an warmer Luft und goldigem Lichte fehlt, in's Wasser gehen und den Regen dabei als willkommene Douche gebrauchen. Wir verweichlichten Garderobemenschen dagegen mußten bald den Platz auf der Veranda räumen, weil es uns in die Karten regnete, und im Salon mit Blättern weiter tarokiren, die sich gewaschen hatten.

Draußen goß es in Strömen fort, der Tag hatte sich in pechschwarze Nacht gewandelt, und vom See mit seiner Insel, seinen Bergen und Ortschaften war bald nichts mehr zu sehen. In der dichten Finsterniß flammte es unaufhörlich von jähen Blitzen auf, welche die Luft gleich feurigen Drachen durchsausten; der Sturm heulte, Hagelschauer prasselten und Donnerschläge dröhnten, als

wäre der jüngste Tag herbeigekommen. Das war kein vereinzeltes Gewitter mehr, sondern eine ganze Armee von mobilisirten Wettern, die mit allen erdenklichen Wolkengattungen ausrückte, um das Land zu verwüsten und jeden Widerstand zu Boden zu strecken. Als bereits bange vierundzwanzig Stunden verstrichen waren, ohne irgend eine Aenderung auf dem Kriegsschauplatze der Elemente herbeizuführen, hatte ich mich mit dem Gedanken an eine neue Sintfluth soweit vertraut gemacht, um meine schleunige Abreise energisch zu betreiben. Bei dem Untergange der Welt und ähnlichen unvorhergesehenen allgemeinen Katastrophen gehört ein Familienvater nach Hause. Vielleicht, so dachte ich, gelingt es mir noch mit den Meinigen die Höhe des großen Mangart (2678 Meter) zu erreichen, das Unterkunftshaus des Alpenvereines als zweite Arche Noah flott zu machen und über die venezianischen Berge nach Italien abzusegeln. Meine guten Absichten wurden indessen schon auf der Station Lees-Veldes schmählich durchkreuzt. Der Billetschalter öffnete sich nicht, und den grünen Vorhang hinter dem geschlossenen Fenster bewegte kein Lüftchen. Nach langem ungeduldigen Harren erklärte mir die mitleidige Seele eines in Gedanken auf dem nassen Perron stehen gebliebenen Weichenstellers, daß der Verkehr nach Tarvis vorläufig eingestellt sei, daß aber möglicherweise am anderen Morgen wieder ein Zug abgehen werde, wenn auch nur bis zu einer der nächsten Stationen.

Am anderen Tage leuchtete die rothe Mütze des Stationsvorstehers im verheißungsvollen Glanz der wiedergeborenen Sonne. Ein freundlicher, mit den Orts-

verhältnissen scheinbar innig vertrauter Herr überredete mich und ein anderes unglückliches Opfer der Reisewuth, in den Zug einzusteigen und bis Kronau zu fahren; dort sei allezeit das beste Fuhrwerk zu haben; in vier Stündchen könnten wir in Tarvis sein und hätten eine genußreiche Wagenfahrt durch das Gebirge. Wir dampften also nach Kronau ab, der angenehmen Zukunft froh, und obwohl kaum der Sintfluth entronnen, schon wieder mit Vergnügungsprojecten beschäftigt. Aber die Blicke, die wir aus den Fenstern des Coupés warfen, stimmten unsere Freude schnell herab und verkehrten sie in Trauer. Welche schrecklichen Verwüstungen hatte das Wetter auf Wiesen und Feldern angerichtet! Und doch war, was wir da sahen, nur die milde Vorbereitung auf das, was uns ferner begegnete und am Ziel unserer Fahrt erwartete. Der Kronauer Wagenpark stellte sich sofort als phantastische Täuschung dar. Von den zwei entgegengesetzten Enden des Ortes wurden mit großer Mühe ein Korbwägelchen und ein Ackergaul einander zugeführt als die einzigen disponiblen Beförderungsmittel. Auch sie erwiesen sich bald als unzulänglich und überflüssig, weil jedes Weiterkommen zu Wagen, Roß oder Fuß sich von selbst verbot. Fahrstraße und Fußwege waren theils verschwunden, theils durch abgestürzte Felstrümmer und reißende Gießbäche unpassirbar gemacht. So standen wir vor der Alternative, entweder nach Kronau, beziehungsweise Veldes, umzudrehen und über Laibach, Steinbrück, Marburg, Klagenfurt und Villach nach Tarvis zu reisen, das heißt mindestens einen Tag im Waggon zuzubringen, oder auf dem

Schienengeleise der Bahn unser Heil zu versuchen. Wir entschlossen uns für den kürzeren Weg und erreichten auch, nachdem wir einige Hindernisse glücklich genommen hatten, den Bahndamm. Da ging es von Schwelle zu Schwelle, das Auge vorsichtig zur Erde gerichtet, im glühenden Sonnenbrande vorwärts. Oft mußten wir an gefahrdrohenden Stellen einen Umweg suchen. Einmal thürmte sich ein Berg von Schutt und Gerölle über den Schienen empor, ein andermal schoß ein wildes Wasser zwischen ihnen hinab, ein drittes und viertes Mal war der Damm stark unterwaschen und ausgehöhlt oder auch vollständig weggespült, so daß das Eisen- und Holzgerüst wie ein fleischloses Gerippe leer in der Luft hing. Im Ganzen jedoch machte sich die seltsame Wanderung leichter, als wir erwartet hatten; nur das unabläßige Anstarren des blendend weißen Kiesgrundes und der ewig fortlaufenden, von Biegung zu Biegung sich erneuernden eisernen Parallelen rief eine Art von hypnotischem Taumel in mir hervor, und meinem Begleiter erging es ebenso. Wir waren dann immer froh, zur Abwechslung auf eine mit Sand verschwemmte Strecke zu stoßen, welche den Augen einen anderen Anblick darbot und den Füßen wohlthat, wie der weiche Sammt eines kostbaren orientalischen Teppichs. Vor Ratschach dehnte sich ein dreißig Minuten langer und ebenso breiter See aus, in welchem Alles verschwunden war, was der Fleiß der Landbewohner dem kargen Erdreich abgerungen hatte. Mit majestätischer Ruhe spiegelten sich das blaue Firmament, die frisch beschneiten Zacken der weißlichgrauen Kalkalpen und das dunkle Grün der

bewaldeten Vorberge in den trüben Fluthen, — eine schauerliche Illustration zu der gleichgiltig über das Wohl und Wehe ihrer eigenen Kinder hinwegschauenden „allliebenden" Mutter! Bei Weißenfels wurden wir von einer Maschine überrascht, die in einem angehängten Wagen Arbeiter auf die Strecke hinaus befördert hatte. Ein artiger Bahnbeamter — es gibt auch solche — war so liebenswürdig, uns zu sich einzuladen, so daß wir den Rest des Weges in seinem Extrazuge zurücklegten.

In Tarvis hatte das Unwetter am schlimmsten gewüthet. Das fröhliche Städtchen im Kanalthale war kaum wieder zu erkennen. Aus den sonst harmlos über bunten Kieseln dahinplätschernden beiden Bächlein, die aufeinander zuhüpften, wie zwei unschuldige Kinder, waren mächtige Ströme geworden, welche sämmtliche Brücken und viele Wohnhäuser, Ställe und Gebäude fortgerissen haben. Sonst gab es von Früh bis Abend die winklige, viel gekrümmte Hauptstraße entlang ein eiliges Drängen und Jagen von stattlichem Fuhrwerk, in welchem Fremde saßen, um nach Raibl oder an die Mangartseen, oder gar nach Italien auszufliegen; jetzt rollt nur ein mit Ochsen bespannter Karren oder ein Handwagen langsam vorbei, bepackt mit den geringen Habseligkeiten eines armen Obdachlosen. Sonst pochten die Hammerwerke, klapperten die Mühlen und schrillten die Sägen, und es war im Verein mit dem Rauschen der vielen Quellen und kleinen Gießbäche ein lautes, aber nicht unfeines Concert, dem man gern zuhörte; jetzt schweigt Alles still, zu unfruchtbarer, zehrender Ruhe

verdammt; kein Rad dreht sich, kein Hammer pocht; die Quellen sind verschüttet oder haben ihren Lauf geändert, die Wasserleitungen und Mühlgräben stocken und starren von Schlamm und Steinen. Nur die wilden Gewässer des Bartolo und der Schlitza rauschen lauter und drohender als zuvor, und ihre schmutzig gelben Wogen spritzen den schäumenden Gischt zu den Ruinen aufgerissener Häuser empor . . . Soll ich mich hinterdrein der sybaritischen Laune schämen, in welcher ich meine Wanderung begonnen hatte, und die gründliche Abkühlung meines Reiseübermuthes als gerechte Strafe des Schicksals hinnehmen? Weder Dies noch Jenes. Lieber will ich mir und Anderen die ebenso oft gemachte wie vergessene Erfahrung von neuem einprägen, daß auch ein alltägliches Unternehmen höchst ungewöhnlich und gänzlich wider Erwarten ausgehen kann.

Die Appassionata.

Es war einer jener melancholischen, feuchtwarmen Herbstabende, an welchen ein verlorner Hauch des abgeschiedenen Sommers die schläfrige Erde streift, als ob er sie zu neuem Blühen erwecken wolle. Von den dichtbelaubten Kronen der alten Buchen, welche bis hart an den dunkelgrünen Bergsee heran ihre tausend Arme deutend und weisend über das Wasser ausstrecken, loderte ein purpur- und goldfarbener Glanz auf. Ihre bunte Blätterpracht sah aus wie ein zahlloses Heer schimmernder Blüthen, die sich im Lichte der Sonne baden. Aber von dem prahlerischen Aufputze sank schon leise und zitternd ein Stück nach dem andern zu Boden, und die Sonne, welche drüben hinter den waldigen Höhen des westlichen Ufers verglühte, hätte das welke Laub auch nicht mehr beleben können. Die letzten Strahlen des untergehenden Tagesgestirns fielen durch die breiten Fenster des schloßartigen Landhauses, das, abgesondert von den übrigen, näher an den Kirchthurm des anmuthig gelegenen Dorfes sich anreihenden Villen, eine weit in den See vorspringende Halbinsel beherrscht. Nur vom Wasser aus vermag der Fremde einen neugierigen Blick in die sorgsam gehütete Romantik von Haus und Garten zu werfen, und auch

da sieht er nicht viel mehr als eine mit Lorbeer-, Myrten- und Orangenbäumen besetzte Terrasse, sowie zwei riesige Platanen, hinter denen die Giebel und Säulen des im antikisirenden Geschmacke gehaltenen Wohngebäudes sich zu verbergen suchen. Nach der Landstraße zu ist der Park durch mannshohe, undurchdringliche Hecken vor unberufenen Späheraugen geschützt, und der mit bunten Thonziegeln bepflasterte Gang, welcher von dem künstlerisch verzierten Eisengitter der Einlaßpforte auf das Schlößchen zuführt, biegt nach ein paar Schritten sogleich von der geraden Linie ab, um hinter den Gebüschen zu verschwinden.

Wer hier wohnt, hatte ich mir unwillkürlich gesagt, als ich jene Besitzung zum erstenmale betrachtete, muß entweder sehr glücklich oder sehr unglücklich sein. Bald erfuhr ich im Gasthofe, daß die Gräfin Malvine von R. die Eigenthümerin des Landhauses sei und in demselben seit dem Tode ihres von ihr getrennten Gatten, mit dem Bruder ihres Vaters, dem Baron Z., einem wunderlichen alten Junggesellen, den größten Theil des Jahres zuzubringen pflege. Die strengen Wintermonate über halte sich das Paar regelmäßig in Rom auf, wo die Gräfin, ihre Anstandsdame abgerechnet, jeden weiblichen Umgang meide, dagegen allabendlich einen erlesenen Kreis von ihr befreundeten Künstlern um sich versammle. Auch während ihres sommerlichen Landaufenthaltes fehle es ihr nicht an Besuch, obgleich sie sich gegen Ortsangehörige und Saisongäste mit einer an Feindseligkeit grenzenden Scheu abschließe und den lebendigen Zaun ihres weitausgedehnten, prachtvollen Gartens gleich den

Mauern eines Klosters niemals überschreite. Ueber den Grund dieser Zurückgezogenheit wußte niemand nähere Auskunft zu geben; doch fiel es mir angenehm auf, daß unter allen, die von dem Hause und dessen Herrin sprachen, nicht ein Einziger eine zweideutige oder verletzende Bemerkung fallen ließ. Vielmehr rühmte man ihre Tugend und Herzensgüte ebenso hoch, wie man ihren Geschmack bewunderte und ihre Schönheit pries. Ich würde mich um die sonderbare Insulanerin und ihr Märchenschloß nicht weiter bekümmert haben, wäre ich nicht in ungewöhnlicher Weise, ohne sie selbst zu sehen, mit ihr bekannt geworden. Auf einer einsamen Kahnfahrt begriffen, war ich einmal um die Landzunge gebogen und ziemlich nahe an die Balustrade der Terrasse herangerudert. Da hörte ich ein wahrhaft hinreißendes Clavierspiel von den Platanen her über den stillen See klingen: Beethovens „Appassionata." Leider erhaschte ich nur noch den Schluß der Sonate, jenes dämonische Presto, mit welchem die Geister des Abgrundes in schrecklich triumphirendem Siegestanze davonrasen. Nie glaubte ich etwas Aehnliches vernommen zu haben. Die Kraft des Spielers schien mit dem Zeitmaße sich zu verdoppeln, und die gefährliche Stelle, an welcher schon die geübtesten Virtuosen gescheitert sind, kam so gewaltig und niederschmetternd heraus, wie sie der Componist beabsichtigt hat. Ich wußte sofort, daß im Schlosse niemand als die Gräfin gespielt und so gespielt haben könnte, ohne mir über den Grund meiner Annahme klar zu werden; und nicht minder fest stand es bei mir, daß ich die Bekanntschaft der Dame um jeden Preis

machen müßte. Der Zufall kam mir unmittelbar darauf in Gestalt des Landschaftsmalers L., eines leidenschaftlichen Musik-Enthusiasten, zu Hilfe. L. war seit einigen Tagen mit noch zwei anderen Freunden bei der Gräfin zu Gaste und versicherte mir, daß es keine Schwierigkeiten haben würde, mich dort einzuführen. Schon am nächsten Morgen hatte ich die Einladung zu einer musikalischen Unterhaltung in Händen, und ich beeilte mich, von derselben Gebrauch zu machen.

Ein Diener empfing mich im Vestibül und geleitete mich an den Statuen der vatikanischen Euterpe und der Berliner Polyhymnia vorbei über die mit rothem Tuch belegte breite Treppe in den Salon. Die mittelgroße, schlank gewachsene Frauengestalt, welche aus dem Nebenzimmer zu mir hereintrat, hatte etwas Feierliches, fast Strenges in ihren Bewegungen, aber in ihrer klangvollen tiefen Altstimme lag so viel Güte und Herzlichkeit, und ihre ernsten Mienen heiterten sich während des Sprechens so freundlich auf, daß ich meine ursprüngliche Befangenheit bald überwand und mich lebhaft zu der schönen Frau wie zu einer guten Bekannten hingezogen fühlte. Eine schwere, an Hals und Händen mit echten Spitzen eingefaßte, enganschließende und lang herabfallende Sammtrobe hob ihren Wuchs um ein Bedeutendes und ließ ihre Figur größer erscheinen, als sie war. Von der tiefen Schwärze ihres Kleides stach die durchsichtige Blässe ihres Gesichtes um so empfindlicher ab. Noch auffälliger war der Contrast zwischen dem seidenweichen, leicht gekrausten, rothblonden Haar, das, hinten zu einem griechischen Knoten aufgeschürzt, in duftigen

Wolken über die Stirn fiel, das Haupt mit einem Gewirr von goldenen Lichtern wie mit einer Glorie umgebend, und den dunkelbraunen, seelenvollen Augen, die bald fremd und müde vor sich hinblickten, bald wieder in schwärmerischer Gluth aufleuchteten, als würden sie mit überirdischen Visionen begnadet.

„Die Freunde meiner Freunde sind auch die meinigen!" sagte die Gräfin und streckte mir beide Hände entgegen. „Seien Sie mir herzlich willkommen und treten Sie gleich in's Allerheiligste, in mein Musikzimmer, ein, daß ich Sie mit den anderen Herren bekannt mache. Mein Onkel, Baron Z., der Dichter H. und Dr. D., Professor der Philosophie, alle drei gleich mir und unserm lieben L., dem wir diese angenehme Ueberraschung verdanken, leidenschaftliche Musikfreunde und besondere Verehrer des Unerreichbaren, Einzigen da." Sie deutete mit den Augen auf eine in weißem Marmor ausgeführte, getreu nach der Klein'schen Gesichtsmaske gearbeitete Beethoven-Büste, die hinter dem Clavier an dem mittleren Fensterpfeiler stand.

„Wir haben uns" — fuhr der Oheim, ein hagerer, weißhaariger, aber noch frischer und beweglicher Sechziger, dazwischen, nachdem er von einem Divan elastisch in die Höhe geschnellt war — „im Laufe der Zeit unseren eigenen musikalischen Cultus ausgebildet und dürfen bei demselben auf eine nicht große, aber desto eifrigere Gemeinde von Glaubensgenossen zählen. Meine Nichte und ich besuchen niemals ein Concert. Ich behaupte nämlich der hergebrachten Meinung zum Trotz, daß die Musik eine durchaus ungesellige Kunst ist. Das

Beste hat man hier, wie übrigens allerwärts bei geistigen Freuden, für sich allein, und wenn meine angebetene Malvine nicht eine so ganz ausnahmsweise verständige Künstlerin wäre, würde ich mir selbst von ihr keinen Ton anhören."

„Wahrscheinlich", sagte ich, während die Gräfin dem Alten schalkhaft lächelnd drohte, „sind Sie selbst Meister auf irgend einem Instrument."

„Keineswegs", antwortete der dürre Herr und lief aufgeregt im Zimmer hin und her. „Das Bischen Clavier- und Violinspiel meiner Jugend habe ich glücklicherweise längst vergessen. War nicht schade darum. Denn ich hatte gerade so viel zusammenkratzen und klimpern gelernt, um mir den Genuß an den von mir mißhandelten Werken gründlich zu verleiden. Kritisieren und Singen wohnt selten einträchtig in einer Kehle bei einander. Meine Freuden waren und sind rein geistiger, übersinnlicher Art. Tage- und wochenlang kann ich über einer Partitur sitzen und mich mit den Augen in die widerspenstigen harten Notenköpfe hineinbohren, bis ich sie so weit habe, daß sie nach meinem Willen singen und springen. Dann aber höre ich auch Musik, Musik, wie ich sie sonst nirgends höre. Mein lieber Herr, eine Kunst, welche, um sich ihren Jüngern und Verehrern verständlich zu machen, erst der gütigen Mitwirkung von so und so vielen dünkelhaften, in ihre Unmanieren verliebten, aberwitzigen und verkniffenen oder ledernen und filzigen, verdrießlichen, fingerlahmen Professionisten bedarf, — eine solche Kunst soll der Teufel holen! Gott sei Dank ist unsere herrliche Musik

auf solche Leute nicht angewiesen. Jene schauderhaften, mit Recht Concerte genannten Veranstaltungen — ein Stück und ein Künstler liegt da immer dem anderen in den Haaren — sind eben nur für die Halbgebildeten. Die Aristokratie des Geschmacks kennt exclusivere Freuden."

Hier ging dem drolligen Eiferer der Athem aus. Er lehnte sich erschöpft an den Kaminsims und betupfte die hohe, tiefgefurchte Stirn mit einem gelbseidenen Taschentuche, das er nervös zwischen den Fingern drehte.

„Sie übersehen ganz, mein theuerster Baron", begann der Dichter, eine jugendliche, frei und sicher sich bewegende Erscheinung, und begleitete seine Rede nachdrücklich mit den feinen, wohlgepflegten Händen, „Sie übersehen, daß Ihre aristokratischen Grundsätze einer mit Recht viel geschmähten und bespöttelten Gattung von dilettantenhaften Machwerken zur Entschuldigung gereichen würden. Arm in Arm mit Ihrer Buch-Symphonie wird das Buch-Drama zum Tempel des Ruhmes eingehen wollen. Sind Sie gesonnen, sich zum Anwalt aller nicht aufgeführten Schauspieldichter aufzuwerfen? Nein, mein würdiger Freund, jede Kunst ist ihrem Wesen nach demokratisch, und sobald sie den Zusammenhang mit dem Volke verliert, gibt sie sich selbst verloren. Bücher und Partituren sind für Fachleute und Gelehrte vorhanden, die Bühne und das Podium aber für jedermann, er sei so vornehm und feingebildet oder so gemein und roh, wie er wolle. Und dies sagt Ihnen einer, der klüger thäte, Ihnen bei-

zustimmen und Ihnen das nächste Bändchen seiner Tragödien dankbarlichst zu widmen, nicht weil diese erhabenen Werke etwa zu heilig für die Coulissenreißer und zu tiefsinnig für die Gründlinge im Parterre wären, sondern einzig und allein des sonderbaren Umstandes wegen, daß sie niemand aufführen will."

„Bravo!" krähte eine heisere, in wunderlichen Lauten fistulierende Stimme vom Hintergrunde des Zimmers her, wo der Professor, ein freundliches, wohlbeleibtes Männchen, im Schaukelstuhle saß und von Zeit zu Zeit verstohlen aus einer winzigen goldenen Tabatière ein Prischen nahm, während alles über den Dichter lachte, „bravo, bravissimo! Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann, der ist gewiß nicht von den Besten — sagte Goethe. Ich aber sage euch," und der kleine Philosoph verfiel in einen höchst komischen feierlichen Bibelton, „ein Tag wird kommen, an welchem die große Zeitung in allen Straßenecken verkündet sein wird: Heute, unwiderruflich zum erstenmale „Der Winterkönig", historisches Trauerspiel in fünf Akten von H. Da werdet ihr hingehen und Buße thun und alle eure Sünden aufrichtig bereuen."

„Betrachten Sie doch, bester Herr Baron," wendete sich der Maler an den grimmigen Kunst-Aristokraten, der sich demonstrativ wieder in den Schmollwinkel seines Sofa's hatte fallen lassen, „jene ausgezeichnete Copie der van Eyckschen Cäcilia aus dem Genter Altarbild, welche, wenn ich nicht irre, auf Ihren speciellen Wunsch angefertigt und dort an die Wand gehängt worden ist! Die fromme Heilige, unser aller hochgelobte Schutz-

patronin, wäre sicherlich mit dem von ihr erfundenen Instrument allein ausgekommen und hätte ganz gut bei ihren Orgelphantasien auf jede fremde Mitwirkung verzichten können. Gleichwohl hielt sie es für keinen Raub, die lieben Englein des Himmels zu invitiren, daß sie ihr mit Harfenschall, Saitenspiel und Gesang accompagnirten. Und sind wir, die ein günstiges Geschick in Ihrem gastlichen Hause von den vier Weltgegenden her zusammengeführt hat, nicht ebenfalls eifrige Mitglieder jenes allgemeinen, über die weite Erde verbreiteten Cäcilien-Vereins, dem jeder angehört, der ein feines Ohr und ein empfängliches Herz sein eigen nennt? Geben wir bescheiden unserer Heiligen und dem Gewaltigen die Ehre, der sein „Seid umschlungen, Millionen" gesungen hat, und bitten wir die gegenwärtige holdselige Sibylle, den Geist Beethovens zu citiren und unsere Meinungsverschiedenheiten in reingestimmte Harmonie aufzulösen!"

„Meinetwegen!" brummte der Baron ärgerlich, „möge der Unsterbliche das letzte Wort behalten. Aber das vorletzte muß ich denn doch für mich in Anspruch nehmen, nur um den ehrlichen und einfältigen van Eyck vor den schnöden Sophistereien eines modernen Interpretationskünstlers zu beschützen. Sie, lieber L., könnten — Pardon, meine Herren — wie Sie da stehen und gehen, als Journalkritiker oder Kunstprofessor Ihr Glück machen. Ich bemerke Ihnen nur, daß jene musicirenden Engel da keine obligaten Stimmen geschätzter Dilettanten vorstellen, sondern den Gesang der himmlischen Sphären symbolisiren, durch welchen die heilige

Cäcilia sich zu ihrem Orgelspiel begeistert fühlte, Punktum."

„Du wirst persönlich, lieber Onkel," mahnte die sanfte Stimme der Gräfin, welche die ganze Zeit über mit ineinander gelegten Händen am Clavier gestanden und ihren Antheil am Gespräche nur durch Blicke und Mienen verrathen hatte. „Ein Zeichen, daß Du im Unrecht bist. Und daß ich Dir dies in Gegenwart unserer Freunde sage, wird hoffentlich ihren Unmuth beschwichtigen. Welchen Beruf man immer den freundlichen Engelsgesichtern da droben zuerkennen mag, jedenfalls betragen sie sich artiger als andere Musikliebhaber, da sie die an ihrem Instrument sitzende Dame nicht an der Ausübung ihrer Kunst verhindern!"

Die schöne Frau hatte mit liebenswürdiger Grazie Platz genommen, den mitten im Zimmer stehenden Concertflügel aufgeschlagen und leise angefangen, zu präludiren. „Was werden wir zu hören bekommen?" fragte der Dichter. — „Unser Gast, der uns heute zum erstenmale beehrt, hat freie Wahl", erwiderte die Gräfin und verneigte sich freundlich gegen mich. „Ich danke Ihnen für diese Auszeichnung", stotterte ich hoch erfreut, „und bitte um die F-moll-Sonate op. 57." Ein finsterer Schatten flog über das Gesicht der Gräfin, sie wechselte einen schnellen Blick mit dem Oheim, der fast erschrocken zu ihr hinübersah, erröthete bis in die Stirn, holte tief Athem und sagte mit mühsam verhaltener Erregung; „Dergleichen ist nichts für Frauenhände. Ich habe eine zu ehrfurchtsvolle Scheu vor dem männlichen Geiste, der dieses Werk durchdringt, als daß ich mich daran wagen möchte. Keiner meiner

Freunde hat es jemals von mir gehört.“ „Leider, leider“, bekräftigten die Anwesenden einhellig im Tone herzlicher Betrübniß.

Sollte diese Frau — so fragte ich mich zweifelnd — im Punkte der Künstler-Eitelkeit ebenso schwach sein wie andere? Will sie nur gebeten werden, um ihre Kunst als gnädiges Almosen an darbende Menschenkinder zu verschenken? Oder verstellt sie sich und kokettirt mit der Schwäche ihres Geschlechtes, um dann hinterher als doppelte Siegerin die Männerwelt zu demüthigen und zu beschämen? Ich gestehe, daß ich anfing, die schwarzsammtne Heilige mit wenig günstigen Augen anzusehen, und daß mir der verwegene Gedanke zu Kopf stieg, ihr ganzes Wesen wäre nur eine neue, nicht uninteressante Species weiblicher Gefallsucht. In diesem Sinne legte ich mir auch ihre Verwirrung aus und bestand um so hartnäckiger auf dem mir eingeräumten Vorrecht, als ich in der Erinnerung an das musikalische See-Abenteuer der vornehmen Künstlerin mit meiner Zudringlichkeit einen Gefallen zu erweisen vermeinte.

„Frau Gräfin“, rief ich, von meinen Trugschlüssen kühn gemacht, mit halb erheuchelter, halb aufrichtiger Emphase aus, „Sie können, ja Sie dürfen sich nicht länger sträuben, mir die erbetene Gunst zu bewilligen. Wüßte ich nicht, wie unvergleichlich Sie gerade jene Sonate spielen, ich würde nicht so dringend darum bitten. Aber ich war so glücklich, gerade den schwersten, den männlichsten Theil des Werkes von Ihren Händen zu empfangen, und die Begierde, nun das Ganze im Zusammenhange genießen zu dürfen, ist darum eine ver-

zeihliche.“ Auf meinen Bericht erwiderte die Gräfin, sie habe, da die Herren über Land gegangen waren, sich völlig allein und unbelauscht geglaubt, ein Boot fahre um jene Stunde kaum mehr so weit in den See hinaus, und so sei ich gegen ihre Absicht ihr Zuhörer gewesen.

Zu meinem großen Erstaunen fuhr der alte Herr jetzt mit leidenschaftlichem Ingrimm gegen mich los und schleuderte mir einige unzweideutige Grobheiten in's Gesicht, die mich genöthigt haben würden, sofort das Haus zu verlassen, wäre die schöne Frau nicht dazwischen getreten nnd hätte mich zum Bleiben gezwungen. Der Baron entschuldigte seine Uebereilung so gut er konnte, die Gräfin aber erklärte mit der ihr eigenthümlichen Feierlichkeit, daß sie ihrem gekränkten Gaste eine außerordentliche Genugthuung geben müsse, und daß sie keine würdigere kenne, als die Erfüllung meines Wunsches.

Sie schnitt jeden Widerspruch von meiner und des Oheims Seite dadurch ab, daß sie sich an's Clavier setzte und die „Appassionata“ begann. Schon bei den ersten, aus der dunklen Tiefe des Basses emporsteigenden Klängen hatte ich den wunderlichen Zwischenfall vergessen, und den anderen schien es ebenso zu ergehen. Alle lauschten wir in einer Art von erdentrückter Verzauberung den wohlbekannten und doch ewig geheimnißvollen Bekenntnissen des Beethoven'schen Geistes, und jeder mochte sich im Stillen sagen, daß er kaum jemals etwas Vollendeteres, Ergreifenderes und Ueberzeugenderes gehört habe. Man fühlte sich wie von der unmittelbaren Nähe des Unsterblichen überschauert und hätte vor seinem Bilde in die Knie sinken mögen. Aber auch nie zuvor war mir

das Werk unter Verhältnissen begegnet, die so glücklich mit seinem Wesen übereingestimmt hätten, wie hier. Der Genius des Tondichters schien sich mit den Genien des Ortes und der Zeit verbrüdert zu haben, um unter unzähligen Möglichkeiten die einzig richtige Verbindung einzugehen, und einmal und nie wieder das absolut vollkommene Ideal seiner Schöpfung herzüstellen.

In diesem stillen, dem nichtigen Treiben der Welt entrückten, nur mit wenigen beziehungsvollen Gegenständen verwandter Künste geschmückten Gemache, das durch seine architektonische Beschaffenheit wie kein zweites seinem Zwecke angepaßt war, gab es nichts, was die musikalische Andacht eines aufmerkenden Auditoriums hätte stören können. Kein Wagen rollte draußen vorüber, keine Menschenstimme drang herein, kein Vogel sang, keine Uhr tickte, und die fünf, durch die einmüthige Begeisterung für die göttliche Kunst miteinander verbundenen Zuhörer wagten kaum zu athmen. Das einzige Geräusch, welches sich vernehmen ließ, rührte von dem Winde her, der sich nach Sonnenuntergang aufgemacht hatte und die Wipfel bes Parkes bewegte, sowie von der Brandung der an das Gestein des Ufers schlagenden Wellen; und diese einförmige Musik der Natur war ein helldunkler Stimmungsgrund für das leuchtende Tongemälde, das auf ihm erschien, ein leise summender Orgelpunkt, von welchem sich die Harmonien um so kräftiger abhoben. Durch die offenen Fenster sah man in die Dämmerung des trüben Abends hinaus; über dem unruhigen See stiegen brauende Nebel auf, die in phantastischen Formen durcheinander wogten und mit ihren grauweißen

Schleiertüchern den Himmel zur Erde herabzogen, — das jenseitige Ufer verschwand, und die Unendlichkeit eines meerweiten, unbegrenzten Horizonts that sich auf. Aus dieser wallenden, unbestimmten Masse schien die Künstlerin ihre Tongestalten herauszuholen. Unverrückt blickte sie mit starren, weitgeöffneten Augen in einen großen Spiegel, der ihr gegenüber oberhalb der Eingangsthür in schräger Richtung gegen die Zimmerdecke angebracht war und nichts als das unheimliche Bild der nahen Wasserfläche zurückwarf. Die rasch zunehmende Dunkelheit verwischte endlich die Farbenlinien aller Gegenstände und machte es unmöglich, die Gesichtszüge der Gräfin zu erkennen. Nur ihre Silhouette zeichnete sich scharf von dem grauen Himmel ab, in welchem es zu wetterleuchten anfing, und auch die kurzen, hastigen Bewegungen ihres Oberkörpers, die ihren Affect verriethen, waren noch zu bemerken.

Sonderbar! Während des erschütternden Vortrages, den ich mit der größten Spannung verfolgte, konnte ich mich von einem ganz bestimmten Eindruck nicht befreien, der sich mir schon nach wenigen Takten aufgezwungen hatte. War es der eigenthümliche Anblick des Wassers und der über ihm schwebenden Dünste oder das Spiegelbild dieses Phänomens, was meiner Einbildungskraft eine besondere Richtung gab, oder lag vielleicht in dem Spiele der Künstlerin ein verborgener Fingerzeig, der nach den elementaren Kräften der landschaftlichen Umgebung hindeutete — genug, es stellte sich mir ein augenblicklicher Zusammenhang zwischen der Beethovenschen Sonate und den geheimnißvollen, in Luft und Flut

waltenden Mächten her, von welchem wahrscheinlich der Componist sich nicht das mindeste träumen ließ. — —

— — — — — — — — — — — — — — —

In der smaragdgrünen, von tausend Lichtern glitzernden Wasserfläche badet sich die Sonne. Schwül und drückend lastet die Athmosphäre auf dem See. Ein beklommenes Erwarten athmet in der Natur. Die über und unter der Fluth wohnenden Geister rüsten sich auf ein schrecklich schönes Schauspiel, das ihnen der alte Erderschütterer verheißen hat. Der säuselnde Wind, welcher den blanken Seespiegel überhaucht, ist nur der Vorbote des in der Ferne heraufziehenden furchtbaren Sturmes. Aus der unergründlichen Tiefe steigt die reizende Tochter der Wogen, hinaufgesendet, um die schwachen Sinne der Sterblichen zu bethören. Bald hier, bald dort erhebt sie ihr langhaariges, von zackigen Korallen gekröntes Haupt und späht neugierig in die Weite. Wer sie von ungefähr erblickt, wie sie den schneeweißen, üppigen Leib auf den Schaumkämmen der Wellen schaukelt, ist ihrem Zauber unrettbar verfallen. Dort schwebt schon der leichte Nachen heran, welcher das vom Schicksal gezeichnete Opfer seinem Untergange zuführt. Der Jüngling, der das Schifflein mit kundiger Hand lenkt, ist ein Bild männlicher Stärke und Schönheit, und ein melancholischer Zug von sinniger Schwärmerei steht ihm wohl an. Er vertraut der Kraft seiner Ruder, ohne zu ahnen, daß der Geist, welcher sie regiert, mit den finsteren Gewalten des feuchten Abgrundes verwandt ist. Ein unbestimmtes träumerisches Sehnen hat ihn ergriffen und läßt sein Herz höher schlagen. Da sieht er das goldrothe Köpfchen der schwimmenden Fee,

sie lächelt ihn mit ihren großen dunklen Augen so sonderbar an und winkt ihm mit den blendenden Armen. Ganz nahe vor ihm ist sie aufgetaucht, und er glaubt sie mit der Hand erreichen zu können. Aber eine schnell heranstürzende Welle entführt sie wieder, und mit hellem Lachen schüttelt sie ihr langes Haar, daß ein Sprühregen diamantener Tropfen wie ein flimmernder Mantel ihre Schultern umgibt. Rasch entschlossen setzt er der Flüchtigen nach, die ihn weiter und weiter vom Strande fort in den See hinauslockt. Eine fieberhafte wilde Jagd beginnt, pfeilschnell durchschneidet der scharfe Kiel im Zickzack das Wasser, die Ruder ächzen in ihren Banden, und die Brust des Schiffers keucht von der übermenschlichen Anstrengung. Unbemerkt folgen die Geister der Tiefe, ruhig unter der Oberfläche dahingleitend, den beiden nach. Das gefährliche Spiel wechselt, wiederholt und erneuert sich und bleibt doch immer dasselbe. Endlich scheint die übermüthige Schwimmerin zu ermüden; mit ausgebreiteten Armen, den Kopf zur Seite geneigt, wiegt sie sich auf der dunklen Fluth und empfängt ihren Verfolger mit demüthigen Blicken, als wolle sie sich ihm ergeben; die Welle bebt erwartungsvoll zurück, der Wind hält seinen Athem an, das Fahrzeug schießt, von einem gewaltigen letzten Ruck angetrieben, nahe herzu; der Jüngling, dem das Blut bis in den Hals hinaufsteigt, streckt sehnsüchtig die Hand aus, um die Geliebte zu sich in's Boot zu ziehen, — doch im letzten entscheidenden Augenblicke wendet sich die Treulose und verschwindet blitzartig in der grünen Nacht ihres Elements. Rastlos durchkreuzt der Betrogene die weite Fläche, ein unsag-

bares Weh erfüllt seine Seele, mit brennenden Augen durchforscht er den Kreis der Fluth; aber spiegelglatt bleibt alles, und kein Korallenhaupt taucht wieder auf. Plötzlich dringt es leise wie fernes Glockenklingen zu dem Lauschenden empor. Immer klarer und durchsichtiger wird das Gewässer, und in der schwindelnden Tiefe des Sees erscheint, von goldenen Zinnen und krystallenen Kuppeln überragt, ein wunderbarer Prachtbau: der Palast der Wasserfee. Auf einem aus weißen Seerosen bereiteten Ruhebette liegt friedlich mit geschlossenen Augen die Tochter der Wogen und schläft. Ihr schimmerndes Haar dient ihr zum Kissen, die linke Hand ruht auf dem athmenden Busen, ihre Rechte hängt nachlässig vom Körper herab; rings um ihr Lager kniet eine Schaar lieblicher Mädchen, die den seraphischen Gesang ihres Schlummerliedes auf silbernen Harfen begleiten, während andere aus perlmutterfarbenen, vielfach gewundenen Muscheln tiefe, glockenähnliche Töne hervorstoßen. Ein süßer Traum umfängt die schöne Schläferin und überzieht ihre Wangen mit zarter Röthe, sie lächelt und bewegt die purpurnen Lippen, um einen theuren Namen auszusprechen .... Da streicht plötzlich ein kühler Windhauch über die Fläche des Sees, der blanke Spiegel ist getrübt, das reizende Bild zerrinnt und der im Boot sitzende Träumer fährt erschreckt aus seinem Hinbrüten auf. Der Tag hat sich in finstere Nacht gewandelt, eine schwarze Wetterwand, vor welcher schwefelgelbe Wolken herflattern, steht wie eine undurchdringliche Mauer auf dem Wasser. Die Windstöße wiederholen sich immer schneller und heftiger; gleich einer Heerde wilder weißer

Rosse stürmen die Wellen auf den Entsetzten los, überall aus der gähnenden Dunkelheit erheben sich scheußliche Köpfe, halb Thier, halb Pflanze, mit langen Bärten von Seegras, welche die Augen rollen und die fischzähnigen Rachen aufsperren, und hunderte von wurzelförmigen Armen scheinen nach dem kleinen Schiff und seinem Steuerer zu greifen. Er denkt an keine Rettung mehr, Wahnsinn und Verzweiflung durchwühlen sein Hirn; auch ohne den Orkan, der das Boot wie eine Nußschale hin und her schleudert, wäre er ein verlorner Mann. Mit den Rudern schlägt er nach den Ungeheuern, die ihn immer drohender und enger umringen; durch das Pfeifen des Sturmes und das Rollen des Donners erschallt ein gellendes Hohngelächter, und hoch in den Lüften jagt ein gespenstischer Zug vermummter Gestalten vorüber, die einen offenen, leeren Sarg tragen. Hinter ihm steht, von bläulichen Blitzen umschlängelt, auf einer glühenden Wolke die Tochter der Wogen, zur schrecklichen Rachegöttin verwandelt; ein Donnerkeil entfährt ihrer zielenden Hand und über dem zerschmetterten Nachen, der mit dem Schiffer in den Fluthen versinkt, schlagen gurgelnd und brausend die Wellen zusammen. — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Der letzte Accord der Sonate war verklungen, vom See her antwortete ihm ein dumpfes Rollen, welches das Nahen des aufsteigenden Gewitters ankündigte. Die Künstlerin lehnte sich erschöpft in ihren Sessel zurück und schien die Augen geschlossen zu haben. Im Zimmer war es unterdessen völlig dunkel geworden. Niemand sprach ein Wort. Alle standen wir unter dem Banne

des eben gehörten Meisterwerkes, das wie die Offenbarung einer höheren Welt an unser Herz gerührt hatte, und jeder war mit seinen stillen Gedanken beschäftigt. Der erste, der den Muth fand, das lange Schweigen zu unterbrechen, war der kleine Professor.

„Unser Dank und Beifall sind stumm," sagte er, „stumm, wie jedes tiefste Gefühl. Mich hat es immer gewundert und oft geradezu verletzt, wenn ich sah, wie Menschen, die auf Bildung des Geistes und Herzens Anspruch erheben, unmittelbar nach einem großen und reinen Kunstgenuß in die Hände klatschen oder in laute Zurufe der Bewunderung ausbrechen können. Ein echtes Werk der Kunst gibt uns so viel zu empfinden und hinterdrein so viel zu denken, daß wir weder Zeit noch Lust haben sollten, uns mit unserer eigenen Person zu beschäftigen, nur um anderen zu zeigen, wie wir uns zu der Sache verhalten. Ihr herrliches Clavierspiel, meine hochverehrte Freundin, hat mich in der Ansicht, daß die „Appassionata" das vollkommenste Werk ihrer Gattung sei, bestärkt und befestigt."

„Das ist auch meine Meinung," ließ sich der Baron vernehmen, „und ich freue mich, daß wir uns hierin begegnen. Bei vielen in cyklischer Form auftretenden musikalischen Compositionen, ja selbst bei den von Beethoven geschaffenen, kommt es vor, daß ihren einzelnen Sätzen der innere organische Zusammenhang fehlt. Wir fragen uns: Warum gerade dieses Adagio neben diesem Allegro? und suchen vergebens nach einem plausiblen Grunde der Erklärung, Die Verwandtschaft der Tonarten ist doch nur ein sehr äußerliches Binde-

mittel und reicht für die ideelle Einheit eines mehrgliedrigen Werkes nicht aus. Den Vorläufern der Sonatenform, den älteren Suiten, Partiten und Serenaden durfte das Festhalten an der Tonart genügen, denn sie hatten es mehr auf die Ergötzung des Zuhörers abgesehen, als daß sie ihn zu erheben oder zu erbauen trachteten, und die bunte Reihe ihrer Tanzmelodien gefiel sich mit Recht in möglichst reicher und lustiger Abwechselung. Noch der große Scarlatti mochte die zweitheiligen Sätze seiner Sonaten einen „sinnreichen Scherz der Kunst" nennen. Aber seit Haydn der Instrumentalmusik ihre ewig gültigen Gesetze im Grundriß vorzeichnete, seit Mozart, dem alles, was er berührte, Musik wurde, den schönen Körper mit einer schönen Seele begabte und Beethoven die beseelte und elastische Form zur Trägerin himmelstürmender Phantasien, zur Vertrauten intimster Erlebnisse, zur Verkündigerin des allerpersönlichsten Wünschens, Hoffens und Sehnens sich auserkor, lassen wir uns nicht mehr mit unterhaltenden und zerstreuenden Tonspielen abfertigen, sondern verlangen nach einer künstlerischen Idee von tieferer Bedeutung."

Der Baron, der seine kühlen theoretischen Auseinandersetzungen mit ungewöhnlicher Wärme vorbrachte, war aufgestanden und durchmaß das Zimmer mit großen Schritten. Er blieb vor dem Professor stehen, der ihn nicht ohne einen Anflug von Ironie fragte:

„Und wie denken Sie, wenn ich so frei sein darf, mich danach zu erkundigen, über den geistigen Inhalt der „Appassionata"? Dem Namen nach . . ." — „Die

Bezeichnung rührt nicht vom Componisten her", unterbrach der Baron den Kleinen, der behaglich auf sein Döschen klopfte, „sondern ist von irgend einem Schwachkopf erfunden worden. Sie könnten den Namen vor die Mehrzahl der Beethoven'schen Werke, ja eigentlich vor alles setzen, was Musik heißt. Musik scheint mir der unmittelbarste und darum auch eindringlichste künstlerische Ausdruck des Leidenschaftlichen zu sein. Der Begriff der Leidenschaft, welcher mir dabei vorschwebt, ist freilich ein anderer als der gebräuchliche. Ich gehe auf den sprachlichen Ursprung des Wortes zurück, wonach die Leidenschaft einen wirklich leidenden Zustand des Menschen bezeichnet. Doch das würde mich zu weit abführen, am Ende gar bis zu der mystischen Gleichstellung von Leiden und Leben. So viel sei noch bemerkt, daß wieder nur das Aussprechen, vor allem das künstlerische Aussprechen der Leidenschaft den duldenden Menschen von seinem Leiden erlöst. Was aber Ihre Frage nach dem geistigen Inhalt der „Appassionata" betrifft, so wäre die Beantwortung derselben eine sehr schwierige, umständliche und verwickelte. Sie könnten zehn verschiedene Antworten bekommen, von denen jede zu Recht bestände, ohne daß sie eine zufriedenstellen würde. Sie wissen wohl, daß Schindler, jener fatale „ami de Beethoven", seinen großen Freund der „Appassionata" wegen direct interpellirte und mit der ihn zum Besten haltenden Erwiderung abgespeist wurde: „Lesen Sie Shakespeare's Sturm!" Beethoven hätte ihm ebensogut Dante's Inferno zur aufklärenden Lectüre empfehlen können. Möglich übrigens, daß Schindler den Componisten, der ihm etwas von

einem Sturm zugebrummt haben mochte, mißverstanden hat. Dergleichen widerfuhr ihm öfter. Wozu wollen wir uns auch mit dem Forschen nach dem abstracten Gedanken einer reinen Instrumentalmusik quälen? Das Beste an ihr ist eben, daß sie keinen zu haben braucht. Die Programmatiker mögen immer ihre bemalten Papierdrachen steigen lassen, so weit ihre Schnur reicht, und so lange der Wind ihnen günstig ist. Beethoven's Phantasie nimmt Flügel der Morgenröthe oder gleitet auf den Adlersfittichen des Sturmes zwischen Himmel und Erde dahin; wer sagt uns, woher und zu welchem Ziel? Unter der Idee des Tonwerkes will ich in erster Linie etwas Musikalisches verstanden wissen, das in Worten nicht auszudrücken, nicht zu erschöpfen ist. Ein rhythmisches, harmonisches oder melodisches Motiv oder auch die Vereinigung mehrerer solcher Motive zu einem grundlegenden Thema gibt mir die Idee des Componisten und seiner Schöpfung. Je einfacher diese Idee ist, je faßlicher sie sich dem Gehör darbietet, je charakteristischer sie von anderen ihrer Art sich unterscheidet, desto besser für das Werk. In der Erfindung solcher primitiven Urgedanken zeigt sich das Genie, in der Ausführung derselben das Talent und die Kunst des Componisten. Unumstößlich fest steht mir die Thatsache, daß die einfachsten musikalischen Ideen auch die ergiebigsten sind. Beispiele drängen sich Ihnen von allen Seiten zu. Jedes Fugenthema von Bach, jeder symphonische Gedanke eines Mozart, Beethoven und Brahms beweist es Ihnen. Auch ein so weit ausgreifendes, vieldeutiges und an interessanten Einzelheiten überreiches Tongedicht, wie die „Appassionata“, ruht auf der be-

scheidensten Basis, geht aus den unscheinbarsten Anfängen hervor. Ein consonierender Dreiklang und ein dissonierendes Intervall sind die winzigen treibenden Keime, aus denen der stolze Baum emporwächst. Was ist das erste Thema anderes, als eine rhythmische Ordnung der auf- und absteigenden drei Töne des F-moll-Accords? Doch übersehen Sie auch nicht den großen Secundschritt, der am Schlusse der Periode zögernd vor und zurückgeht. In ihm steckt mehr, als man sich anfangs von einer bloßen Trillerverzierung träumen läßt. Denn jenes räthselhafte, im Baß angeschlagene paukenartige Motiv mit der kleinen Secunde Des—C, welches rhythmisch und melodisch außerordentliche Wichtigkeit erlangt, ist nur der melancholische Schatten des vorhergehenden großen Secundschrittes D—C. Von dieser leise aus der Tiefe heraufpochenden Klage wird das Werk bis ins Finale hinein durchdrungen und erschüttert. In der sehnsuchtsvollen Seitenmelodie (As-dur) erkennen Sie ohne Schwierigkeit die Umkehrung des Hauptthema's, und alles übrige, was sich daran reiht, läßt sich ebenso leicht auf die beiden Grundmotive des Werkes zurückführen. Das Intervall der Secunde beeinflußt auch die Themen des Andante und des dritten Satzes. Jene höhere Einheit, welche ich als Postulat für alle Werke in cyklischer Form hingestellt habe, ist ein Product dieser und anderer geheimen Beziehungen, welche die in ihrem Charakter grundverschiedenen Theile der Sonate zu einem harmonischen Ganzen verbinden. Verzeihen Sie mir, meine Herren, diese Kathederrede pro domo, mit der ich unserem guten Professor ins Mundwerk gepfuscht habe. Aber ich

mußte einmal sagen, was ich längst auf dem Herzen hatte, und sollten selbst ein Dichter und ein Maler darüber eingeschlafen sein."

Beide Herren protestirten lebhaft gegen diese Verdächtigung. Im Zimmer wurden die Lichter angezündet, und während man in den Salon ging, um den Thee zu nehmen, sagte der Dichter, welcher die Gräfin zu Tische führte: „Trotzdem die gelehrte Ausführung des Herrn Barons, so weit ich ihr mit meinem Laienverstande zu folgen vermochte, mich in hohem Grade interessirt hat, wage ich doch, zu behaupten, daß sie nicht der geeignete Epilog gewesen ist für den unvergeßlich schönen Kunstgenuß, den wir unserer liebenswürdigen Wirthin zu verdanken haben. Eine solche Zergliederung unserer Freuden gemahnt an die gefangene Libelle und ihr traurig dunkles Blau. Auch hoffe ich, das die „Appassionata", unbeschadet ihrer großen und kleinen Secundschritte, noch andere als technische Deutungen zuläßt. Wie wäre es, wenn jeder der Anwesenden eingestände, was für Empfindungen, Vorstellungen oder Gedanken ihm während jenes Vortrages aufgestiegen sind? Unser Symposion gewänne dadurch den Reiz einer originellen Unterhaltung, welche vielleicht der Aesthetik der Tonkunst zu gute käme und die in ihr herrschende Confusion ein wenig aufhellend beleuchtete."

Die Gräfin, an welche diese Worte vornehmlich gerichtet waren, senkte nur beipflichtend ihr schönes Haupt. Sie dachte offenbar an ganz andere Dinge. Hatte sie doch bisher mit keiner Silbe verrathen, daß das Gespräch ihre Theilnahme erregte. Mir, der ich ihr

gegenüber saß, fiel die geisterhafte Blasse ihres Gesichtes beängstigend auf, seidem ich ein paar abgezirkelte rothe Flecken auf ihren Wangen brennen sah, die ihr das Aussehen einer Fieberkranken gaben. Der Oheim wollte gegen den Vorschlag des Dichters protestiren, aber die anderen überstimmten ihn, und der Maler rief fröhlich: „So sei es, und mein Freund, der so glücklich gewesen ist, der Gräfin das Meisterstück ihrer Kunst abzubitten, mache den Anfang“.

L. trank mir aufmunternd ein Glas Madeira zu, und mir blieb nichts übrig, als mit der Beichte meiner Vision herauszurücken. Ehe ich mein Seemärchen erzählte, hielt ich es für nöthig vorauszuschicken, daß ich im allgemeinen kein Freund derartiger weit ausgesponnener, poetisierender Musikbeschreibung sei, hinter welcher sich meist ein nichts weniger als musikalischer Geist zu verbergen pflege. Nur die außergewöhnlichen Umstände, welche den Vortrag der Sonate begleiteten, könnten zu meiner Entschuldigung dienen. Ich erwähnte die eigenthümliche Abendstimmung, die Aussicht auf das düstere, neblige Wasser und vergaß auch nicht des Spiegels zu gedenken, den ich über der Thüre bemerkt hatte. Mein vis-à-vis wurde aufmerksam und betrachtete mich mit erstaunten, weit geöffneten Augen, die, je länger ich sprach, einen immer entsetzteren Ausdruck annahmen. In Verwirrung und Bestürzung versetzt — denn ich bemerkte, daß auch der Oheim unruhig wurde und mir feindselige Blicke zuschoß — wollte ich meine Erzählung abbrechen und mit irgend einer scherzhaften Bemerkung schließen, als die Gräfin plötzlich einen leisen

Schrei ausstieß und gleich darauf ohnmächtig in die Lehne ihres Sessels zurückfiel. Alles sprang ihr bei, man besprengte sie mit frischem Wasser und belebenden Essenzen, und als sie nach wenigen, eine Ewigkeit währenden Minuten wieder zu sich gekommen war, brachte sie der Baron mit Hilfe der herbeigeeilten Kammerfrau in ihr Schlafzimmer. Bald kehrte er, noch vor Angst und Aufregung bebend, in den Salon zurück, tröstete die erschreckten Herren mit der Nachricht daß der Nervenanfall seiner Nichte vorüber sei, daß sie sich schon wieder wohler fühle und nur der Ruhe bedürfe, um sich vollständig zu erholen, und verabschiedete uns mit würdiger Haltung.

L. begleitete mich, während es in Strömen vom Himmel herniedergoß, bis in den Gasthof, und wir besprachen das merkwürdige Ereigniß, ohne eine Lösung des Räthsels zu finden. Am nächsten Tage sollte sie mir werden. Gegen Mittag war ich ausgegangen, um mich im Schlößchen nach dem Befinden der Gräfin zu erkundigen. Noch hatte ich nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, als mein Freund mir entgegenkam und mir einen Brief der Schloßherrin vorlas folgenden Inhalts:

„Seehof, den 30. September 188 . , 1 Uhr nachts. Wenn Sie diese Zeilen empfangen, lieber L., bin ich bereits mit dem Onkel auf dem Wege nach Italien. Mich litt es nicht länger in meinem Landhause, das mir durch den Vorfall von gestern Abend verleidet worden ist. Mir ahnt, daß ich es nie mehr bewohnen werde. Der Gedanke, Sie, Ihren Freund, oder einen anderen dort wiederzusehen, war mir unerträglich, obgleich ich nicht recht zu

sagen weiß, warum? So bin ich denn beim ersten Tagesgrauen davon und rufe Ihnen allen ein herzliches Lebewohl zu. Ohne es zu wollen, noch zu wissen, hat Ihr Freund an eine Wunde meines Herzens gerührt, die mich, ich fühle es, mein Leben kosten wird, wie sie mich meine Ruhe gekostet hat. Als ich mich von meinem Gatten scheiden ließ — er ist nun auch schon fünf Jahre todt — wunderte sich niemand über diesen Schritt. Der Sportsman und die Künstlerin, welche der Wille eines adelsstolzen Vaters und meine eigene Gedankenlosigkeit verkuppelt hatte, paßten eben nicht zu einander. Was aber bisher niemand außer meinem guten Onkel erfahren hat, und was ich Ihnen hier sagen will, ist, daß die Trennung von meinem Gatten noch ihren besonderen Grund gehabt hat. Sie erinnern sich wohl noch des jungen Claviervirtuosen und Componisten, den ich ein Jahr nach meiner unseligen Heirat drüben in Felden kennen lernte, der seitdem fast täglich zu uns herüberruderte und der bei einem Gewitter im See verunglückte? Sie machten, als die Katastrophe sich ereignete, gerade eine Reise nach dem Nordcap, und fanden mich erst wieder, als ich eine welt- und lebensmüde Frau war. Meine geliebte Kunst, die erhabene Einfalt der Natur und der Umgang mit wenigen bedeutenden Menschen retteten mich vor Menschenhaß und völliger Vereinsamung. Jener Künstler — wir nannten ihn seines hohen Ingeniums und seiner Sonderbarkeiten wegen den Beethoven Redivivus — stand meinem Herzen näher, als ich bei seinen Lebzeiten glauben wollte. Ich wähnte nur seinen göttlichen Geist zu lieben, dem ich Alles verdanke, was

ich weiß und vermag, aber erst als sie den Entseelten mir in's Haus trugen, erkannte ich verzweifelt, daß ich mehr, daß ich Alles an ihm verloren hatte. Der Tag, an welchem er, hingerissen von den Klängen der F-moll-Sonate — er hörte sie, wie er sagte, am liebsten von mir — es wagte, mir seine leidenschaftliche Zuneigung zu gestehen, war der Tag seines Todes. Trotzdem ich nichts mehr für meinen Gatten empfand, dem meine Kunst und Alles, was mit ihr zusammenhing, unbequem, widerwärtig und verächtlich schien, blieb ich meiner Pflichten eingedenk und stieß den Aermsten in sein Verderben. Er wand sich vor mir auf den Knien und flehte mit erhobenen Händen und überströmenden Augen um ein Wort der Gnade und Verzeihung. Ich aber wies schweigend nach der Thür und wendete ihm den Rücken. O, hätte ich ihn doch gelinder behandelt, ihn zu mir zurückgerufen, ihm vergeben, ihn erhört! Vom Fenster aus sah ich ihn ohne Hut wie einen von den Furien verfolgten Wahnsinnigen durch den Park zur Terrasse stürzen; dort lag sein Boot angekettet, er sprang hinein und ruderte in den See hinaus, wo der fürchterlichste Sturm, den ich je erlebt, im Anzuge war .... Nach drei Stunden fand ihn der Gärtner todt am Ufer liegen, den Schaft eines zerbrochenen Ruders in der Hand. Wie ich die Leiche vor mir sah, brach das Gefühl, das ich so lange gewaltsam unterdrückt hatte, mit dem heftigsten Ungestüm in mir aus. Ich warf mich über den geliebten Todten, rief ihn beim Namen, strich ihm die nassen Haare aus der Stirn und bedeckte seine bleichen Wangen und Lippen mit Küssen. So überraschte mich der Graf, der von

seinem abendlichen Spazierritte heimkam. Die Scene, welche nun folgte, können Sie sich denken. Mich berührte nichts von alledem, was mir vorgeworfen wurde. Auf dem Ortsfriedhofe in Felden begrub ich den Geliebten und mit ihm alle meine Hoffnungen und Wünsche. Meine Kunst blieb mir sein heiliges Vermächtniß, und wenn ich, am Clavier sitzend, in jenes Spiegelglas schaue, welches mir den See und das jenseitige Ufer mit der kleinen Friedhofscapelle zurückwirft, ist es mir oft, als käme der wohlbekannte Nachen herübergesteuert, um mir den Verlorenen wiederzubringen. Manchmal auch taucht aus der grünen Flut ein blasses, von dunklen Locken umwalltes Gesicht empor, das mich wehmüthig anlächelt.

Theilen Sie diese traurige Geschichte den Freunden mit. Ich habe keinen Grund mehr, sie zu verheimlichen und brauche mich ihrer nicht zu schämen. Tausend Lebewohl von Ihrer Malvine."

Im März des nächsten Jahres erhielt ich von der Hand des Barons die kurze, aus Rom datirte Anzeige, daß seine Nichte an einem zehrenden Fieber, dessen Vorboten sich bald nach ihrer Ankunft in Italien gemeldet hätten, gestorben sei. Einer letztwilligen Verfügung zufolge sind die sterblichen Ueberreste der Gräfin auf dem Feldener Friedhofe beigesetzt worden.

Der III. laufende Jahrgang brachte folgende ausgezeichnete Werke:

Die Weltverbesserer und andere Geschichten von J. V. **Widmann. (Novellenbuch** II.)

Weihnachtsspiele. Bilder aus der deutschen Geschichte zu festlichen Aufführungen für Jung und Alt von Dr. **Leop. Florian Meißner**. Mit einem Bilde von **J. Benck**.

Auch die Werke des I. und II. Jahrganges sind nicht von geringerer Bedeutung und wurden von der **gesammten Kritik glänzend** besprochen. Es sind dies folgende 8 Bände:

Vor dem Gewitter. Roman von **Bertha von Suttner.**

Novellenbuch I, mit Beiträgen von E. Marriot, Franz Nissel, Julius v. d. Traun, C. Karlweis 2c.

Letzte Wiener Spaziergänge von **Daniel Spitzer.** Mit einer Charakteristik seines Lebens und seiner Schriften von Max Kalbeck. (Dazu eine Heliogravure: Spitzer's Porträt nach Leopold Müller und Facsimile seiner Handschrift.)

Der grundlose Optimismus. Ein Buch der Betrachtung, von **Hieronymus Lorm.**

Das Recht der Lebenden. Roman von **Anna Vogel vom Spielberg.**

Resurrexit. Neue Geschichten und Skizzen aus der Klosterwelt von **Oscar Teuber.**

Faust, Tragödie von Göthe. Für die Bühne in drei Abenden eingerichtet und mit einer Einleitung versehen von **Adolf Wilbrandt.**

Wanderungen in Afrika. Studien und Erlebnisse von **Oscar Lenz.**

Die bis Ende des Jahres 1895 bereits erschienenen **10 Bände** werden complet in einem **eleganten Kästchen** um **20 fl.** abgegeben. Das Kästchen apart kostet 2 fl. (Siehe die Abbildung.)